This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Thüringer Volks-Kalender

1861.

Thüringer
Volks-Kalender
für Heimath und Fremde.

Begründet und herausgegeben

von

Müller von der Werra.

Mit Originalbeiträgen

von

Ludw. Bechstein, Aug. Baron v. Berlepsch, Dr. L. Brehm, Heinr. Brückner, Adolf Bube, Dr. Büchner, F. W. Donauer, A. Fugmann, G. Heusinger, Heinrich Jäde, Hermann Jäger, H. Justus, Ludw. Köhler, P. Motz, Müller von der Werra, Ludw. Räthel, Joh. Schneyer, August Sommer und Alexander Ziegler.

Mit 46 Holzschnitten nach Zeichnungen von Max Brückner in Coburg und Herm. Pansée.

und

einer Musikbeilage von Alb. Methfessel.

Zweiter Jahrgang 1861.

THE ...LDE... ND
LIBR...

Leipzig,

Hermann Mendelssohn.

Thüringer
Volks-Kalender
für Heimath und Fremde.

Begründet und herausgegeben

von

Müller von der Werra.

Mit Originalbeiträgen

von

Ludw. Bechstein, Aug. Baron v. Berlepsch, Dr. L. Brehm, Heinr. Brückner, Adolf Bube, Dr. Büchner, F. W. Donauer, A. Fugmann, G. Heusinger, Heinrich Jäde, Hermann Jäger, H. Justus, Ludw. Köhler, P. Motz, Müller von der Werra, Ludw. Räthel, Joh. Schneyer, August Sommer und Alexander Ziegler.

Mit 46 Holzschnitten nach Zeichnungen von Max Brückner in Coburg und Herm. Pansée.

und

einer Musikbeilage von Alb. Methfessel.

Zweiter Jahrgang 1861.

THE HILDEBRAND LIBRARY

Leipzig,
Hermann Mendelssohn.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

A. 34074.

Vorrede.

Höchst überraschend ist die freundliche und wohlwollende Aufnahme gewesen, welche dem „Thüringer Volkskalender“ im vorigen Jahr bei seinem ersten Erscheinen zu Theil wurde. Ueberall wo der gutmüthige, naturwüchsige Fremdling hinkam, war er herzlich willkommen und er wurde durch die günstigen Erfolge so ermuthigt, daß er nicht allein seine Wanderung bis in den fernsten Norden und Süden ausstreckte, sondern sogar eine kühne Seefahrt nach Amerika unternahm. Und er hatte sich in seinen Plänen nicht verrechnet, denn drüben über dem Ocean wurde er von seinen ausgewanderten Landsleuten doppelt willkommen geheißen und sah sich bald auch in die Familien anderer Deutscher eingeführt.

Insbesondere weiß es der Thüringer Volkskalender zu rühmen, daß ihn als schlichten Wanderer die Thüre vieler Herren, die als strenge und anerkannte Kritiker zu Gericht sitzen, nicht verschlossen blieb und daß sie ihm nach näherer Bekanntschaft in ihren öffentlichen Blättern unparteiisch beurtheilten und zu seinem Unternehmen aufmunterten. Manch' lehrreicher Wink, den diese Herren ihm für die Lebensreise gegeben, blieb nicht unbeachtet und der Thüringer Volkskalender wird auch ferner jeden wohlgemeinten Rath gewissenhaft in Erwägung ziehen. Vielfach wurde der Wunsch ausgesprochen, dem populär wissenschaftlichen Theile einen größeren Raum zu gestatten und gern hab' ich in diesem Jahrgange ein Gleichgewicht zwischen dem rein unterhaltenden und dem belehrenden Abschnitt herzustellen gesucht.

Die reiche Zahl der thüringischen Schriftsteller hat durch den Tod Ludwig Bechstein's eines seiner edelsten Häupter verloren. Zu diesem Jahrgange meines Kalenderwerkes übergab er mir die beigegebene Erzählung, die die Verehrer des dahingeschiedenen Sängers mit erhöhtem Interesse lesen werden. In der nächstfolgenden Ausgabe des Kalenders ge-

denke ich noch eine Erzählung aus dem Nachlaß Bechstein's und dessen Bild und Biographie als „Thüringer Charakterkopf" zu bringen.

Von dem hochgefeierten Nestor der deutschen Liedertonkunst A. Methfessel, dessen Biographie im vorigen Jahrgange des Kalenders erschien, erhielt ich für diese Ausgabe eine musikalische Perle. Denn die Composition zu meinem Dorfliedchen, die der 76jährige noch jugendfrische Greis im letzten Aprilmonat niederschrieb, ist so wunderbar tief empfunden, so zart und herzinnig gefühlt, daß ihres Gleichen schwerlich im deutschen Liederschatz zu finden sein dürfte. Leider geht der treue Bundesgenosse, wie er mir jüngst tiefbewegt mittheilte, der gänzlichen Erblindung entgegen. Möge die glückliche Hand eines Operateurs ihm bald das Augenlicht wiedergeben! Bemerkt sei bei dieser Gelegenheit, daß die vorjährige Biographie über Methfessel dahin zu berichtigen ist, daß dessen Geburtstag auf den 6. Oktober 1785 zu fallen kommt.

Mehrere werthvolle Beiträge gingen für den Kalender noch ein, als deren Aufnahme nicht mehr bewerkstelligt werden konnte. Dieselben finden das Nächstemal die gebührende Berücksichtigung. Sämmtliche Zeichnungen, außer denen zu den stereotypen Monatsbildern, sind diesmal von dem genialen Künstler Max Brückner in Coburg ausgeführt.

„Das Röthelgeierchen" (Seite 57) bitte ich durch eine Eskamotage in eine beliebige Menge zu verwandeln, denn es muß heißen: „Die Röthelgeierchen," wodurch der Inhalt der Erzählung treffender bezeichnet wird.

Ausgerüstet mit vielen Gaben, die ein freimüthiger Sinn erbaulich und beschaulich finden wird und die eines Theils unterhaltend, andern Theils belehrend zu Herz und Kopf gehen, tritt der Thüringer Volkskalender seine zweite Wanderung mit dem Auftrage von mir an: diesseits und jenseits des Meeres alle Landsleute und lieben Leser freundlichst zu grüßen. Nächstes Jahr, so Gott will, auf Wiedersehen in alter Treue und Anhänglichkeit!

Der Herausgeber.

Inhalt.

Erster Theil.

Seite

Ein Thüringer Charakterkopf: Louis Böhner. Vom Herausgeber. 1

Der Jäger auf dem Reinzerstein. Von Adolph Bube 15

Die Reichsexekution. Erzählung von Ludwig Köhler in Hildburghausen . . 16

Die Neujahrsnacht. Von Johannes Schneyer in Hildburghausen 54

Die Röthelgeierchen. Ein wahres Vogelstellerstückchen aus Thüringen von A. Justus in Rudolstadt 57

Hans im Mond. Gedicht von G. Heußinger in Neustadt a. d. Haide 62

Gemeiner Stadt Feinde. Ein Stückchen Spät-Mittelalter. Chronika-Ausbeute von Ludwig Bechstein 63

Das gekochte Gesangbuch. Von Fr. Räthel in Eisfeld 100

Erlebnisse nach der Leipziger Völkerschlacht. Bruchstück aus einem Manuscript „Erinnerungen aus meiner Kindheit," von Adolf Bube in Gotha . . . 102

Am Weihnachtsabend. Von A. Fugmann in Coburg 112

Drei volksthümliche Bilder. Von A. Sommer in Rudolstadt. 1. D'r alte Commerzienrath. 2. Ein Original. 3. Ae Jagdstöckchen 118

Der Pfarre und der Handwerksborsch. (Heldburger Mundart.) Von P. Motz in Heldburg 119

Das Pürschhaus im Ottowald. Waldgeschichte von Hermann Jäger in Eisenach 120

Januar. 1861.

		Protestantisch	Katholisch	Israelit. 5621.	
1	D.	**Neujahr.**	**Bschn.d.Herrn**	19	**Tebeth**
2	M.	Melchior	Melchior	20	
3	D.	Kaspar]	Kaspar	21	
4	F.	Balthasar	Balthasar	22	
5	S.	Simeon	Simeon	23	Sabbat
6	S.	**Erschein. Chr.**	**Heil. 3 Kön.**	24	
7	M.	Juliana	Arthur	25	
8	D.	Ehrhard	Erhard	26	
9	M.	Ehrenfried	Marcellus	27	
10	D.	Zacharias	Paul. Eins.	28	Ausschl. d.
11	F.	Aloysia	Hyginus	29	[Sadd.
12	S.	Reinhold	Reinhold	1	**Schebat** Sabb.
13	S.	**1. n. Epiph.**	**1. n. Epiph.**	2	
14	M.	Felix	Hilarius	3	
15	D.	Traugott	Maurus	4	
16	M.	Erdmuthe	Erdmuthe	5	
17	D.	Antonius	Antonius	6	
18	F.	Felicitas	Helvetius	7	
19	S.	Prisca	Bassianus	8	Sabbat
20	S.	**2. n. Epiph.**	**F.d.Nam.Jes.**	9	Xylopheria
21	M.	Agnes	Agnes	10	
22	D.	Vincenz	Vincentius	11	
23	M.	Charitas	Charitas	12	
24	D.	Timotheus	Timotheus	13	
25	F.	Paul. Bekehr.	Paul. Bekehr.	14	
26	S.	Polykarp	Polykarp	15	Sab.Freudent.
27	S.	**Septuagesima**	**Septuagesima**	16	
28	M.	Karoline	Karl d. Große	17	
29	D.	Theobald	Sabina	18	
30	M.	Adelgunde	Adelgunde	19	
31	D.	Virgilius	Virgilius	~~	

Astronomische Bemerkungen.

	☉Aufgang U.	M.	☉Unterg. U.	M.
1	8	5	4	2
9	8	4	4	11
17	7	58	4	22
25	7	49	4	36
	Tageslänge St.	M.	Nachtlänge St.	M.
1	7	57	16	3
9	8	7	15	53
17	8	24	15	36
25	8	47	15	13
	☾Aufgang U.	M.	☾Untergang U.	M.
1	9	51 N.	10	11 V.
4	12	36 V.	11	0
7	4	45	—	—
10	7	44	3	25 N.
13	9	1	7	13
16	9	44	10	41
19	10	31	12	58 V.
22	—	—	4	24
25	3	16 N.	6	57
28	7	30	8	14
31	11	53	9	7

Mondviertel.

☾ Letztes Viertel den 4., 2 Uhr 39 Min. früh.

● Neumond den 11., 4 U. 12 M. früh.

☽ Erstes Viertel den 19., 4 Uhr 45 M. früh.

○ Vollmond den 26., 5 Uhr 52 M. Abends.

Januar oder Wintermonat.

Hausſprüche.

Von Müller von der Werra.

I.

Ihr Engelein, ich hab' nur eine Bitt':
Verlaßt die Kinder in dem Hauſe nit!

Geſchichts- und Religionskalender.

Der 1. Januar erinnert uns an einen der thätigſten Reformatoren, nämlich an Ulrich Zwingli, der an dieſem Tage im Jahre 1484 zu Wildhaus in der ehemaligen Grafſchaft Toggenburg (Schweiz) geboren wurde. Er war Prediger in dem Benediktiner Kloſter Maria Einſiedeln und ſpäter Pfarrer am großen Münſter zu Zürich, an welchen Orten er unabläſſig gegen die in der Kirche eingeriſſenen Mißbräuche predigte. Die Züricher Obrigkeit gewann er für ſein Reformationswerk und dieſe ertheilte 1522 den Befehl, daß künftighin das Wort Gottes rein, ohne alle menſchliche Zuſätze gepredigt werden ſollte. Da er ſich mit Luther und Melanchthon über das Abendmahl nicht vereinigen konnte, ſo gab dieſes zur Trennung der Reformirten und Lutheraner Veranlaſſung. In dem 1551 zwiſchen Zürich und den katholiſchen Urkantonen ausgebrochenen Kriege ſtellte ſich Zwingli mit dem Schwert in der Hand an die Spitze ſeiner Heerſchaaren und blieb in der Schlacht vom 11. Oktober. Ein Denkmal am Albisberge bezeichnet die Stelle, wo er gefangen und ermordet wurde.

Den 4. Jan. 1786 iſt Moſes Mendelsſohn, der hochgefeierte Philoſoph, geſtorben. Zu Deſſau 1729 geboren, erhielt er von ſeinem Vater Mendel, welcher Schofer (Gebotſchreiber) und Schulmeiſter, aber ſehr arm war, eine nach Umſtänden gute Erziehung und Unterricht in der hebräiſchen Sprache und im Talmud. Durch Selbſtſtudium lernte er verſchiedene philoſophiſche Syſteme kennen, von denen ihn das Wolfiſche wegen ſeiner ſyſtematiſchen Genauigkeit ſein ganzes Leben hindurch anzog. Längere Zeit war er bei einem Seidenfabrikanten beſchäftigt, und erſt die Bekanntſchaft Leſſings veranlaßte ihn, ſich hauptſächlich den Wiſſenſchaften zu widmen. Er war Eklektiker mit der Wärme des Gefühls und der Ruhe des Verſtandes, und verband die Philoſophie mit der Aeſthetik.

Der 6. Jan. führt den Namen: Erſcheinung Chriſti (griechiſch: Epiphanias), weil die morgenländiſchen Chriſten dieſen Tag für den Tag der Erſcheinung Jeſu auf Erden, alſo für ſeinen Geburtstag hielten. Er wird auch als Dreikönigsfeſt gefeiert, zum Gedächtniß der drei Weiſen aus dem Morgenlande, die, von einem Stern geleitet, zu dem Jeſusknäbchen kamen und ihm Geſchenke darbrachten. Im Leben wird der Tag gewöhnlich Groß-Neujahr oder hohes Neujahr genannt.

Den 12. Jan. 1746 wurde Johann Heinrich Peſtalozzi zu Zürich geboren. Er ſtudirte Theologie, ſpäter die Rechtsgelehrſamkeit, und als auch dieſe ihm nicht mehr zuſagte, ging er zur Oekonomie über und ſtiftete bald darauf ein Erziehungshaus für arme Kinder. Er errang ſich ſowohl durch Wohlthätigkeit als durch ſein pädagogiſches Wirken einen Weltruf. Nach vielen Anfechtungen ſtarb er den 17. Februar 1827 zu Brugg im Aargau.

Dem 20. Jan. iſt der Name Fabian Sebaſtian beigelegt. So hieß ein römiſcher Feldherr, welcher Chriſt wurde, dadurch ſeinen Kaiſer aber ſo erzürnte, daß dieſer ihn an einen Baum hängen und mit Pfeilen erſchießen ließ. Der Baum, heißt es in der Legende, habe darüber, als weinte er Thränen, zu ſaften angefangen. Daher wird angenommen, daß an dieſem Tage Bäume und Sträucher nach der Winterruhe zu ſaften beginnen.

Der 27. Jan. wird durch Wolfgang Amadeus Mozart verherrlicht. Der unſterbliche Tondichter wurde an dieſem Tage 1756 geboren und ſchied im 36. Lebensjahre am 5. Dec. 1791 aus der irdiſchen Welt.

Bauernregel.

Im Januar viel Regen, wenig Schnee,
Thut Bergen, Thälern und Bäumen weh.

		Protestantisch	Katholisch	Israelit. 5621.
1	F.	Brigitta	Brigitta	21 Schebat
2	S.	**Mariä Reinig.**	**Mariä Reinig.**	22 Sab. T. d. Nsk.
3	S.	**Sexagesima**	**Sexagesima**	23
4	M.	Veronica	Veronica	24
5	D.	Agathe	Agatha	25
6	M.	Dorothea	Dorothea	26
7	D.	Richard	Richard	27
8	F.	Honoratus	Joh. v. M.	28 [Ant.
9	S.	Apollonia	Apollonia	29 Sabb. Tod d.
10	S.	**Estomihi**	**Quinquages.**	30
11	M.	Euphrosyne	Saturnin	1 Adar.
12	D.	**Fastnacht**	Fastnacht	2
13	M.	**Aschermittw.**	**Aschermittw.**	3
14	D.	Valentin	Valentin	4
15	F.	Faustina *)	Faustinus	5
16	S.	Adelma	Juliana	6 Sabbat
17	S.	**1. Invocav.**	**1. Invocav.**	7 Tod Mosis
18	M.	Concordia	Concordia	8
19	D.	Susanne	Feder	9
20	M.	**Quatember**	**Quatember**	10
21	D.	Eleonore	Felix, B.	11 Fasten-Esther
22	F.	Petri Stuhlf.	**Quatember**	12
23	S.	Lazarus	**Quatember**	13 Sabbat
24	S.	**2. Reminisc.**	**2. Reminisc.**	14 Purim
25	M.	Victorinus	Walpurga	15 Schusch. Pur.
26	D.	Nestorius	Alexander	16
27	M.	Vollbrecht	Leander	17
28	D.	Macarius	Romanus	18

15. Bußtag in Coburg-Gotha und

	☉Aufgang		☉Unterg.	
	U.	M.	U.	M.
1	7	40	4	48
9	7	27	5	3
17	7	13	5	17
25	6	57	5	31
	Tageslänge		Nachtlänge	
	St.	M.	St.	M.
1	9	8	14	52
9	9	36	14	34
17	10	4	13	56
25	10	34	13	26
	☾Aufgang		☾Untergang	
	U.	M.	U.	M.
1	—	—	9	27 V.
4	4	3 V.	11	9
7	6	34	2	25 N.
10	7	29	6	7
13	8	3	9	33
16	8	45	—	—
19	10	20	3	10 V.
22	1	54 N.	5	25
25	6	26	6	34
28	10	59	7	31

Mondviertel.

☾ Letztes Viertel den 2., 10 U. 44 M. Vormittags.

● Neumond den 9., 8 U. 50 M. Abends.

☽ Erstes Viertel den 18., 1 U. 5 M. früh.

○ Vollmond den 25., 5 U. 29 M. früh.

Februar oder Hornung.

II.

Treuherzigkeit bei Mann und Weib und Kind
Macht arbeitsfroh und heimisch das Gesind'.

Geschichts- und Religionskalender.

Der 2. Februar, der 40. Tag nach Jesu Geburt, an welchem er zum ersten Male feierlich im Tempel dargebracht wurde, wodurch seine Mutter Maria sich und ihn Gott weihete — daher Mariä Reinigung — heißt auch Lichtmeß, zur Erinnerung an die Worte des Hohenpriesters Simson bei der Darbringung Jesu im Tempel, er werde ein Licht sein zu erleuchten die Heiden.

Der 10. Februar erinnert uns an Karl Gottlieb Bretschneider, der an diesem Tage 1776 zu Gersdorf im Schönburgischen geboren wurde. Er war ein trefflicher Kanzelredner und einer der gelehrtesten und geistreichsten theologischen Schriftsteller des protestantischen Deutschlands, der sich durch eine Reihe von Schriften einen bleibenden Ruf erworben hat.

Den 12. Februar feiern wir dieses Jahr die Fastnacht oder den Carneval, nach welchem man die vorhergehende freie Carnevalszeit nennt, und mit ihm heißt es, was auch der Name bedeutet: carne vale, d. i. „Fleisch lebe wohl!"

Der 13. Februar 1837 ist der Todestag Ludwig Börne's (früher Baruch). Dieser geistreiche und entschieden freisinnige, hochbegabte Schriftsteller ward im Jahre 1784 zu Frankfurt am Main von jüdischen Eltern geboren, studirte anfangs Medicin, dann Staatswissenschaften und widmete sich später der schriftstellerischen Laufbahn; im Jahre 1817 trat er zum Christenthum über. Den letzten Abschnitt seines Lebens verbrachte er in frei- und unfreiwilliger Verbannung zu Paris. Seine Schriften, darunter eine Reihe Bände von Briefen, zeichnen sich durch schlagenden Witz und Scharfsinn aus.

Der 15. Februar von Anno 1781 ist der Sterbetag Johann Gotthold Ephraim Lessing's. Der hochberühmte Dichter wurde zu Kamenz am 22. Januar 1729 geboren und erhielt seinen ersten Unterricht von seinem Vater, der Pfarrer war. Später besuchte er die Fürstenschule zu Meißen, studirte in Leipzig erst Medicin, dann schöne Wissenschaften, und beschäftigte sich während seines vielbewegten Lebens hauptsächlich mit Dramaturgie. Seine Verdienste um die deutsche Literatur können nicht dankbar genug anerkannt werden; er besaß neben dem tiefsten und gründlichsten Wissen außerordentliche Schärfe des Urtheils, Feinheit des Geschmacks, Klarheit und Gewandtheit, sowie eine seltene Vollendung der Form. Fast in allen Zweigen der Literatur hat er sich eben so glücklich versucht, als er mit entschiedenem Erfolge Dummheit und Aberglauben bekämpfte. Sein bedeutendstes Werk ist betitelt: „Nathan der Weise."

Den 16. Februar 1497 wurde Philipp Melanchthon (eigentlich Schwarzerd) zu Bretten in der Rheinpfalz geboren, wo sein Vater, Georg Schwarzerd, des Pfalzgrafen Rüstmeister war. Melanchthon studirte in Heidelberg, wurde in Thüringen Magister und später Professor an der Universität zu Wittenberg. Seine Vorlesungen über das neue Testament wurden so berühmt, daß oft 2500 Zuhörer um ihn versammelt waren. Nächst Luther, seinem intimen Freunde, hat er die größten Verdienste um das Werk der Reformation. Trotz seinem durch die öffentlichen Angelegenheiten der evangelischen Sache vielbewegten Leben schrieb er fast 400 Werke. Er starb den 19. April 1560, weshalb im verflossenen Frühjahr sein 300jähriger Todestag in der protestantischen Welt feierlich begangen wurde.

Am 20. Februar 1810 wurde der tyrolische Freiheitsheld Andreas Hofer in Mantua standrechtlich erschossen. Sein Andenken bleibt allen Deutschen in Ehren!

Der 27. Februar ist der Tag, an welchem im Jahre 1531 von den protestantischen Fürsten und Herren der Schmalkaldische Bund geschlossen wurde.

Bauernregel.

Wenn im Hornung die Schnacken geigen,
Müssen sie [illegible] eigen.

März oder Lenzmonat.

III.

Gescheidt und weise wird wohl Niemand je vom Putze,
Denn fromm wird auch der Pfaffe nicht von der Kapuze.

Geschichts- und Religonskalender.

Den 1. März widmen wir Patrick Hamilton, der an diesem Tage im Jahre 1527 zu St. Andreas verbrannt wurde. Er war ein Verwandter des Hauses Stuart, studirte in Marburg und trat den Lehrsätzen der Reformatoren bei. Nach seiner Heimkehr wurde er seines protestantischen Eifers wegen vor eine Versammlung geladen und trotz seiner glänzenden Vertheidigung verbrannt. Der Tod des edlen Jünglings trug viel zur Verbreitung der Reformation in Schottland bei.

Am 4. März 1789 wurde nach der Unabhängigkeitserklärung Amerikas von England der erste Congreß der Nordamerikaner eröffnet und Washington als Präsident erwählt.

Der 12. März heißt Gregoriustag, dem großen Papste Gregor I. zu Ehren, der seiner Zeit durch Singschulen die Tonkunst förderte. Zur Erinnerung an ihn wurden lange Zeit hindurch von den Schulkindern die Gregoriusfeste gefeiert, die besonders in Sachsen und in Thüringen — zum Theil noch, so in Coburg und Römhild — beliebt waren. Das „Gregoriussingen" in der Zeit nach Ostern, wobei die Lehrer mit ihren Schulkindern singend den Ort durchziehen, ist noch vielfältig Sitte.

Den 13. März 1741 wurde Joseph II. geboren. Er suchte sich zu seinem und seiner Völker Heil von dem päpstlichen Stuhle loszumachen, führte Preßfreiheit ein und emancipirte die Juden. Sein Volk liebte ihn, der Klerus und die Aristokratie waren ihm nicht zugethan. Durch rasch aufeinanderfolgende Neuerungen und durch ein Steuergesetz erregte er in seinen Erbländern Unwillen, und so starb er unter Aufruhr und Unglück am 20. Februar 1790. Joseph meinte es gut mit seinem Volke, er wollte es aus seinem alten Wesen herausreißen, allein es stellten sich viele Hindernisse in den Weg, welche ihm den Kampf gegen die alten Gewohnheiten erschwerten.

Den 18. März 1467 erblickte Desiderius Erasmus zu Rotterdam das Licht der Welt. Seine Laufbahn ist eben so merkwürdig als glänzend. Vom Chorknaben brachte er es bis zum Professor der griechischen Sprache an der Universität zu Oxford. Erasmus, gewöhnlich mit dem Beinamen „von Rotterdam", war ein Mann voll der gründlichsten Gelehrsamkeit, dem noch überdieß ein schlagender Witz zu Gebote stand. Vermied er es auch, öffentlich für die Reformation zu kämpfen — als deren Gegner er sich eher zeigte, — so verbreiteten doch seine Schriften Licht und Aufklärung in dem ausgedehntesten Maße. Er besaß ein fabelhaftes Gedächtniß, und machte sich verbindlich, den Text eines großen griechischen Werkes vor- und rückwärts herzusagen, ohne ein Wort zu verfehlen, wofür er sein Haupt als Pfand einsetzte.

Den 21. März 1685 wurde zu Eisenach Johann Sebastian Bach geboren. Er studirte Musik, erwarb sich als Tondichter einen Weltruf und glänzt für alle Zeiten als ein Stern erster Größe am Himmel der Kunst. Er starb als Cantor und Musikdirektor an der Leipziger Thomasschule und sächsischer Hofcomponist im Jahre 1750 und hinterließ 20 Kinder. Mehrere seiner Söhne haben sich ebenfalls im Bereiche der Tonkunst einen guten Namen erworben.

Den 22. März 1832 starb in Weimar Johann Wolfgang von Goethe und wurde als Dichterfürst in der neuen Fürstengruft beigesetzt.

Der 25. März heißt Mariae Verkündigung, weil an demselben der Erzengel Gabriel, dem der vorhergehende Tag geweiht ist, der Maria erschien, um ihr zu verkündigen, daß sie den Erlöser der Welt gebären sollte.

Der 31. März 1731 ist der Geburtstag Joseph Haydn's, des großen Componisten. Sein Geburtsort ist Rohrau an der ungarischen Grenze. Ueberaus thätig bis an sein Ende, starb er zu Wien am 31. Mai 1809. Seine Werke sind frisch und heiter wie der junge Lenz.

Bauernregel.

März nicht zu trocken, nicht zu naß,
Füllt dem Bauer Kist' und Faß.

		Protestantisch	Katholisch	Israelit. 5621.	
1	M.	**Ostermontag**	**Ostermontag**	21	Nisan. 7. Fst.
2	D.	Rosamunde	Fr. v. Paula	22	**Achtes Fest.**
3	M.	Tugendreich	Richard	23	
4	D.	Ambrosius	Ambrosius	24	
5	F.	Maximus	Maximus	25	1. Perek
6	S.	Irenäus	Sixtus	26	Sabbat
7	S.	**1. Quasim.**	**1. Weiß. Sunt.**	27	
8	M.	Cölestinus	Mansuetus	28	
9	D.	Theophilus	Maria Clp.	29	
10	M.	Daniel	Ezechiel	30	
11	D.	Julius	Julius	1	**Jiar**
12	F.	Eustorgius	Eustorgius	2	
13	S.	Justinus	Hermogenes	3	Sabb. 2. Per.
14	S.	**2. Misericord.**	**2. Misericord.**	4	
15	M.	Paternus	Anastasia	5	
16	D.	Aaron	Aaron	6	
17	M.	Rudolph	Rudolph	7	Einw. d. T.
18	D.	Chrysostomus	Apollonius	8	
19	F.	Hermogenes	Simeon	9	
20	S.	Sulpitius	Sulpitius	10	Sabb. 3. Per.
21	S.	**3. Jubilate**	**3. Jubilate**	11	
22	M.	Soter	Sot. u. Caj.	12	
23	D.	Georg	Georg	13	
24	M.	Albertus*)	Albertus	14	Passah Sch.
25	D.	Markus	Markus	15	
26	F.	Cletus	Anacletus	16	
27	S.	Tertullian	Tertullian	17	Sabb. 4. Per.
28	S.	**4. Cantate**	**4. Cantate**	18	Lag B'omer
29	M.	Sybilla	Sybilla	19	
30	D.	Eutropius	Raimund	20	

*) 24. Bußtag in Preußen und Anhalt.

Astronomische Bemerkungen.

	☉ Aufgang U.	M.	☉ Untergang U.	M.
1	5	39	6	29
9	5	22	6	43
17	5	5	6	56
25	4	48	7	9
	Tageslänge St.	M.	Nachtlänge St.	M.
1	12	50	11	10
9	13	21	10	39
17	13	51	10	9
25	14	21	9	39
	☾ Aufgang U.	M.	☾ Untergang U.	M.
1	1	33 V.	8	56 V.
4	3	16	12	34 N.
7	4	7	4	5
10	4	50	7	27
13	6	0	10	49
16	8	21	12	37 V.
19	—	—	2	15
22	4	13 N.	3	15
25	8	44	4	21
28	—	—	6	41

Mondviertel.

☾ Letztes Viertel den 2., 7 U. 9 M. früh.

● Neumond den 10., 7 U. 41 M. früh.

☽ Erstes Viertel den 18., 7 U. 31 M. früh.

○ Vollmond den 24., 11 U. 8 M. Abends.

April oder Ostermonat.

IV.

Der Nachbar soll stets hochgeehret sein,
Denn halb gehört er in das Haus herein!

Geschichts- und Religionskalender.

Den 2. April 1719 wurde in Ermsleben bei Halberstadt Johann Wilhelm Ludwig Gleim geboren. War er auch kein Dichter erster Größe, so hat er sich doch durch seine glühenden Vaterlandslieder im siebenjährigen Kriege berühmt und verdient gemacht. Er starb in seinem Geburtsorte den 18. Februar 1803, und zwar als Domsekretair.

Der 8. April (1752) ist der Geburtstag des Rudolf Zacharias Becker, Gründer des „Allgemeinen Anzeigers der Deutschen" (sonst „Reichsanzeiger"). Mit nie ermüdendem Fleiße arbeitete er als Schriftsteller und war aufs eifrigste bemüht, Aufklärung, besonders in den untern Klassen des Volks, zu verbreiten. Er starb in seinem Geburtsorte Gotha als Buchhändler im Jahre 1822.

Den 13. April 1759 starb in London der viel berühmte Kirchencomponist Georg Friedrich Händel, der am 24. Februar 1685 zu Halle geboren war. Seine Werke, Opern, Oratorien, Concerte und Fugen, zeichnen sich ebenso durch ihre Größe, Tiefe und Wahrheit als durch Anmuth aus. Des hochgefeierten Künstlers Bild steht in der Westminsterabtei. Zur Feier seines 100jährigen Todestages wurde ihm auf dem Markte zu Halle ein ehernes Standbild errichtet.

Den 14. April 1760 wurde zu Erfurt Siegmund Friedrich Hermbstädt geboren. Seine Verdienste, als Physiker und Chemiker, um die Wissenschaft sind allgemein anerkannt. Er starb als Professor der Chemie und Technologie an der Universität in Berlin am 22. Oktober 1833.

Den 20. April 1488 wurde auf dem Familienschlosse Steckelberg am Main Ulrich von Hutten geboren. Er war der wackerste und ritterlichste deutsche Kämpfer für Licht und Geistesfreiheit. Sein Leben war ein so vielfach bewegtes und erregtes, daß wir dessen Beschreibung mit gespanntestem Interesse verfolgen. Als Dichter und Schriftsteller entzückte er durch gewaltigste Kraft der Beredtsamkeit und durch glühendste Begeisterung das deutsche Volk. Durch seine Satyrengeißel wuchs sein Name zur Freude der Gesinnungsgenossen und zum Schrecken der Feinde. In allerlei Händel und Kämpfe verwickelt, kehrte er 1517 aus Italien zurück und wurde vom Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen und als Dichter mit dem Lorbeerreis gekrönt. Als ihn endlich der Papst Leo X. gefesselt nach Rom forderte und ihn in den Bann that, griff er diesen mit den vernichtendsten und beißendsten Liedern, die im Munde des deutschen Volkes wiederhallten, an. Nach Sickingen's Fall, dem er sich angeschlossen hatte, flüchtete Hutten in die Schweiz, und seine dortigen Freunde verbargen ihn bei einem armen Pfarrer auf der Insel Ufenau im Zürichsee, wo er im Monat August 1523 seinen Geist aufgab. So starb elendiglich einer der größten Männer Deutschlands, tüchtig als Philosoph, Redner und Dichter, tüchtig und unerschrocken als Kämpfer für Wahrheit und Recht, in der Blüthe seiner Jahre. Seine Grabstätte ist nicht zu finden, denn die Insel befindet sich in den Händen seiner heftigsten Gegner, der Klostergeistlichen zu Maria Einsiedeln. Aber ein herrliches Denkmal hat ihm der Dichter Abraham Emanuel Fröhlich durch sein Epos: „Ulrich von Hutten" gesetzt.

Den 21. April 1782 wurde Friedrich Fröbel, der Gründer der Kindergärten, geboren. Sein Name strahlt am Himmel der Jugend einem goldenen Sterne gleich, der an Glanz von Jahr zu Jahr zunimmt.

Bauernregel.

Sankt Georg und Marks
Dräuen oft viel Arg's.

Mai. **1861.**

		Protestantisch	Katholisch	Israelit. 5621.
1	M.	Philipp. Jac.	Philipp. Jac.	21 **Jjar**
2	D.	Sigismund	Athanasius	22
3	F.	† Erfindung	† Erfindung	23
4	S.	Florian	Monika	24 Sabb. 5. Per.
5	S.	**5. Rogate**	**5. Rogate**	25
6	M.	Johann	1. Bitttag	26
7	D.	Gottfried	2. Bitttag	27
8	M.	Dietrich	3. Bitttag	28
9	D.	**Himmelf. Chr.**	**Himmelf. Chr.**	29
10	F.	Victoria	Mamertus	1 **Sivan**
11	S.	Adolf	Joh. v. Pf.	2 Sabb. 6. Per.
12	S.	**6. Exaudi**	**6. Exaudi**	3
13	M.	Servatius	Servatius	4 **Schel. j. h.**
14	D.	Christian	Bonifacius	5
15	M.	Sophie	Sophie	6 **Wochenfest**
16	D.	Sara	Joh. v. Nep.	7 **Zw. Fest**
17	F.	Jodokus	Liborius	8
18	S.	Venantius	Felix	9 Sabbat
19	S.	**H. Pfingsten**	**Pfingstfest**	10
20	M.	**Pfingstmont.**	**Pfingstmont.**	11
21	D.	Prudentius	Albanus	12
22	M.	**Quatember**	**Quatember**	13
23	D.	Desiderius	Edeltraud	14
24	F.	Johanna	**Quatember**	15 Sieg d. Macc.
25	S.	Urban	**Quatember**	16 Sabbat
26	S.	**Trinitat.-Fest**	**Dreifaltigkeit**	17
27	M.	Florens	Wilhelm	18
28	D.	Wilhelm	Leo	19
29	M.	Manilius	Theodosia	20
30	D.	Wigand	**Frohnleichn.**	21
31	F.	Petronella	Petronella	22

Astronomische Bemerkungen.

	☉Aufgang U. M.	☉Unterg. U. M.
1	4 37	7 18
9	4 23	7 31
17	4 10	7 42
25	4 0	7 54
	Tageslänge St. M.	Nachtlänge St. M.
1	14 41	9 19
9	15 8	8 52
17	15 32	8 28
25	15 54	8 6
	☾Aufgang U. M.	☾Untergang U. M.
1	1 19 V.	10 22 V.
4	2 13	1 56 N.
7	2 57	5 17
10	4 3	8 40
13	6 16	11 17
16	9 49	12 18 V.
19	1 48 N.	1 19
22	6 10	2 19
25	10 12	5 27
28	11 43	8 3
31	12 18 V.	11 44

Mondviertel.

☾ Letztes Viertel den 1., 8 U. 17 M. Abends.
● Neumond d. 9., 11 U. 53 M. Ab.
☽ Erstes Viertel den 17., 4 U. 48 M. Nachmittags.
○ Vollmond d. 24., 6 U. 51 M. fr.
☾ Letztes Viertel den 31., 11 U. 10 M. Vormittags.

Mai oder Wonnemonat.

V.

Hält an der Thür die Ordnung Wacht,
Dann fürchte nicht den Dieb der Nacht.

Geschichts- und Religionskalender.

Der 1. Mai war früher der heiligen Walpurgis gewidmet. Sie lebte zur Zeit Karl's des Großen als Aebtissin und erwarb sich große Verdienste um die Bekehrung der Sachsen. Mit dem Hexenspuk hat sie nichts zu thun; das ist ein Aberglaube noch aus der heidnischen Zeit.

Den 3. Mai wird das Fest Kreuzeserfindung von den Katholiken gefeiert. Die Mutter des ersten christlichen Kaisers, die an der Schädelstätte nach dem Kreuze graben ließ, soll es auch alldort aufgefunden haben.

Am 9. Mai 1805 starb in Weimar Friedrich Schiller, der Lieblingsdichter des deutschen Volkes. Viele Jahre im „Kassengewölbe" des alten Friedhofes ruhend, wurden seine Ueberreste endlich in der Fürstengruft auf dem neuen Gottesacker beigesetzt.

Den 10. Mai 1631 wurde Magdeburg durch Tilly und Pappenheim zerstört.

Der 12. Mai erinnert uns an Pancratius. Er war ein Jüngling in Phrygien, welchen der grausame Kaiser Diocletian ermorden ließ.

Der 13. Mai gedenkt des Servatius, der ein frommer Bischof in Utrecht war. Von ihm erzählt die Legende, daß, wenn er in seiner Sprache geredet habe, ihn alle Völker verstanden hätten, als wenn er in ihrer Muttersprache redete. — Diese beiden Tage (der 12. und 13. Mai) sind gefürchtet, weil um ihre Zeit häufig starke Nachtfröste eingetreten sind, daher der Spruch: „Für Nachtfrost bist du sicher nicht, bis daß herein Servatius bricht!"

Den 17. Mai 1749 wurde Edward Jenner zu Berkley in England geboren. Er entdeckte, daß die Kuhpockenlymphe durch Einimpfung gegen die Menschenblattern schütze. Die Aerzte der Marine ließen deshalb ihm zu Ehren eine Medaille schlagen, und vom Parlament bekam er 30,000 Pfund Sterling zum Geschenk. Er starb im Jahre 1823 in Chellenham als Mitglied fast aller medicinischen Gesellschaften in Europa.

Den 19. Mai 1762 wurde Johann Gottlieb Fichte zu Rammenau in der Oberlausitz von armen Eltern geboren. Er genoß die nöthige wissenschaftliche Bildung in Schulpforta und studirte hierauf Theologie und Philosophie in Jena und Leipzig. Später war er Professor der Philosophie an den Universitäten zu Jena, Erlangen und Berlin; bei der Begründung der letztern war er sehr thätig. In der Zeit der französischen Kriegsherrschaft, so wie nach dem Ausbruch des Befreiungskrieges, zeigte er sich als ein freisinniger, unerschrockener und warmer Patriot, kräftig durch Wort und Schrift für das Wohl seines Vaterlandes strebend. Er starb am 27. Januar 1814. Als Philosoph nimmt Fichte einen sehr hohen Rang ein; er war ein Mann von großer Genialität, tiefen Scharfsinnes und außerordentlicher Energie des Geistes.

Der 25. Mai gilt dem Gedächtniß an Urban, der ein Papst war. Für uns hat dieser Tag nur in sofern Interesse, daß er von den Gärtnern wegen seiner Nachtfröste eben so sehr gefürchtet wird, als Pankratius und Servatius, daher ein alter Vers: „Was Pankratius und Servatius übrig läßt, dem gibt Urbanus noch den Rest!"

Den 30. Mai 1416 wurde Hieronymus von Prag (eigentlich Faulfisch), ein treuer Leidensgefährte des Johann Huß, in Kostnitz auf dem Scheiterhaufen verbrannt und seine Asche in den Rhein gestreut. Er war einer der eifrigsten böhmischen Reformatoren.

Bauernregel.

Maikäferschaar
Bringt gutes Jahr.

		Protestantisch	Katholisch	Israelit. 5621.
1	S.	Nicodemus	Juventius	23 Sivan. Sabb.
2	S.	**1. n. Trinit.**	**2. n. Pfingst.**	24
3	M.	Erasmus	Klotilde	25
4	D.	Karpasius	Karpasius	26
5	M.	Bonifacius	Bonifacius	27
6	D.	Benignus	Norbert	28
7	F.	Lucretia	Lucretia	29
8	S.	Medardus	Medardus	30 Sabbat
9	S.	**2. n. Trinit.**	**3. n. Pfingst.**	1 **Thamuz**
10	M.	Onophrius	Onophrius	2
11	D.	Barnabas	Barnabas	3
12	M.	Basilides	Joh. v. Fak.	4
13	D.	Tobias	Elisäus	5
14	F.	Elisäus	Basilius	6
15	S.	Vitus	Vitus	7 Sabbat
16	S.	**3. n. Trinit.**	**4. n. Pfingst.**	8
17	M.	Volkmar	Laura	9
18	D.	Arnolf	Arnolf	10
19	M.	Gervasius	Gervasius	11
20	D.	Sylverius	Sylverius	12
21	F.	Philippine	Albanus	13
22	S.	Gotthelf	Consortia	14 Sabbat
23	S.	**4. n. Trinit.**	**5. n. Pfingst.**	15
24	M.	**Joh. d. Täufer**	**Joh. d. Täufer**	16 [Grob.
25	D.	Elogius	Febronia	17 Fast. Tempel=
26	M.	Jeremias	Johann u. P.	18
27	D.	7 Schläfer	Ladislaus	19 Dibre
28	F.	Leo	Vigilie	20
29	S.	**Ptr. u. Paul.***)	**Petr. u. Paul.**	21 Sabbat
30	S.	**5. n. Trinit.**	**6. n. Pfingst.**	22

29. Reformationsfest in Würtemberg und Baden.

Astronomische Bemerkungen.

	☉Aufgang U.	M.	☉Unterg. U.	M.
1	3	53	8	2
9	3	48	8	10
17	3	47	8	14
25	3	48	8	16
	Tageslänge St.	M.	Nachtlänge St.	M.
1	16	9	7	51
9	16	22	7	38
17	16	27	7	33
25	16	28	7	32
	☾Aufgang U.	M.	☾Untergang U.	M.
1	12	33 V.	12	52 N.
4	1	19	4	14
7	2	36	7	33
10	5	12	9	53
13	8	57	11	6
16	12	55 N.	12	0 V.
19	5	12	12	46
22	8	35	3	6
25	10	5	6	56
28	10	53	10	37

Mondviertel.

● Neumond den 8., 2 U. 23 M. Nachmittags.
☽ Erstes Viertel den 15., 11 U. 1 M. Abends.
○ Vollmond den 22., 3 U. 8 M. Nachmittags.
☾ Letztes Viertel den 30., 3 U. 26 M. früh.

Juni oder Brachmonat.

VI.

Vom Feuer, Wasser, Sturm und einer bösen Frau
Wird leicht zerstört vom Grund des Hauses ganzer Bau.

Den 3. Juni 1324 wurde in Wicliffe, einem Dorfe bei Richmond in Yorkshire, Johann Wiclef geboren. Er war ein berühmter Kirchenreformator, den der Papst auf's heftigste verfolgte. Im Jahre 1380 übersetzte er die Bibel ins Englische, weshalb ihn auch der englische Hof bedrohte. Er entging mit genauer Noth der Gefangenschaft und starb 1384 auf seiner Pfarre zu Lutterworth in Lincolnshire. Seine Gebeine wurden in Folge eines auf dem Kostnitzer Concil (1415) erlassenen Befehls ausgegraben und verbrannt. Seine Anhänger hießen Wiclesiten.

Der 5. Juni ist der Tag des J. Bonifacius, auch Winfried genannt. Bonifacius, der große Apostel der Deutschen, kam von England herüber, um zuerst im Innern Deutschlands das Christenthum zu predigen. Vertrauen erwarb er sich bei unseren heidnischen Vorfahren erst, als er bei Geismar (Hessen) die uralte heilige Donner-Eiche mit kräftiger Hand gefällt hatte, ohne daß der Donnergott ihn tödtete. Darauf durchzog er lehrend und als Gründer vieler Kirchen und Klöster: Hessen, Bayern, Thüringen, Sachsen und Friesland, wo er in hohem Alter 755 bei Dokkum erschlagen ward.

Den 9. Juni 1190 starb, auf einem Kreuzzug begriffen, im Flusse Selph in Italien Friedrich I. der Rothbart, Barbarossa, der zweite deutsche Kaiser aus dem Hohenstaufenhause. Er war ein hochsinniger Fürst von ausnehmender Kraft, ein Ritterkönig, durch den Deutschland zum glücklichsten Reiche gemacht worden wäre, hätte er sich nicht zu früh aufgerieben. Der Sage nach sitzt er schlafend im Kyffhäuserberge und harret der Zeit, wo die Raben den Berg nicht mehr umfliegen; dann ist die Zeit gekommen, wo er aus dem unterirdischen Bann heraustreten und ein neues deutsches Reich gründen will.

Der 24. Juni ist der Johannistag. Er bildet gerade die Mitte des Sommers und des Jahres und ist Johannes dem Täufer gewidmet. Dem Tage zu Ehren werden noch häufig in Deutschland Freudenfeuer auf den Höhen angezündet. Zugleich ist dieser Tag das höchste Fest der Freimaurer auf dem ganzen Erdenrund. — Vergessen wir nicht, daß am Johannistage 1485 Johann Bugenhagen, auch Dr. Pommer genannt, zu Wollin in Pommern geboren wurde. Er war ein Freund Luther's und leistete diesem bei der Uebersetzung der Bibel in Wittenberg thätigen Beistand. Das größte Verdienst aber erwarb er sich durch die Einführung einer neuen Kirchenordnung in den meisten sächsischen Staaten sowie in Dänemark und Norwegen. Den König Christian III. krönte er und stellte die Kopenhagener Universität wieder her. Er hielt an Luther's Grabe die Leichenrede und starb den 20. April 1558. Unter seinen hinterlassenen Werken befindet sich auch eine Geschichte Pommern's.

Der 27. Juni ist der Tag der Siebenschläfer. Die Legende erzählt, sieben Christenjünglinge hätten in Ephesus dem Kaiser Decius als Trabanten gedient. Dieser ließ in Ephesus einen Götzentempel erbauen und befahl, daß ein Jeder darin opfern sollte. Jene Jünglinge weigerten sich, flohen aus der Stadt und verbargen sich in einer Höhle. Decius ließ dieselbe vermauern und die Jünglinge schliefen ein. Nach 300 Jahren, heißt es, seien Steine dort gebrochen worden und die Jünglinge, durch die eindringende Luft erweckt, seien höchst verwundert über die lange Dauer ihres Schlafes gewesen. Nun erst, und zwar sämmtlich mit einem Male, fielen sie dem wirklichen Tode anheim. — Am 27. Juni wurde in Hofwyl, im Kanton Bern, Philipp Emanuel von Fellenberg geboren, der als Landwirth und Erzieher in Verbindung mit Pestalozzi einen so bedeutenden Ruf erlangte, daß ihm Zöglinge aus den fernsten Weltgegenden zuströmten. Aus seinem Institute gingen hochverdiente Männer der Wissenschaft und der Staatskunst hervor.

Bauernregel.

Medardus bringt keinen Frost mehr,
Der dem Weinstock gefährlich wär.

Juli. 1861.

		Protestantisch	Katholisch	Israelit. 5621.
1	M.	Theodor	Theodorich	23 **Thamuz**
2	D.	**Mariä Heimf.**	**Mariä Heimf.**	24
3	M.	Kornelius	Eulogius	25
4	D.	Ulrich	Ulrich	26 Schimh.
5	F.	Charlotte	Philomene	27
6	S.	Esaias	Oct. Pet. Pl.	28 Sabbat
7	S.	**6. n. Trinit.**	**7. n. Pfingst.**	29
8	M.	Kilian	Kilian	1 **Ab.**
9	D.	Cyrillus	Oct. U. L. Fr.	2
10	M.	Gottlob	Amalie	3
11	D.	Pius	Pius, P.	4 Hazon
12	F.	Heinrich	Joh. Gualb.	5
13	S.	Margarethe	Margarethe	6 Sabbat
14	S.	**7. n. Trinit.**	**8. n. Pfingst.**	7
15	M.	Apostel Theil.	Apostel Theil.	8
16	D.	Raphael	Skap. Fest.	9 Fastt. **Temp.**
17	M.	Alexius	Alexius	10 [**Verbr.**
18	D.	Eugenius	Arnolph	11 Naham
19	F.	Ruffinus	Siegbert	12
20	S.	Elias	Elias	13 Sabbat
21	S.	**8. n. Trinit.**	**9. n. Pfingst.**	14
22	M.	Mar. Magdal.	Maria Magd.	15 Tubeab
23	D.	Apollinaris	Apollinaris	16
24	M.	Christina	Christina	17
25	D.	Jacobus	Jacobus	18
26	F.	Anna	Anna	19
27	S.	Martha	Martha	20 Sabbat
28	S.	**9. n. Trinit.**	**10. n. Pfingst.**	21 Kl. Hlzf.
29	M.	Beatrix	Beatrix	22
30	D.	Ruth	Abdon M.	23
31	M.	Florentin	Ign. Loyola	24

Astronomische Bemerkungen.

	☉Aufgang U.	M.	☉Unterg. U.	[M.
1	3	50	8	16
9	3	57	8	12
17	4	5	8	6
25	4	9	8	3
	Tageslänge St.	M.	Nachtlänge St.	M.
1	16	26	7	34
9	16	15	7	45
17	16	1	7	59
25	15	54	8	6
	☾Aufgang U.	M.	☾Untergang U.	M.
1	11	43 N.	2	1 N.
4	12	34 V.	5	22
7	3	0	7	52
10	6	44	9	12
13	10	44	10	6
16	2	54 N.	11	19
19	6	26	—	—
22	8	8	4	32 V.
25	9	0	8	18
28	9	47	11	46
31	11	8	3	7 N.

Mondviertel.

- ● Neumond den 8., 2 U. 57 M. früh.
- ☽ Erstes Viertel den 15., 3 U. 32 M. früh.
- ○ Vollmond den 22., 12 U. 51 M. früh.
- ☾ Letztes Viertel den 29., 8 U. 37 M. Abends.

Juli oder Heumonat.

VII.

Wo Sittlichkeit wohnt unterm Dach,
Da ist auch stets die Ehre wach.

Geschichts- und Religionskalender.

Den 2. Juli feiern die Katholiken Mariä Heimsuchung, den Tag, an welchem Mariä, die Mutter Jesu, über das Gebirge ging, ihre Freundin Elisabeth aufzusuchen, der sie die Weissagung verkündete, die ihr geschehen war, daß sie den Heiland der Welt gebären werde.

Der 6. Juli ist der Geburts- und Todestag des hochherzigen Vorkämpfers der Reformation, des böhmischen Glaubens-, Wahrheits- und Freiheitshelden Johann Huß. Er wurde an diesem Tage im Jahre 1373 zu Hussinecz als Sohn eines armen Bauern geboren. Als wissenschaftlich gebildeter Mann machte er eine glänzende Laufbahn und war als kühner Sittenprediger und Reformator hochgefeiert. Wiederholt von der päpstlichen Macht in Bann und Acht erklärt, schrieb er um so schneidender und schlagender über die Irrthümer und Mißbräuche der Kirche. Da ward er vor das Concil zu Kostnitz (1414) gerufen, aber voll Vertrauen auf die Heiligkeit seiner Sache und mit einem kaiserlichen Geleitsbrief versehen, reiste der Wahrheit verkündende Mann dahin, wo er im Stillen an der Vertheidigung seiner Sätze arbeitete. Kaiser und Papst wurden gegen ihn wortbrüchig, es wurde ihm der Prozeß gemacht und als er sich vertheidigen wollte, überschrie man ihn unter Ausstoßung gemeinster Flüche und Lästerworte. An seinem Geburtstage 1415 wurde er auf einer Rheininsel bei Kostnitz auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Er blieb unerschütterlich fest seiner Meinung treu und bestieg unter Beten des 53. Psalms muthig das Scheitergerüste.

Der 8. Juli ist dem heiligen Kilian gewidmet. Er stammte aus einem vornehmen schottischen Geschlechte und hieß der Apostel der Franken, weil er den Herzog dieses Volkes, Gosbert, sammt vielen seiner Unterthanen für das Christenthum gewann (im 7. Jahrhundert). Er wurde auch Bischof von Würzburg. Gosbert's Gemahlin, Geila, haßte aber den frommen Kilian, weil sie am heidnischen Aberglauben festhielt, und ließ ihn endlich heimlich ermorden. — Der 8. Juli (1639) ist auch der Todestag des Herzogs Bernhard von Weimar.

Der 13. Juli ist der Tag der heiligen Magarethe, die einen grausamen Märtyrertod erlitten. — Mit diesem Tage verknüpft ist die Bauernregel: „Die erste Birn' bricht Margareth', drauf überall die Ernt angeht!"

Den 14. Juli 1801 wurde Johannes Müller, der hochberühmte und für die medicinische Wissenschaft unsterbliche Physiolog, geboren.

Am 15. Juli ist für die Katholiken das Fest der Apostel-Theilung, zur Erinnerung daran, daß die Apostel nach dem Befehle ihres Herrn in alle Himmelsgegenden aus einander gingen, um alle Völker zu lehren und zu taufen.

Den 18. Juli 1603 wurde zu Torstena in Schweden Leonhard Torstensohn, Graf zu Ortala, geboren. Sein Ruhm als einer der größten Feldherrn seiner Zeit, der in der Schule Gustav Adolf's gebildet, seine Mäßigung und Menschlichkeit sind überall anerkannt. Er starb im Jahre 1651 zu Stockholm.

Am 22. Juli 732 wurde bei Tours, der Hauptstadt des Departements Indre-Loire in Frankreich, die große Schlacht zwischen Karl Martell und den Saracenen, wo von letzteren 270,000 Mann geblieben sein sollen, geschlagen. Tours ist das alte Cäsarodunum. Es kam an die Westgothen und darauf an die Franken, 1259 aber an Frankreich.

Der 25. Juli ist dem Jacobus, dem Sohne des Zebedäus und vertrauten Jünger Christi, gewidmet. Er litt zuerst unter den Aposteln den Märtyrertod. Merkwürdiger Weise wird der Tag vielfach mit besondern Lustbarkeiten begangen.

Bauernregel.

Wer im Heuet nicht gabelt, in der Ernte nicht zabelt,
Im Herbst nicht früh aufsteht, der schau, wie's ihm im Winter geht.

		Protestantisch	Katholisch	Israelit. 5621.
1	S.	Nicodemus	Juventius	23 Sivan. Sabb.
2	S.	**1. n. Trinit.**	**2. n. Pfingst.**	24
3	M.	Erasmus	Kletilde	25
4	D.	Karpasius	Karpasius	26
5	M.	Bonifacius	Bonifacius	27
6	D.	Benignus	Norbert	28
7	F.	Lucretia	Lucretia	29
8	S.	Medardus	Medardus	30 Sabbat
9	S.	**2. n. Trinit.**	**3. n. Pfingst.**	1 **Thamuz**
10	M.	Onophrius	Onophrius	2
11	D.	Barnabas	Barnabas	3
12	M.	Basilides	Joh. v. Fak.	4
13	D.	Tobias	Elisäus	5
14	F.	Elisäus	Basilius	6
15	S.	Vitus	Vitus	7 Sabbat
16	S.	**3. n. Trinit.**	**4. n. Pfingst.**	8
17	M.	Volkmar	Laura	9
18	D.	Arnolf	Arnolf	10
19	M.	Gervasius	Gervasius	11
20	D.	Sylverius	Sylverius	12
21	F.	Philippine	Albanus	13
22	S.	Gotthelf	Consortia	14 Sabbat
23	S.	**4. n. Trinit.**	**5. n. Pfingst.**	15
24	M.	**Joh. d. Täufer**	**Joh. d. Täufer**	16 [Erob.
25	D.	Elogius	Febronia	17 Fast. Tempel=
26	M.	Jeremias	Johann u. P.	18
27	D.	7 Schläfer	Ladislaus	19 Dibre
28	F.	Leo	Vigilie	20
29	S.	**Ptr. u. Paul.**[6])	**Petr. u. Paul.**	21 Sabbat
30	S.	**5. n. Trinit.**	**6. n. Pfingst.**	22

29. Reformationsfest in Würtemberg und Baden.

Astronomische Bemerkungen.

	☉Aufgang U.	M.	☉Unterg. U.	M.
1	3	53	8	2
9	3	48	8	10
17	3	47	8	14
25	3	48	8	16
	Tageslänge St.	M.	Nachtlänge St.	M.
1	16	9	7	51
9	16	22	7	38
17	16	27	7	33
25	16	28	7	32
	☾Aufgang U.	M.	☾Untergang U.	M.
1	12	33 V.	12	52 N.
4	1	19	4	14
7	2	36	7	33
10	5	12	9	53
13	8	57	11	6
16	12	55 N.	12	0 V.
19	5	12	12	46
22	8	35	3	6
25	10	5	6	56
28	10	53	10	37

Mondviertel.

● Neumond den 8., 2 U. 23 M. Nachmittags.
☽ Erstes Viertel den 15., 11 U. 1 M. Abends.
○ Vollmond den 22., 3 U. 8 M. Nachmittags.
☾ Letztes Viertel den 30., 3 U. 26 M. früh.

Juni oder Brachmonat.

VI.

Vom Feuer, Waſſer, Sturm und einer böſen Frau
Wird leicht zerſtört vom Grund des Hauſes ganzer Bau.

Den 3. Juni 1324 wurde in Wicliffe, einem Dorfe bei Richmond in Yorkſire, Johann Wiclef geboren. Er war ein berühmter Kirchenreformator, den der Papſt auf's heftigſte verfolgte. Im Jahre 1380 überſetzte er die Bibel ins Engliſche, weshalb ihn auch der engliſche Hof bedrohte. Er entging mit genauer Noth der Gefangenſchaft und ſtarb 1384 auf ſeiner Pfarre zu Lutterworth in Lincolnſire. Seine Gebeine wurden in Folge eines auf dem Koſtnitzer Concil (1415) erlaſſenen Befehls ausgegraben und verbrannt. Seine Anhänger hießen Wicleſiten.

Der 5. Juni iſt der Tag des J. Bonifacius, auch Winfried genannt. Bonifacius, der große Apoſtel der Deutſchen, kam von England herüber, um zuerſt im Innern Deutſchlands das Chriſtenthum zu predigen. Vertrauen erwarb er ſich bei unſeren heidniſchen Vorfahren erſt, als er bei Geismar (Heſſen) die uralte heilige Donner-Eiche mit kräftiger Hand gefällt hatte, ohne daß der Donnergott ihn tödtete. Darauf durchzog er lehrend und als Gründer vieler Kirchen und Klöſter: Heſſen, Bayern, Thüringen, Sachſen und Friesland, wo er in hohem Alter 755 bei Dokkum erſchlagen ward.

Den 9. Juni 1190 ſtarb, auf einem Kreuzzug begriffen, im Fluſſe Selph in Italien Friedrich I. der Rothbart, Barbaroſſa, der zweite deutſche Kaiſer aus dem Hohenſtaufenhauſe. Er war ein hochſinniger Fürſt von ausnehmender Kraft, ein Ritterkönig, durch den Deutſchland zum glücklichſten Reiche gemacht worden wäre, hätte er ſich nicht zu früh aufgerieben. Der Sage nach ſitzt er ſchlafend im Kyffhäuſerberge und harret der Zeit, wo die Raben den Berg nicht mehr umfliegen; dann iſt die Zeit gekommen, wo er aus dem unterirdiſchen Bann heraustreten und ein neues deutſches Reich gründen will.

Der 24. Juni iſt der Johannistag. Er bildet gerade die Mitte des Sommers und des Jahres und iſt Johannes dem Täufer gewidmet. Dem Tage zu Ehren werden noch häufig in Deutſchland Freudenfeuer auf den Höhen angezündet. Zugleich iſt dieſer Tag das höchſte Feſt der Freimaurer auf dem ganzen Erdenrund. — Vergeſſen wir nicht, daß am Johannistage 1485 Johann Bugenhagen, auch Dr. Pommer genannt, zu Wollin in Pommern geboren wurde. Er war ein Freund Luther's und leiſtete dieſem bei der Ueberſetzung der Bibel in Wittenberg thätigen Beiſtand. Das größte Verdienſt aber erwarb er ſich durch die Einführung einer neuen Kirchenordnung in den meiſten ſächſiſchen Staaten ſowie in Dänemark und Norwegen. Den König Chriſtian III. krönte er und ſtellte die Kopenhagener Univerſität wieder her. Er hielt an Luther's Grabe die Leichenrede und ſtarb den 20. April 1558. Unter ſeinen hinterlaſſenen Werken befindet ſich auch eine Geſchichte Pommern's.

Der 27. Juni iſt der Tag der Siebenſchläfer. Die Legende erzählt, ſieben Chriſtenjünglinge hätten in Epheſus dem Kaiſer Decius als Trabanten gedient. Dieſer ließ in Epheſus einen Götzentempel erbauen und befahl, daß ein Jeder darin opfern ſollte. Jene Jünglinge weigerten ſich, flohen aus der Stadt und verbargen ſich in einer Höhle. Decius ließ dieſelbe vermauern und die Jünglinge ſchliefen ein. Nach 300 Jahren, heißt es, ſeien Steine dort gebrochen worden und die Jünglinge, durch die eindringende Luft erweckt, ſeien höchſt verwundert über die lange Dauer ihres Schlafes geweſen. Nun erſt, und zwar ſämmtlich mit einem Male, fielen ſie dem wirklichen Tode anheim. — Am 27. Juni wurde in Hofwyl, im Kanton Bern, Philipp Emanuel von Fellenberg geboren, der als Landwirth und Erzieher in Verbindung mit Peſtalozzi einen ſo bedeutenden Ruf erlangte, daß ihm Zöglinge aus den fernſten Weltgegenden zuſtrömten. Aus ſeinem Inſtitute gingen hochverdiente Männer der Wiſſenſchaft und der Staatskunſt hervor.

Bauernregel.

Medardus bringt keinen Froſt mehr,
Der dem Weinſtock gefährlich wär.

		Protestantisch	Katholisch	Israelit. 5621.
1	M.	Theodor	Theodorich	23 **Thamuz**
2	D.	**Mariä Heimf.**	**Mariä Heimf.**	24
3	M.	Kornelius	Eulogius	25
4	D.	Ulrich	Ulrich	26 Schimh.
5	F.	Charlotte	Philomene	27
6	S.	Esaias	Oct. Pet. Pl.	28 Sabbat
7	S.	**6. n. Trinit.**	**7. n. Pfingst.**	29
8	M.	Kilian	Kilian	1 **Ab.**
9	D.	Cyrillus	Oct. U. L. Fr.	2
10	M.	Gottlob	Amalie	3
11	D.	Pius	Pius, P.	4 Hazon
12	F.	Heinrich	Joh. Gualb.	5
13	S.	Margarethe	Margarethe	6 Sabbat
14	S.	**7. n. Trinit.**	**8. n. Pfingst.**	7
15	M.	Apostel Theil.	Apostel Theil.	8
16	D.	Raphael	Skap. Fest.	9 Fast. **Temp.**
17	M.	Alexius	Alexius	10 [**Verbr.**
18	D.	Eugenius	Arnolph	11 Naham
19	F.	Ruffinus	Siegbert	12
20	S.	Elias	Elias	13 Sabbat
21	S.	**8. n. Trinit.**	**9. n. Pfingst.**	14
22	M.	Mar. Magdal.	Maria Magd.	15 Tubeab
23	D.	Apollinaris	Apollinaris	16
24	M.	Christina	Christina	17
25	D.	Jacobus	Jacobus	18
26	F.	Anna	Anna	19
27	S.	Martha	Martha	20 Sabbat
28	S.	**9. n. Trinit.**	**10. n. Pfingst.**	21 Kl. Hlzf.
29	M.	Beatrix	Beatrix	22
30	D.	Ruth	Abdon M.	23
31	M.	Florentin	Ign. Loyola	24

Astronomische Bemerkungen.

	☉Aufgang U.	M.	☉Unterg. U.	M.
1	3	50	8	16
9	3	57	8	12
17	4	5	8	6
25	4	9	8	3
	Tageslänge St.	M.	Nachtlänge St.	M.
1	16	26	7	34
9	16	15	7	45
17	16	1	7	59
25	15	54	8	6
	☾Aufgang U.	M.	☾Untergang U.	M.
1	11	43 N.	2	1 N.
4	12	34 V.	5	22
7	3	0	7	52
10	6	44	9	12
13	10	44	10	6
16	2	54 N.	11	19
19	6	26	—	—
22	8	8	4	32 V.
25	9	0	8	18
28	9	47	11	46
31	11	8	3	7 N.

Mondviertel.

● Neumond den 8., 2 U. 57 M. früh.

☽ Erstes Viertel den 15., 3 U. 32 M. früh.

○ Vollmond den 22., 12 U. 51 M. früh.

☾ Letztes Viertel den 29., 8 U. 37 M. Abends.

Juli oder Heumonat.

VII.

Wo Sittlichkeit wohnt unterm Dach,
Da ist auch stets die Ehre wach.

Geschichts- und Religionskalender.

Den 2. Juli feiern die Katholiken Mariä Heimsuchung, den Tag, an welchem Mariä, die Mutter Jesu, über das Gebirge ging, ihre Freundin Elisabeth aufzusuchen, der sie die Weissagung verkündete, die ihr geschehen war, daß sie den Heiland der Welt gebären werde.

Der 6. Juli ist der Geburts- und Todestag des hochherzigen Vorkämpfers der Reformation, des böhmischen Glaubens-, Wahrheits- und Freiheitshelden Johann Huß. Er wurde an diesem Tage im Jahre 1373 zu Hussinecz als Sohn eines armen Bauern geboren. Als wissenschaftlich gebildeter Mann machte er eine glänzende Laufbahn und war als kühner Sittenprediger und Reformator hochgefeiert. Wiederholt von der päpstlichen Macht in Bann und Acht erklärt, schrieb er um so schneidender und schlagender über die Irrthümer und Mißbräuche der Kirche. Da ward er vor das Concil zu Kostnitz (1414) gerufen, aber voll Vertrauen auf die Heiligkeit seiner Sache und mit einem kaiserlichen Geleitsbrief versehen, reiste der Wahrheit verkündende Mann dahin, wo er im Stillen an der Vertheidigung seiner Sätze arbeitete. Kaiser und Papst wurden gegen ihn wortbrüchig, es wurde ihm der Prozeß gemacht und als er sich vertheidigen wollte, überschrie man ihn unter Ausstoßung gemeinster Flüche und Lästerworte. An seinem Geburtstage 1415 wurde er auf einer Rheininsel bei Kostnitz auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Er blieb unerschütterlich fest seiner Meinung treu und bestieg unter Beten des 53. Psalms muthig das Scheitergerüste.

Der 8. Juli ist dem heiligen Kilian gewidmet. Er stammte aus einem vornehmen schottischen Geschlechte und hieß der Apostel der Franken, weil er den Herzog dieses Volkes, Gosbert, sammt vielen seiner Unterthanen für das Christenthum gewann (im 7. Jahrhundert). Er wurde auch Bischof von Würzburg. Gosbert's Gemahlin, Geila, haßte aber den frommen Kilian, weil sie am heidnischen Aberglauben festhielt, und ließ ihn endlich heimlich ermorden. — Der 8. Juli (1639) ist auch der Todestag des Herzogs Bernhard von Weimar.

Der 13. Juli ist der Tag der heiligen Magarethe, die einen grausamen Märtyrertod erlitten. — Mit diesem Tage verknüpft ist die Bauernregel: „Die erste Birn' bricht Margareth', drauf überall die Ernt angeht!"

Den 14. Juli 1801 wurde Johannes Müller, der hochberühmte und für die medicinische Wissenschaft unsterbliche Physiolog, geboren.

Am 15. Juli ist für die Katholiken das Fest der Apostel-Theilung, zur Erinnerung daran, daß die Apostel nach dem Befehle ihres Herrn in alle Himmelsgegenden aus einander gingen, um alle Völker zu lehren und zu taufen.

Den 18. Juli 1603 wurde zu Torstena in Schweden Leonhard Torstensohn, Graf zu Ortala, geboren. Sein Ruhm als einer der größten Feldherrn seiner Zeit, der in der Schule Gustav Adolf's gebildet, seine Mäßigung und Menschlichkeit sind überall anerkannt. Er starb im Jahre 1651 zu Stockholm.

Am 22. Juli 732 wurde bei Tours, der Hauptstadt des Departements Indre-Loire in Frankreich, die große Schlacht zwischen Karl Martell und den Saracenen, wo von letzteren 270,000 Mann geblieben sein sollen, geschlagen. Tours ist das alte Cäsarodunum. Es kam an die Westgothen und darauf an die Franken, 1259 aber an Frankreich.

Der 25. Juli ist dem Jacobus, dem Sohne des Zebedäus und vertrauten Jünger Christi, gewidmet. Er litt zuerst unter den Aposteln den Märtyrertod. Merkwürdiger Weise wird der Tag vielfach mit besondern Lustbarkeiten begangen.

Bauernregel.

Wer im Heuet nicht gabelt, in der Ernte nicht zabelt,
Im Herbst nicht früh aufsteht, der schau, wie's ihm im Winter geht.

August. 1861.

		Protestantisch	Katholisch	Israelit. 5621.	
1	D.	Petri Kettf.	Petr. Kettf.	25	Ab.
2	F.	Gustav	Mariä Verkl.	26	
3	S.	Augustus	Augustus	27	Sabbat
4	S.	**10. n. Trinit.**	**11. n. Pfingst.**	28	
5	M.	Oswald	Mariä Schneef.	29	
6	D.	Ulrike	Verklär. Chr.	30	
7	M.	Donatus	Port. Abl.	1	Elul.
8	D.	Severus	Cyriakus	2	
9	F.	Erich	Romanus	3	Selihot
10	S.	Laurentius	Laurentius	4	Sabbat
11	S.	**11. n. Trinit.**	**12. n. Pfingst.**	5	
12	M.	Clara	Cassian, B.	6	
13	D.	Aurora	Hypolit	7	Einw. d. M. J.
14	M.	Eusebius	Vigilie	8	
15	D.	Mar. Himmelf.	**Mar. Himmelf.**	9	
16	F.	Rochus	Rochus	10	
17	S.	Liberatus	Oct. Laur.	11	Sabbat
18	S.	**12. n. Trinit.**	**13. n. Pfingst.**	12	
19	M.	Sebald	Julius, B.	13	
20	D.	Bernhard	Samuel, Pr.	14	
21	M.	Anastasius	Joh. Franz.	15	
22	D.	Alphonsus	Oct. Mar. H.	16	
23	F.	Zachäus	Zachäus	17	Vertr. d. Gr.
24	S.	Bartholomäus	Bartholomäus	18	Sabbat
25	S.	**13. n. Trinit.**	**14. n. Pfingst.**	19	
26	M.	Samuel	Zephyrinus	20	
27	D.	Gebhard	Joseph Cal.	21	
28	M.	Pelagius	Augustin	22	Selihot H.
29	D.	Johann. Enth.	Joh. Enth.	23	
30	F.	Ernst	Felix	24	
31	S.	Josua	Paulinus	25	Sabbat

Astronomische Bemerkungen.

	☉ Aufgang U.	M.	☉ Unterg. U.	M.
1	4	26	7	46
9	4	37	7	32
17	4	50	7	17
25	5	2	7	1
	Tageslänge St.	M.	Nachtlänge St.	M.
1	15	20	8	40
9	14	55	9	5
17	14	27	9	33
25	13	59	10	1
	☾ Aufgang U.	M.	☾ Untergang U.	M.
1	11	51 N.	4	9 N.
4	1	51 V.	6	24
7	5	44	7	38
10	9	52	8	32
13	2	3 N.	9	59
16	5	8	—	—
19	6	33	3	31 V.
22	7	22	7	12
25	8	13	10	38
28	9	45	1	54 N.
31	—	—	4	20

Mondviertel.

● Neumond den 6., 1 U. 39 M. Nachmittags.
☽ Erstes Viertel den 13., 8 U. 1 M. Vormittags.
○ Vollmond den 20., 12 U. 36 M. Mittags.
☾ Letztes Viertel den 28., 2 U. 8 M. Nachmittags.

August oder Erntemonat.

VIII.

Wo Zwist und Hader spukt im Haus,
Da zieht der gute Ruf hinaus.

Geschichts- und Religionskalender.

Am 1. August wird das Petri-Kettenfest zur Erinnerung daran gefeiert, daß, als der Apostel Petrus vom König Herodes gefangen gesetzt war, um hingerichtet zu werden, bei Nacht ein Engel in sein Gefängniß trat, seine Ketten löste und ihn frei davonführte. — Auch erinnert uns dieser Tag an die Auflösung des deutschen Reiches (1806), welches seiner Reconstituirung noch immer entgegensieht.

Am 3. August 1492 trat Christoph Columbus seine erste Entdekkungsreise an, welche zur Auffindung der Insel Guanahanie (jetzt San Salvador) am 12. Oktober führte und mit der weitern Endeckung von Cuba und Haiti schloß.

Den 6. August feiern die Katholiken die Verklärung Christi, die auf einem Berge geschah, wo er von seinen mitgenommenen drei Lieblingsjüngern in göttlichem Glanze strahlend und mit himmlischen Wesen redend angetroffen wurde.

Der 10. August ist dem heiligen Laurentius gewidmet. Er lebte 200 Jahre nach Christus, war christlicher Armenpfleger zu Rom und verrichtete als solcher außerordentliche Werke der Liebe. In der Hoffnung, Schätze bei ihm zu finden, nahmen ihn die Römer gefangen. Die Römer hatten sich getäuscht, marterten ihn aufs Grausamste und brieten ihn zuletzt bei Kohlenfeuer, nachdem sie ihn lebend auf einen eisernen Rost gebunden hatten.

Am 11. August 1778 wurde Friedrich Ludwig Jahn zu Lanz bei Lenzen in der Westpriegnitz geboren. Als Studirender in Halle und Göttingen kam er mit vielen Patrioten in Verbindung. Im Jahre 1806 faßte er in Jena den Plan, als Privatdocent über das deutsche Volksthum zu lesen. Der Krieg kam dazwischen und als er die Niederlage der Preußen bei Jena erfuhr, bekam der junge Mann in einer Nacht graue Haare. Als Lehrer in Berlin führte er 1810 die Turnkunst mit voller Begünstigung Preußens ein. Jahn's Schüler zogen zu Tausenden den Freiheitsfahnen nach und fochten mit Schwert und Geist. Er selbst zog als tapferer Führer eines Lützow'schen Bataillons 1815 in Paris ein. Einige Jahre später begann er wieder seine Vorlesungen über deutsches Volksthum. Allein die Reaktion zog nun mit Macht gegen den erwachten deutschen Volksgeist zu Felde. Deshalb wurde Jahn als Demagog verfolgt, endlich auch ergriffen und nach Spandau und von da nach Küstrin geschleppt. Trotz gerichtlicher Freisprechungen wurde er fest gehalten, bis nach sechs Jahren seine Schuldlosigkeit wiederholt dargethan wurde. Aber nicht genug, man stellte ihn unter polizeiliche Aufsicht und so verblieb es bis zum Jahre 1848. Er starb in Freiburg a. d. Unstrut. Seine Verdienste um die deutsche Nation und um sein engeres Vaterland sind groß und herrlich.

Auf den 15. August fällt Mariä Himmelfahrt, da man in der katholischen Kirche annahm, daß die Mutter Jesu gleich dem Sohne leiblich zum Himmel aufgefahren sei. — In Frankreich heißt dieser Tag der Napoleonstag, weil an demselben Napoleon I. geboren wurde.

Der 19. August (1780) ist der Geburtstag des genialen Volksliederdichters Pierre Jean de Béranger, der seinem politischen Glauben als Republikaner bis ans Ende treu blieb.

Der 24. August ist der Bartholomäustag, dem Apostel Jesu zu Ehren so genannt. — In der Bartholomäusnacht (vom 24. auf den 25. August 1572) fand die Pariser Bluthochzeit statt.

Am 26. August 1813 fiel der Dichter und Held Th. Körner von einer feindlichen Kugel getroffen in einem Gefechte auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin.

Der 29. August ist der Erinnerung an die Enthauptung Johannis des Täufers gewidmet. Johannes fiel als ein Opfer der Herodias, welche des Königs Herodes Gemahlin war.

Bauernregel.

Mariä Himmelfahrt Sonnenschein
Bringt meist viel guten Wein.

September. 1861.

		Protestantisch	Katholisch	Israelit. 5621.
1	S.	**14. n. Trinit.**	**Schutz.=E. F.**	26 **Elul**
2	M.	Absalon	Rahel	27
3	D.	Mansuetus	Mansuetus	28
4	M.	Moses	Moses	29 [Neujahrsf.
5	D.	Nathanael	G. S. Eug.	1 **Tischri 5622.**
6	F.	Magnus	Magnus	2 **Zweit. Fest**
7	S.	Regina	Regina	3 Sabbat
8	S.	**15. n. Trinit.**	**Mariä Geb.**	4 Fast. Gedalj.
9	M.	Sidonia	Gregorius	5
10	D.	Pulcheria	Pulcheria	6
11	M.	Abraham	Abraham	7
12	D.	Gottlieb	G. N. M.	8
13	F.	Amatus	Makrobius	9 [söhn.=F.
14	S.	† Erhöhung	† Erhöhung	10 Sabb. Ver=
15	S.	**16. n. Trinit.**	**Namen Mar.**	11
16	M.	Euphemia	Euphemia	12
17	D.	Lambert	Hildegard	13
18	M.	Titus	**Quatember**	14 Rüsttag
19	D.	**Quatember**	Pomposa	15 **Laubhüttenf.**
20	F.	Calixtus	**Quatember**	16 **Zweit. Fest**
21	S.	Matthäus	**Quatember**	17 Sabbat
22	S.	**17. n. Trinit.**	**18. n. Pfingst.**	18
23	M.	Thekla	Polirena	19
24	D.	Joh. Empf.	Joh. Empf.	20
25	M.	Kleophas	Kleophas	21 Palmenfest
26	D.	Cyprian	Kalixtus	22 **Laubh. Ende**
27	F.	Kosm. Dam.	Kosm. Dam.	23 **Gesetzfreude**
28	S.	Wenceslaus	Wenceslaus	24 Sabbat
29	S.	**18. n. T. Mich.**	**19. Rosenkrzf.**	25
30	M.	Hieronymus	Hieronymus	26

4. Constitutionsfest in Sachsen.

Astronomische Bemerkungen.

	☉Aufgang U.	M.	☉Unterg. U.	M.
1	5	14	6	46
9	5	26	6	28
17	5	38	6	10
25	5	51	5	52
	Tageslänge St.	M.	Nachtlänge St.	M.
1	13	32	10	28
9	13	2	10	58
17	12	32	11	28
25	12	1	11	59
	☾Aufgang U.	M.	☾Untergang U.	M.
1	12	42 V.	4	52 V.
4	4	40	6	0
7	8	56	7	0 N.
10	1	7 N.	8	46
13	3	46	—	—
16	4	57	2	34
19	5	44	6	9
22	6	41	9	32
25	8	27	12	42 V.
28	11	35	3	2

Mondviertel.

● Neumond den 4., 10 U. 57 M. Abends.
☽ Erstes Viertel den 11., 2 U. 1 M. Nachmittags.
○ Vollmond den 19., 2 U. 47 M. früh.
☾ Letztes Viertel den 27., 7 U. 9 M. früh.

September oder Herbstmonat.

IX.

Zufriedenheit und etwas Wein und Brod
Verscheucht vom Haus den Teufel und den Tod.

Geschichts- und Religionskalender.

Am 1. September 1761 wurde zu Leonberg in Würtemberg Heinrich Eberhardt Gottlob Paulus geboren. Er war ein trefflicher Kenner der morgenländischen Sprache und Literatur und zeichnete sich als freisinniger Theolog und Philosoph rühmlichst aus. Mit dem Prädicate eines geheimen Kirchenrathes starb er in Heidelberg vor wenig Jahren als hochbetagter Greis.

Der 4. Sept. ist dem Propheten Moses als Gesetzgeber und Führer des jüdischen Volkes gewidmet. — Für Sachsen hat der Tag noch eine festliche Bedeutung dadurch, daß diesem Staate im Jahre 1831 durch den verstorbenen König die Urkunde der neuen Verfassung (Constitution) übergeben wurde.

Am 5. Sept. 1733 wurde zu Biberach Christoph Martin Wieland geboren. Er studirte in Tübingen, war später Professor der Philosophie in Erfurt und alsdann Erzieher der Prinzen in Weimar. Als Dichter ersten Ranges wird er stets eine Zierde Deutschlands bleiben. Sein bedeutendstes Dichterwerk ist das romantische Epos „Oberon". Er starb den 20. Januar 1813 und liegt in dem Garten seines früheren Gutes in Osmannstädt bei Weimar begraben. In Weimar wurde ihm ein kolossales Standbild in Erz gesetzt.

Der 8. Sept. wird als Geburtstag der Maria, der Mutter Jesu, begangen. — Um diese Zeit versammeln sich die Schwalben zur Abreise, daher sagt der schwäbische Spruch: „Mariä Geburt gänga die Schwalben furt!"

Den 14. Sept. wird Kreuzes-Erhöhung gefeiert. Die römische Kaiserin Helena hatte angeblich an der Schädelstätte das Kreuz wiedergefunden, an welchem Christus gestorben war (s. zum 3. Mai), und hatte ein Stück des letzteren nach Constantinopel mitgenommen, während das andere in Jerusalem verblieb. Die Perser hatten sich des letzeren bemächtigt, und als der griechische Kaiser Heraklius es ihnen im 7. Jahrhundert wieder abgenommen hatte, stellte er den Rest des Kreuzes wieder in Golgatha auf und verherrlichte dieses Ereigniß der Kreuzes-Erhöhung durch Einrichtung eines besonderen Festes, das am 14. Sept. begangen wird. — Dieser Tag ist auch der Geburtstag unseres größten deutschen Gelehrten und Naturforschers, Friedrich Alexander von Humboldt's, der im Jahre 1769 geboren wurde und 1859 in Berlin starb.

Der 16. Sept. erinnert uns an Euphemia, eine christliche Jungfrau in Kleinasien, von hoher Schönheit, die sich durch den Eifer um ihre Religion den Märtyrertod zuzog. Der den Christen feindliche Kaiser Diocletian, im dritten Jahrhundert nach Christi, versuchte wiederholt sie zu tödten, doch ging sie, wie durch ein Wunder, unversehrt aus allen Gefahren hervor, bis sie einem Bären vorgeworfen wurde, durch dessen Biß sie starb. — An diesem Tage im Jahre 1380, starb in dem Kloster St. Just zu Estremadura in Spanien Kaiser Karl V. Er beschäftigte sich, nachdem er abgedankt hatte, im Kloster mit Andachtsübungen und Verfertigung von hölzernen Uhren. Als er indeß sich vergebens bemühte, zwei Uhren in gleichen Gang zu bringen, rief er aus: „Thor, der ich war, daß ich mich bestrebte, so viele Menschen zu gleicher Meinung zu bringen!"

Der 18. Sept. hat auch dadurch geschichtliches Interesse, daß an diesem Tage 1701 die letzte Hexe, Maria Theresia Kaiser, verbrannt wurde.

Am 19. Sept. 1844 wurde die erste christkatholische Gemeinde in Schneidemühl gegründet.

Der 29. Sept. ist dem Erzengel Michael gewidmet; zugleich aber wird das Michaelisfest als ein Fest aller Engel gefeiert. Der Sinn des alten Spruches: „Marikchen pustet das Licht aus; Michel steckt's wieder an!" ist dahin zu deuten, daß von Maria Verkündigung (25. März) an die Arbeiten des Gesindes bei Licht aufhören, Michaelis sie aber wieder ihren Anfang nehmen.

Bauernregel.

Was Juli und August nicht kochend thaten,
Wird der September auch nicht braten.

Oktober. 1861.

		Protestantisch	Katholisch	Israelit. 5622.
1	D.	Remigius	Remigius	27 **Tischri**
2	M.	Rahel	Aug. Cust.	28
3	D.	Maximian	Jairus	29
4	F.	Franz	Franziskus	30 [Sabb.
5	S.	Placidus	Placidus	1 **Marscheschwan**
6	S.	**19. n. Trinit.**	**20. n. Pfingst.**	2
7	M.	Esther	Rosarius	3
8	D.	Ephraim	Simon, B.	4 Noah
9	M.	Dionysius	Dionysius	5
10	D.	Athanasius	Gereon, M.	6
11	F.	Gereon	Florus	7
12	S.	Maximilian	Evagrius	8 Sabbat
13	S.	**20. n. Trinit.**	**21. n. Pfingst.**	9
14	M.	Burkhard	Calixtus	10
15	D.	Hedwig	Hedwig	11
16	M.	Gallus	Gallus, A.	12
17	D.	Innocent.	Hero	13
18	F.	Lucas, Evang.	Lucas, Evang.	14
19	S.	Ferdinand	Ptolemäus	15 Sabbat
20	S.	**21. n. Trinit.**	**22. n. Pfingst.**	16
21	M.	Ursula	Ursula	17
22	D.	Cordula	Sara	18
23	M.	Severin	Joh. Bon.	19
24	D.	Salome	Proklus	20
25	F.	Wilhelmine	Krispin	21
26	S.	Hiob	Amandus	22 Sabbat
27	S.	**22. n. Trinit.**	**23. n. Pfingst.**	23 Prof. d. Th.
28	M.	Simon Juda	Simon Juda	24
29	D.	Narcissus	Narcissus	25
30	M.	Claudius	Serapion	26
31	D.	**Reformat. F.**	Wolfgang	27

Astronomische Bemerkungen.

	☉Aufgang U.	M.	☉Unterg. U.	M.
1	6	0	5	39
9	6	13	5	21
17	6	27	5	4
25	6	41	4	47
	Tageslänge		Nachtlänge	
	St.	M.	St.	M.
1	11	39	12	21
9	11	8	12	52
17	10	37	13	23
25	10	6	13	54
	☾Aufgang U.	M.	☾Untergang U.	M.
1	2	10 V.	4	1 N.
4	6	24	5	2
7	10	47	6	40
10	1	45 N.	9	54 V.
13	3	3	12	24
16	3	50	3	57
19	4	46	7	22
22	6	25	10	34
25	9	21	12	48 V.
28	—	—	2	2
31	3	48 V.	3	1

Mondviertel.

● Neumond den 4., 7 U. 42 M. früh.

☽ Erstes Viertel den 10., 10 U. 54 M. Abends.

○ Vollmond den 18., 7 U. 23 M. Abends.

☾ Letztes Viertel den 26., 10 U. 40 M. Abends.

Oktober oder Weinmonat.

X.

Vergiß im Hofe nicht den Hund,
Er thut dir manches Wunder kund.

Geschichts- und Religionskalender.

Am 1. Oktober 1844 erließ Ronge seinen geharnischten Brief an den Bischof Arnoldi in Trier, in Folge dessen sich deutschkatholische Gemeinden bildeten. — Der 1. Oktober ist auch der Tag des heiligen Remigius, welcher Bischof von Rheims und ein eifriger Bekehrer der heidnischen Franken war. Es gelang ihm sogar, deren König Chlodwig für die Taufe zu gewinnen (400 n. Chr.) und zwar erzählt die Sage, daß, als Remigius das Salböl nicht zur Stelle hatte und es auch wegen des Gedränges nicht herbeizuschaffen war, eine Taube sich mit einem Fläschchen Oel vom Himmel herniedergelassen habe, mit welchem nicht allein Chlodwig, sondern auch alle fränkischen Könige bis zur französischen Revolution gesalbt wurden. Da aber sei die Flasche verloren gegangen.

Der 7. Oktober erinnert uns an den großen deutschen Staatsmann und glühenden, ritterlichen Patrioten Karl Freiherrn von Stein, der an diesem Tage im Jahre 1770 zu Passau geboren wurde. Er erwarb sich als dirigirender preußischer Minister, von 1808 an, die größten Verdienste um Preußen, mußte aber bald nach Rußland flüchten, da ihn Napoleon ächtete und verfolgte. Im Jahre 1813 ward er Präsident der Centralverwaltung aller eroberten und vor der Hand herrenlosen Länder in Deutschland. Die späteren Lebensjahre brachte er auf seinen Gütern in Westphalen zu, wo er 1831 starb. Näheres über ihn erfahren wir in dem trefflichen Werke: „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherren von Stein," von dem alten Vater Arndt.

Der 10. Oktober des Jahres 1776 ist der Geburtstag des Dichters Heinrich von Kleist. Er war in seiner Jugend Offizier und machte als solcher den Rheinfeldzug mit. Er schrieb mehrere ausgezeichnete dichterische Werke, darunter das Ritterschauspiel: „Das Käthchen von Heilbronn." Am 21. November 1811 erschoß er sich zugleich mit Adolphine Vogel, eines Berliner Kaufmanns Frau, am Ufer des heiligen See's bei Potsdam.

Am 15. Oktober wird die heilige Hedwig gefeiert. In Meran geboren, wurde sie, 12 Jahre alt, die Gemahlin des Herzogs Heinrich von Schlesien und Polen. Sie bewies eine große Strenge gegen sich selbst, versagte sich alle Freuden des Lebens und lebte nur für die Armen und Nothleidenden. Vielbetrauert starb sie 1243, und ihre Gebeine ruhen jetzt in der nach ihr benannten Hedwigskirche in Berlin.

Der 16. Oktober ist der Gallustag. Der hochgefeierte Missionär Gallus, aus Irland gebürtig, stiftete das berühmte Kloster St. Gallen in der Schweiz, dem er als Abt vorstand. — An den 16. Oktober knüpft sich der Bauernspruch: „Auf Sankt Gallen-Tag muß jeder Apfel in seinen Sack!"

Am 21. Oktober ist das Fest der heiligen Ursula. Diese war eines britannischen Königs Tochter und wurde von einem heidnischen Könige zur Ehe begehrt. Dem zu entgehen, zog sie mit 10 Jungfrauen ihres Standes, deren jede, wie auch sie selbst, 1000 dienende Jungfrauen mit sich führte, nach Cöln, Basel und Rom. Auf ihrer Rückkehr, 449 n. Chr., trafen sie in Cöln die wilden Hunnen an, von welchen zuerst die 10,000 Jungfrauen getödtet wurden, dann auch die heilige Ursula, weil sie sich nicht zum Abfall vom Christenthum bewegen ließ.

Am 31. Oktober wird das Reformationsfest von den Protestanten gefeiert, weil an diesem Tage der erste Schritt zur Verbesserung der Kirche geschah, indem Luther 95 Sätze an die Wittenberger Schloßkirche anschlug, in denen er die Mängel der alten Kirche auseinander setzte.

Bauernregel.

Fällt der erste Schnee in Dreck,
Wird der Winter ein Geck.

November. **1861.**

		Protestantisch	Katholisch	Israelit. 5622.
1	F.	Aller Heiligen	**Aller Heil.**	28 **Marscheschwan**
2	S.	Aller Seelen	**Aller Seel.**	29 Sabbat
3	S.	**23. n. Trinit.**	**24. n. Pfingst.**	30
4	M.	Karl	Karl Borr.	1 **Kislev**
5	D.	Blandina	Blandina	2 Geb. um N.
6	M.	Leonhard	Leonhard	3 Absch. d. Götz.
7	D.	Erdmann	Engelhard	4
8	F.	Emmerich	Oct. All. Heil.	5
9	S.	Theodor	Ursinus	6 Sabbat
10	S.	**24. n. Trinit.**	**25. n. Pfingst.**	7 Tod. d. Herod.
11	M.	Mart. Bischof	Martin, Bisch.	8
12	D.	Modestus	Evagrius	9
13	M.	Arcadius	Stanislaus	10
14	D.	Levinus	Levinus	11
15	F.	Leopold	Leopold	12
16	S.	Edmund	Ottomar, A.	13 Sabbat
17	S.	**25. n. Trinit.**	**26. n. Pfingst.**	14
18	M.	Hesychius	Hesychius	15
19	D.	Elisabeth	Elisabeth	16
20	M.	Emilie	Korbinian	17
21	D.	Mar. Opf.	Mar. Opf.	18
22	F.	Cäcilie *)	Cäcilie	19 [N.
23	S.	Clemens	Clemens I., P.	20 S. Bittt. um
24	S.	**Todtenfest**	**27. n. Pfingst.**	21 F. am B. Gariz
25	M.	Katharina	Katharina	22
26	D.	Konrad	Bellinus	23
27	M.	Günther	Virgilius	24
28	D.	Ruffus	Buffo	25 Tempelweihe
29	F.	Walther	Saturnin	26
30	S.	Andreas	Andreas, Ap.	27 Sabbat

22. Bußtag in Sachsen und den Reußischen Ländern.

Astronomische Bemerkungen.

	☉ Aufgang U.	M.	☉ Untergg. U.	M.
1	6	54	4	33
9	7	7	4	21
17	7	20	4	10
25	7	33	4	1
	Tageslänge St.	M.	Nachtlänge St.	M.
1	9	39	14	21
9	9	14	14	46
17	8	50	15	10
25	8	28	15	32
	☾ Aufgang U.	M.	☾ Untergang U.	M.
1	5	17 V.	3	24 N.
4	9	38	5	20
7	12	18 N.	8	55
10	1	26	—	—
13	2	14	2	57 V.
16	3	16	6	19
19	5	11	9	37
22	8	23	11	18
25	—	—	12	26 N.
28	2	46 V.	1	24

Mondviertel.

● Neumond den 2., 4 U. 49 M. Nachmittags.
☽ Erstes Viertel den 9., 11 U. 29 M. Vormittags.
○ Vollmond den 17., 1 Uhr 52 M. Nachmittags.
☾ Letztes Viertel den 25., 11 U. 52 M. Mittags.

November oder Jagdmonat.

XI.

Der Bursch' ist oft der schlimmste Dieb,
Der Nachts durchs Fenster steigt zum Lieb.

Geschichts- und Religionskalender.

Am 1. Nov. ist das Aller-Heiligenfest. Es werden nämlich in der katholischen Kirche so viele Heilige anerkannt, daß jeder Tag im Jahre ihrer mehrere aufzuweisen hat, aber nur einem hauptsächlich gewidmet ist. Damit jedoch keiner derselben ganz übergangen werde, feiert die Kirche alljährlich das Fest aller Heiligen.

Am 2. Nov. wird von den Katholiken das Aller-Seelenfest gefeiert, indem an diesem Tage für alle Seelen Messen gelesen werden. Es entstand im 10. Jahrhundert und gleicht jetzt dem protestantischen Todtenfeste, wobei die Friedhöfe geschmückt werden. — Am 2. Nov. 1810 wurde in Preußen die Gewerbefreiheit eingeführt.

Der 3. Nov. ist dem heiligen Hubertus gewidmet. Er war des Herzogs Bertrand von Guienne Sohn und liebte die Jagd sehr. Als er einst diesem Vergnügen nachging, soll ihm ein Hirsch, der ein Kreuz mit dem daran gehefteten Christus zwischen dem Geweihe trug, entgegengetreten sein, wodurch er bewogen wurde, den christlichen Glauben anzunehmen.

Den 4. Nov. feiert man das Fest des Carolus Borromäus, der im 16. Jahrhundert Erzbischof von Mailand war und sich durch rastlose Thätigkeit und durch viele Kirchenverbesserungen großes Verdienst erworben hat. Er hatte seiner reformatorischen Gesinnungen wegen viele Feinde, so daß selbst in der Kirche nach ihm geschossen wurde. Am Lago Maggiore steht seine hohe eherne Bildsäule, und die in jenem See liegenden Inseln tragen nach ihm den Namen der Borromäischen.

Am 6. Nov. 1633 fiel in der Schlacht bei Lützen der große Schwedenkönig Gustav Adolph. Ein Denkmal und der sogenannte „Schwedenstein" bezeichnen die Stelle auf dem Schlgchtfelde, wo die traurige Katastrophe sich zugetragen.

Der 10. Nov. ist für Deutschland ein besonderer Ehrentag, denn er ist das Geburtsfest zweier seiner größten Männer. An diesem Tage 1483 wurde in Eisleben Martin Luther geboren, weshalb der Tag noch heute in hohen Ehren steht. Luther wurde am 11. Nov. getauft und erhielt seinen Namen nach herkömmlichem Brauch von dem Heiligen des Tages, dem Bischof Martin von Tours. Der 10. November ist ferner der Geburtstag Friedrich Schillers, dessen hundertjähriges Jubelfest wir im Jahre 1859 gefeiert haben. — An den Martinstag knüpft sich der Spruch: „Sankt Martin thut das Feuer ins Kamin!"

Am 15. Nov. 1738 wurde zu Hannover Friedrich Wilhelm Herschel, einer der größten Astronomen, geboren. Er machte sehr viele Entdeckungen, darunter auch die des Planeten Uranus. Bei seinen astronomischen Beobachtungen ward er aufs Thätigste von seiner Schwester Karoline unterstützt, welche selbst mehrere Kometen entdeckte. Herschel starb am 25. August 1822,. nachdem ihm die höchsten Auszeichnungen vom In- und Auslande zu Theil geworden waren.

Der 17. Nov. ist von hoher Wichtigkeit für die schweizerische Eidgenossenschaft, denn an diesem Tage im Jahre 1307 wurde der Schweizerbund auf dem Grütli gestiftet.

Der 19. Nov. ist der heiligen Elisabeth von Thüringen geweiht. Sie war als königliche Prinzessin von Ungarn geboren, wurde, 14 Jahr alt, mit dem Landgrafen von Thüringen vermählt und führte ein durch Demuth und Wohlthätigkeit ausgezeichnetes Leben, von welchem das Volk in Thüringen sich in sagenhafter Weise noch vieles Erbauliche erzählt.

Am 24. Nov., dem letzten Sonntage des Kirchenjahres, wird das Todtenfest, zur Erinnerung an die im verflossenen Jahre Verstorbenen, gefeiert.

Bauernregel.

Der Andräschnee
Thut den Kornen weh.

		Protestantisch	Katholisch	Israelit. 5622.
1	S.	**1. Advent**	**1. Advent**	28 **Kisley**
2	M.	Aurelia	Bibiana	29
3	D.	Franz Xapher	Franz Xapher	30
4	M.	Barbara	Barbara	1 **Tebeth**
5	D.	Amos	Sabbas, A.	2 Ende d. Tem=
6	F.	**Bußtag** *)	Nikolaus	3 [pelw.
7	S.	Marquard	Agatha	4 Sabbat
8	S.	**2. Advent**	**2.A.M.Empf.**	5
9	M.	Agrippina	Gorgonia	6
10	D.	Judith	Judith	7
11	M.	Dämasus	Damasus	8
12	D.	Epimachus	Epimachus	9
13	F.	Lucia	Lucia	10 Fastt. Bel. J.
14	S.	Isidorus	Agnellus	11 Sabbat
15	S.	**3. Advent.**	**3. Advent**	12
16	M.	Ananias	Olympia	13
17	D.	Isaak	Isaak	14
18	M.	**Quatember**	**Quatember**	15
19	D.	Reinhard	Zosimus	16
20	F.	Ammon	**Quatember**	17
21	S.	Thomas	**Quatember**	18 Sabbat
22	S.	**4. Advent**	**4. Advent**	19
23	M.	Dagobert	Dagobert	20
24	D.	Adam, Eva	Adam, Eva	21
25	M.	**H. Christtag**	**Christfest**	22
26	D.	**Stephan**	**Stephan**, M.	23
27	F.	Joh. Evang.	Johann., Ev.	24
28	S.	Unsch. Kind.	Unsch. Kindl.	25 Sabbat
29	S.	**S. n. Weihn.**	**S. n. Weihn.**	26
30	M.	David	David, K.	27
31	D.	Sylvester	Sylvester	28 Ausschl. d. S.

*) 6. Bußtag in Weimar, Altenburg, Cob.-Gotha, Meiningen.

Astronomische Bemerkungen.

	☉Aufgang U.	M.	☉Unterg. U.	M.
1	7	42	3	56
9	7	52	3	52
17	8	0	3	52
25	8	4	3	56
	Tageslänge St.	M.	Nachtlänge St.	M.
1	8	14	15	46
9	8	0	16	0
17	7	52	16	8
25	7	52	16	8
	☾Aufgang U.	M.	☾Untergang U.	M.
1	7	5 V.	3	3 N.
4	10	10	6	30
7	11	30	10	25
10	0	20 N.	12	46 V.
13	1	18	4	8
16	3	6	7	16
19	6	13	9	22
22	9	54	10	31
25	12	29 V.	11	27
28	4	38	12	52 N.
31	7	59	4	0

Mondviertel.

● Neumond d. 2., 3 U. 2 M. früh.
☽ Erstes Viertel den 9., 3 U. 55 M. früh.
○ Vollmond d. 17., 8 U. 53 M. V.
☾ Letztes Viertel den 24., 10 U. 37 M. Abends.
● Neumond den 31., 2 U. 40 M. Nachmittags.

December oder Christmonat.

XII.

Willkommen soll der Gast mir sein,
Der liebt den Herrgott und den Wein.

Geschichts- und Religionskalender.

Am 2. December 1804 setzte sich Napoleon I. die Kaiserkrone auf. An demselben Tage wurde im Jahre 1851 der Staatsstreich durch Louis Napoleon, als Vorbereitung zu dem neuen Kaiserreich, vollzogen.

Der 4. December ist der heiligen Barbara gewidmet. Sie war die Tochter vornehmer heidnischer Eltern, und wurde, um sie als einziges Kind und bei ihrer hohen Schönheit besser zu hüten, von ihrem Vater in einen Thurm gesteckt. In ihrer Einsamkeit ging sie in sich und bekehrte sich zum Christenthum. Dafür hatte sie Mißhandlungen von ihrem Vater zu dulden; ja, nachdem derselbe sie vom Richter hatte verurtheilen lassen, vollzog er selbst ihre Enthauptung.

Am 6. December 1834 starb Baron von Lützow, einer der Tapfersten der tapfern Kämpfer im deutschen Befreiungskriege. Sein Freiwilligenkorps, namentlich aus Reitern und Jägern bestehend, verrichtete wahrhafte Wunderthaten. Körner, der edle Jüngling, gehörte den Lützowern ebenfalls an.

Am 10. December 1520 verbrannte Luther auf dem Markte zu Wittenberg die päpstliche Bannbulle und die canonischen Rechte und setzte hierauf eifriger als zuvor sein reformatorisches Wirken fort.

Am 16. December 1742 wurde zu Rostock Gebhardt Lebrecht von Blücher geboren. Er zeichnete sich namentlich in dem Befreiungskriege glorreich aus. Als siebzigjähriger Greis stand Blücher an der Spitze des preußischen Heeres und erfocht Sieg auf Sieg und zog triumphirend in Paris ein. In der Schlacht bei Waterloo, wo sich die englische Armee fast schon verblutet hatte, erschien er unerwartet und führte dadurch den siegreichen Schlag, der die Vernichtung der napoleonischen Dynastie nach sich zog. Da Blücher schon im Besitz fast aller Würden und Ehrenzeichen war, so stiftete der König für ihn ein eigenes, von goldenen Strahlen umgebenes eisernes Kreuz, erhob ihn zum Fürsten von Wahlstatt und beschenkte ihn mit schönen Gütern in Schlesien. In Rostock, Berlin und Breslau wurden ihm Bildsäulen errichtet. Er starb den 12. September 1819 auf seinem Gute Krieblowitz. Sein ehrenvollster Beiname war der des Marschall Vorwärts, den ihm die Russen beilegten.

Am 22. December 1779 wurde in Linköping in Ostgothland Jakob Berzelius geboren. Er war ein ausgezeichneter Chemiker, der seine Wissenschaft mit größter Gründlichkeit und mit Scharfsinn betrieb. Seine Schriften sind in viele Sprachen übersetzt worden.

Am 25. December (Weihnachtsfest) 1521 wurde durch Andreas Karlstadt (eigentlich Bodenstein), Archidiakonus und Professor zu Wittenberg, das erste Abendmahl in zweierlei Gestalt und ohne vorhergegangene Beichte (Ohrenbeichte) ausgetheilt und die Messe in deutscher Sprache gelesen.

Der 26. December gehört als 2. Weihnachtstag dem ersten christlichen Blutzeugen, dem heiligen Stephanus, der unter den Steinwürfen jüdischer Eiferer seine fromme Seele aushauchte.

Der 27. December ist Johannes dem Evangelisten gewidmet. Er hieß der Apostel der Liebe und ist zugleich der einzige unter Christi Jüngern, der in hohem Alter eines natürlichen Todes starb.

Am 29. December 1780 starb die Kaiserin Maria Theresia, die mit Recht „die große Frau" genannt wurde. Trotz vieler Anfeindungen und Kriege regierte sie überaus segensreich, stiftete und verbesserte Schulen, Universitäten und Akademien, hob Gewerbe und Ackerbau, schaffte die Tortur und das Asylrecht der Kirchen und Klöster ab, beschränkte die Geistlichkeit und zeigte allenthalben ein kraftvolles Streben nach vollständiger Autokratie.

Bauernregel.

Weihnachten mild und naß
Gibt leere Speicher und Faß.

Genealogie

der deutschen regierenden Fürstenhäuser und ihrer Mitglieder.

Anhalt-Bernburg.

Herzog: **Alexander Karl,** seit 24. März 1834; geb. 2. März 1805, verm. 30. Oct. 1834 mit Friederike, Prinzessin von Holstein-Glücksburg, geb. 9. Oct. 1811, Mitregentin seit 8. Oct. 1855.
Schwester: Wilhelmine Louise, geb. 30. Oct. 1799, verm. 21. Nov. 1817 mit Friedrich, Prinz von Preußen, geb. 30. Oct. 1794.

Anhalt-Dessau-Cöthen.

Herzog: **Leopold,** seit 9. Aug 1817, geb. 1. Oct. 1794, Wittwer seit 1. Jan. 1850 von Friederike, Prinzessin von Preußen. — Kinder: 1) Agnes, geb. 24. Juni 1824. (s. S.-Altenburg.) — 2) Friedrich, Erbprinz, geb. 29. April. 1831, verm. 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorb. Herzogs Eduard von S.-Altenburg, geb. 17. April 1838. Kinder: a) Leopold Friedrich Franz Ernst, geb. 18. Juli 1855. b) Leop. Friedr. Eduard Karl Alexander, geb. 19. Aug. 1856. c) Elisabeth Friederike Amalie Marie Agnes, geb. 7. Sept. 1857. — 3) Marie, geb. 14. Sept. 1837. (s. Preußen.)
Geschwister: 1) Georg, geb. 21. Febr. 1796. Tochter (1. Ehe): Louise, geb. 22. Juni 1826. — 2) Friedrich, geb. 23. Sept. 1799, verm. 11. Sept. 1832 mit Marie, Prinzessin von Hessen-Kassel, geb. 9. Mai 1814. Kinder: a) Adelheid, geb. 25. Dec. 1833. (s. Nassau.) b) Bathildis, geb. 29. Dec. 1837. c) Hilda, geb. 13. Dec. 1839. — 3) Wilhelm, geb. 29. Mai 1807, morganat. verm. 9. Juli 1840. mit Emilie Freifrau v. Stolzenberg, geb. 30. Jan. 1812.

Baden.

Großherzog: **Friedrich,** seit 22. Jan. 1858, geb. 9. Sept. 1826, verm. 20. Sept. 1856 mit Luise, Tochter des Prinz-Regenten von Preußen, geb. 3. Dec. 1838. — Erbgroßherzog: Friedrich Wilhelm, geb. 9. Juli 1857.
Geschwister: 1) Alexandrine, geb. 6. Dec. 1820. (s. S.-Coburg-Gotha.) — 2) Wilhelm, geb. 18. Dec. 1829. — 3) Karl, geb. 9. März 1832. — 4) Marie, geb. 20. Nov. 1834, verm. 11. Sept. 1858 mit Ernst Fürsten zu Leiningen, geb. 9. Nov. 1830. — 5) Cäcilie, geb. 20. Sept. 1839, verm. 28. Aug. 1857 mit Großfürst Michael von Rußland, geb. 25. Oct. 1832.
Mutter: Sophie Wilhelmine, Tochter des Königs Gustav IV. von Schweden, geb. 21. Mai 1801, Witwe des Großherz. Leopold seit 24. April 1852.
Vatersgeschwister: 1) Wilhelm, geb. 8. April 1792, verm. 16. Oct. 1830 mit Elisabeth, Prinzessin von Württemberg, geb. 27. Febr. 1802. Kinder: a) Sophie, geb. 7. Aug. 1834. (s. Lippe-Detmold.) b) Elisabeth, geb. 18. Dec. 1835. c) Leopoldine, geb. 22. Febr. 1837. — 2) Amalie, geb. 26. Jan. 1795, Witwe seit 22. Oct. 1854 von Karl Egon, Fürsten Fürstenberg. 3) Maximilian, geb. 8. Dec. 1796.

Bayern.

König: **Maximilian II.,** seit 21. März 1848, geb. 28. Nov. 1811, verm. 5. Oct. 1842 mit Maria, Tochter des verstorb. Prinzen Wilhelm v. Preußen, geb. 15. Oct. 1825. Kinder: 1) Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845. 2) Otto Wilhelm Luitpold Adalbert Woldemar, geb. 27. April 1848.
Geschwister: 1) Mathilde, geb. 30. Aug. 1813. (s. Hessen-Darmstadt). — 2) Otto, König von Griechenland, geb. 1. Juni 1815. — 3) Luitpold, geb. 12. März 1821, verm. 15. April 1844 mit Auguste, Prinzessin von Toscana, geb. 1. April 1825. Kinder: a) Ludwig, geb. 7. Jan. 1845. b) Leopold, geb. 9. Febr. 1846. c) Therese, geb. 12. Nov. 1850. d) Arnulph, geb. 6. Juli 1852. — 4) Adelgunde, geb. 19. März 1823, verm. 30. März 1842 mit Franz V., Herzog von Modena. — 5) Hildegarde, geb. 10. Juni 1825, verm. 1. Mai 1844 mit Albrecht, Erzherzog von Oesterreich, geb 3. Aug. 1817. — 6) Alexandra, geb. 26. Aug. 1826. — 7) Adalbert, geb. 19. Juli 1828, verm. 25. Aug. 1856 mit Amalie, Infantin von Spanien, geb. 12. Oct. 1834.
Vater: Ludwig I., geb. 25. Aug. 1786, König 1825—1848, Witwer seit 26. Oct. 1854 von Therese, Prinzessin von Sachsen-Altenburg.
Vaters Geschwister: 1) Charlotte, geb. 8. Febr. 1792, verwitw. Kaiserin von Oesterreich. 2) Karl, geb. 7. Juli 1795. 3) Elisabeth, geb. 13. Nov. 1801. (s. Preußen.) 4) Amalie, geb. 13. Nov. 1801 (s. Sachsen). 5. Sophie, geb. 27. Jan. 1805. (s. Oesterreich.) 6) Marie, geb. 27. Jan. 1805. (s. Sachsen.) 7) Ludovica, geb. 30. Aug. 1808.

Nebenlinie: Maximilian Joseph, Herzog in Bayern, geb. 4. Dec. 1808, verm. 9. Septbr. 1828 mit Ludovica, Prinzessin von Bayern. Kinder: a) Ludwig, geb. 21. Juni 1831. b) Helene, geb. 4. April 1834, verm. 24. Aug. 1858 mit Maximilian, Erbprinz von Thurn und Taxis, geb. 28. Sept. 1831. c) Elisabeth, geb. 24. Dec. 1837. (s. Oesterreich.) d) Karl Theodor, geb. 9. Aug. 1839. e) Marie, geb. 4. Oct. 1841, verm. mit dem König von Neapel. f) Mathilde, geb. den 30. Spt. 1843. g) Charlotte, geb. 22. Febr. 1847. h) Maximilian, geb. 7. Dec. 1849.

Braunschweig.

Herzog: **Wilhelm**, seit 25. April 1831, geb. 25. April 1806. — Bruder: Karl, geb. 30. October 1804.

Hannover.

König: **Georg V.**, seit 18. Nov. 1851, geb. 27. Mai 1819, verm. 18. Febr. 1843 mit Maria Prinzessin von S.-Altenburg, geb. 14. April 1818. Kinder: 1) Ernst August, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845. — 2) Friederike, geb. 9. Jan. 1848. — 3) Marie, geb. 3. Dec. 1849.

Hessen-Darmstadt.

Großherzog: **Ludwig III.**, seit 16. Juni 1848, geb. 9. Juni 1806, verm. 26. Dec. 1833 mit Mathilde, Prinzessin von Bayern, geb. 30. Aug. 1813.

Geschwister: 1) Karl, geb. 23. April 1809, verm. 22. Oct. 1836 mit Elisabeth, Prinzessin von Preußen, geb. 18. Juni 1815. Kinder: a) Ludwig, geb. 12. Sept. 1837. b) Heinrich, geb. 28. Nov. 1838. c) Marie Anna, geb. 25. Mai 1843. d) Wilhelm, geb. 16. Nov. 1845. — 2) Alexander, geb. 15. Juli 1823, morganat. verm. 16. Oct. 1851 mit Julie Fürstin v. Battenberg, geb. 12. Nov. 1825. — 3) Marie, geb. 8. Aug. 1824, verm. 28. April 1841 mit Kaiser Alexander II. von Rußland, geb. 29. April 1818.

Vaters Bruder: Friedrich, geb. 14. Mai 1788.

Hessen-Kassel.

Kurfürst: **Friedrich Wilhelm I.**, seit 20. Nov. 1847, geb. 20. Aug. 1802, morganat. verm. mit Gertrude Fürstin von Hanau, geb. 18. Mai 1806.

Schwester: Marie, geb. 6. Sept. 1804. (s. S.-Meiningen.)

Liechtenstein.

Fürst: **Johannes**, seit 12. Nov. 1858, geb. 5. Oct. 1840.

Mutter: Fürstin Franziska de Paula, geb. Gräfin Kinsky, geb. 8. Aug. 1813, Witwe seit 12. Nov. 1858.

Geschwister: 1) Marie, geb. 20. Sept. 1834. — 2) Karoline, geb. 27. Febr. 1836, verm. 3. Juni 1855 mit Alexander Prinzen von Schönburg-Hartenstein, geb. 5. März 1826. — 3) Sophie, geb. 11. Juli 1837. — 4) Aloysia, geb. 13. Aug. 1838. — 5) Ida, geb. 17. Sept. 1839, verm. 4. Juni 1857 mit Adolph Joseph, Erbprinzen von Schwarzenberg, geb. 18. März 1832. —6) Henriette, geb. 6. Juni 1843. — 7) Anna, geb. 27. Feb. 1846. — 8) Therese, geb. 28. Juli 1850. — 9) Franz de Paula, Erbprinz, geb. 28. Aug. 1853.

Vaters Geschwister: 1) Sophie, geb. 5. Sept. 1798, Witwe seit 19. Oct. 1835 des Grafen Esterhazy von Galantha. — 2) Marie, geb. 11. Jan. 1800. — 3) Franz de Paula, geb. 25. Febr. 1802 verm. 3. Juni 1841 mit Julie Gräfin Potocka, geb. 5. Dec. 1818. Kinder: a) Alfred, geb. 11. Juni 1842. b) Aloys, geb. 18. Nov. 1846. c) Heinrich, geb. 16. Nov. 1853. — 4) Karl, geb. 14. Juni 1803, seit 20 April 1841 Witwer von Rosalie Gräfin Grünne. Kinder: a) Rudolf, geb. 28. Dec. 1833, b) Philip, geb. 17. Juli 1857. — 5) Henriette, geb. 1. April 1806, verm. 1. Oct. 1825 mit Joseph Grafen Huniady. — 6) Friedrich, geb. 21. Sept. 1807, morgan. verm. 15. Sept. 1848 mit Sophie Löwe, geb. 24. März 1815. — 7) Eduard, geb. 22. Febr. 1809, verm. 15. Oct. 1839 mit Honoria Gräfin Choloniewska, geb. 1. Aug. 1813. Kinder: a) Aloys, geb. 25. Juni 1840. 8) August, geb. 22. April 1810. — 8) Ida, geb. 12. Sept. 1811, verm. 30. Juli 1832 mit Karl Fürsten von Paar, geb. 6. Jan. 1806.

Lippe-Detmold.

Fürst: **Leopold**, seit 1. Jan. 1851, geb. 1. Sept. 1821, verm. 17. April 1852 mit Elisabeth, Prinzessin von Schwarzb.-Rudolstadt, geb. 1. Oct. 1833.

Geschwister: 1) Luise, geb. 9. Nov. 1822. — 2) Woldemar, geb. 18. April 1824, verm. 9. Nov. 1858 mit Sophie, Tochter des Markgrafen Wilhelm von Baden, geb. 7. Aug. 1834. — 3) Friederike, geb. 1. Dec. 1825. — 4) Hermann, geb. 4. Juli 1829. — 5) Alexander, geb. 16. Jan. 1831. — 6) Pauline, geb. 2. Oct. 1834.

Mutter: Emilie, Prinzessin von Schwarzb.-Sondershausen, geb. 23. April 1800.

Mecklenburg-Schwerin.

Großherzog: **Friedrich Franz**, seit 7. März 1842, geb. 28. Febr. 1823, verm. 3. Novbr. 1849 mit Auguste Mathilde Wilhelmine, Prinzessin von Reuß-Schleiz-Köstritz, geb. 16. Mai 1822. Kinder: 1) Friedrich Franz, Erbgroßherzog, geb. 19. März 1851. — 2) Paul Friedrich, geb. 19. Sept. 1852. — 3) Marie, geb. 14. Mai 1854. — 4) Johann Albrecht, geb. 8. Dec. 1857.

Geſchwiſter: 1) Louiſe, geb. 17. Mai 1824, verm. 20. Oct. 1849 mit Hugo Fürſt Windiſch-Grätz, geb. 26. Mai 1823. Kinder: a) Alexandrine Maria, geb. 29. Aug. 1850. b) Olga, geb. 17. März 1853. c) Hugo, geb. 17. Nov. 1854. d) Marie Karoline Sophie, geb. 11. Dec. 1856. — 2) Wilhelm, geb. 5. März 1827.

Mutter: Alexandrine, Prinzeſſin von Preußen, geb. 23. Febr. 1803.

Vaters Schweſter: Marie, geb. 31. März 1803. (ſ. Altenburg.)

Mecklenburg-Strelitz.

Großherzog: **Georg**, ſeit 6. Nov. 1816, geb. 12. Aug. 1779, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie, Prinzeſſin von Heſſen-Kaſſel, geb. 21. Jan. 1796. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm, Erbgroßherzog, geb. 17. Oct. 1819, verm. 28. Juni 1843 mit Auguſte, Tochter des verſtorb. Herzogs von Cambridge, geb. 19. Juli 1822. Sohn: Friedrich, Erbprinz, geb. 22. Juli 1848. — 2) Karoline, geb. 10. Jan. 1821, geſchiedene Gemahlin des Königs von Dänemark. — 3) Georg, geb. 11. Jan. 1824, verm. 16. Febr. 1851 mit Katharina Michaelowna Großfürſtin von Rußland, geb. 28. Aug. 1827. — Kinder: a) Helene, geb. 16. Jan. 1857.

Naſſau.

Herzog: **Adolf**, ſeit 20. Aug. 1839, geb. 24. Juli 1817, zum zweiten Male verm. 23. April 1851 mit Adelheid, Prinzeſſin von Anhalt-Deſſau-Cöthen, geb. 25. Dec. 1833. Kinder: 1) Wilhelm Alexander, geb. 22. April 1852. — 2) Franz Joſeph, geb. 1859.

Geſchwiſter: 1) Thereſe, geb. 17. April 1815, verm. 23. April 1837 mit Peter, Herzog von Oldenburg, geb. 1812. 2) Marie, geb. 29. Jan. 1825, verm. 20. Juni 1842 mit Karl, Fürſt zu Wied, geb. 1814. — Stiefgeſchwiſter: 1) Helene, geb. 12. Aug. 1831. (ſ. Waldeck.) 2) Nikolaus, geb. 20. Aug. 1832. 3) Sophie, geb. 9. Juli 1836, verm. 6. Juni 1857 mit Oskar, Prinz von Schweden und Norwegen, geb. 21. Jan. 1829.

Oeſterreich.

Kaiſer: **Franz Joſeph**, ſeit 2. Dec. 1848, geb. 18. Aug. 1830, verm. 24. April 1854 mit Eliſabeth, Tochter des Herzogs Maxim. Joſ. in Bayern, geb. 21. Dec. 1837. Kinder: 1) Giſela Ludovica Maria, geb. 12. Juli 1856. 2) Rudolf, Kronprinz, geb. 21. Aug. 1858.

Geſchwiſter: 1) Ferdinand Maximilian, geb. 6. Juli 1832, verm. 27. Juli 1857 mit Charlotte Prinzeſſin von Belgien, geb. 7. Juni 1840. 2) Karl Ludwig, geb. 30. Juli 1833, Witwer ſeit 15. Sept. 1858 von Margarethe, Prinzeſſin von Sachſen, geb. 24. Mai 1840. — 3) Ludwig, geb. 15. Mai 1842.

Vater: Franz Karl, geb. 7. Decbr. 1802, verm. 4. Nov. 1824 mit Sophie, Prinzeſſin von Bayern, geb. 27. Juni 1805.

Vaters Geſchwiſter: 1) Kaiſer Ferdinand I., geb. 19. April 1793, verm. 12. Febr. 1831 mit Anna, Prinzeſſin von Sardinien, geb. 19. Sept. 1803. 2) Marie, geb. 1. März 1798, ſeit 10. März 1851 Witwe von Leopold von Salerno, Prinz von Neapel.

Stiefgroßmutter: Kaiſerin Karolina Auguſta, Prinzeſſin von Bayern, geb. 8. Febr. 1792, ſeit 2. März 1835 Witwe des Kaiſers Franz I.

Oldenburg.

Großherzog: **Nikolaus Friedrich Peter**, ſeit 27. Febr. 1853, geb. 8. Juli 1827, verm. 10. Febr. 1852 mit Eliſabeth, Prinzeſſin von S.-Altenburg, geb. 26. März 1826. Kinder: 1) Friedrich Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 16. Nov. 1852. — 2) Georg Ludwig, geb. 27. Juni 1855.

Stiefgeſchwiſter: 1) Amalie, Königin von Griechenland, geb. 21. Dec. 1818. 2) Friederike, geb. 8. Juni 1820, verm. 15. Aug. 1855 mit Maximilian Freih. v. Waſhington. 3) Elimar, geb. 23. Jan. 1844.

Preußen.

König: **Friedrich Wilhelm IV.**, ſeit 7. Juni 1840, geb. 15. Oct. 1795, verm. 16. Nov. 1823 mit Eliſabeth, Prinzeſſin von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter: 1) Wilhelm Prinz von Preußen, Regent ſeit 7. Oct. 1858, geb. 22. März 1797, verm. 11. Juni 1829 mit Auguſte, Prinzeſſin von S.-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: a) Friedr. Wilhelm, geb. 18. Oct. 1831, verm. 25. Jan. 1858 mit Victoria, Prinz. v. Großbritannien, geb. 21. Nov. 1840. Sohn: Friedr. Wilh. Victor Albert, geb. 27. Jan. 1859. Tochter, geb. 24. Juli 1860 b) Luiſe Marie, geb. 3. Dec. 1838. (ſ. Baden.) — 2) Charl. (Alexandra), geb. 13. Juli 1798, Witwe ſ. 1. März 1855 v. Nikolaus, Kaiſer v. Rußland. — 3) Karl, geb. 29. Juni 1801, verm. 26. Mai 1827 mit Maria, Prinzeſſin von S.-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: a) Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, verm. 29. Nov. 1854 mit Maria, Prinzeſſin von Anhalt-Deſſau, geb. 14. Sept. 1837. Kinder: a) Marie, geb. 14. Sept. 1855. b) Eliſabeth, geb. 8. Febr. 1857. c) Luiſe, aeb. 1. März 1629, verm. 27. Juni 1854 mit Alexis Wilhelm Ernſt, Landgraf von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, geb. 13. Sept. 1829. c) Anna, geb. 17. Mai 1836, verm. 26. Mai 1853 mit Friedrich, Prinz von Heſſen-Kaſſel, geb. 26. Nov. 1820. — 4) Alexandrine, geb. 23. Febr. 1803. (ſ. Mecklenb.-Schwerin.) — 5) Luiſe, geb. 1. Febr. 1808, verm. 21. Mai 1825 mit Friedrich, Prinz der Niederlande, geb. 28. Febr. 1797. — 6) Albrecht, geb. 4. Octbr. 1809, geſchieden von Mariane, Prinzeſſin der Niederlande, geb. 9. Mai 1810. Kinder: a) Albrecht, geb. 8. Mai 1837. b) Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Vaters Bruders Kinder: 1) Friedrich, geb. 30. Oct. 1794, verm. 21. Nov. 1817 mit Luise, Prinzessin von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Oct. 1799. Kinder: a) Alexander, geb. 21. Juni 1820. b) Georg, geb. 12. Febr. 1826. — 2) Adalbert, geb. 29. Oct. 1811. — 3) Elisabeth, geb. 18. Juni 1815. (s. Hessen-Darmstadt.) — 4) Marie, Königin von Bayern, geb. 15. Oct. 1825. (s. Bayern.)

Reuß (ältere Linie).

Fürst: **Heinrich XX.**, seit 31. Oct. 1836, geb. 29. Juni 1794, zum zweiten Male verm. 1. Oct. 1839 mit Karoline, Prinzessin von Hessen-Homburg, geb. 19. März 1819. Kinder: 1) Hermine, geb. 25. Decbr. 1840. — 2) Heinrich XXII., Erbprinz, geb. 28. März 1846. — 3) Heinrich XXIII., geb. 27. Juni 1848. — 4) Marie, geb. 19. März 1855.

Reuß (jüngere Linie).

Fürst: **Heinrich LXVII.**, seit 19. Juni 1854, geb. 20. Oct. 1789, verm. 18. April 1820 mit Adelheid, Prinzessin von Reuß-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800. Kinder: 1) Anna, geb. 16. Dec. 1822, verm. 7. März 1843 mit Adolf Prinz von Bentheim-Tecklenburg, geb. 1804. — 2) Heinrich XIV. Erbprinz, geb. 28. Mai 1832, verm. 6. Febr. 1858 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, geb. 13. Oct. 1835. Sohn: Heinrich XXVII., geb. 10. Nov. 1858.

Schwester: Philippine, geb. 9. Sept. 1781.

Sachsen.

König: **Johann**, seit 9. Aug. 1854, geb. 12. Dec. 1801, verm. 10. Nov. 1822 mit Amalie, Prinzessin von Bayern, geb. 13. Novbr. 1801. Kinder: 1) Albert, Kronprinz, geb. 23. April 1828, verm. 18. Juni 1853 mit Carola, Prinzessin von Wasa, geb. 5. Aug. 1833. — 2) Elisabeth, geb. 4. Febr. 1830, Witwe seit 10. Febr. 1855 von Ferdinand, Herzog von Genua. — 3) Georg, geb. 8. Aug. 1832, verm. 11. Mai 1859 mit Donna Maria Anna, Infantin von Portugal, geb. 21. Juli 1843. Kinder: Maria Johanna Amalie Ferdinand Antonie Luise, geb. am 19. Juni 1860. — 4) Sidonie, geb. 16. Aug. 1834. — 5) Sophie, geb. 15. März 1845.

Geschwister: 1) Amalie, geb. 10. Aug. 1794. — 2) Marie, verw. Großherzogin von Toscana, geb. 27. April 1796. — Vaters Bruder Tochter: Auguste, geb. 21. Juni 1782. — Wittwe des verstorb. Königs Friedrich August II.: Marie, Prinzessin von Bayern, geb. 27. Jan. 1805.

Sachsen-Altenburg.

Herzog: **Ernst**, seit 3. Aug. 1853; geb. 16. Septbr. 1826, verm. 28. April 1853 mit Agnes, Prinzessin von Anhalt-Dessau-Cöthen, geb. 24. Juni 1824. Tochter: Marie, geb. 2. Aug. 1854.

Bruder: Moritz, geb. 24. Oct. 1829.

Mutter: Marie, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, geb. 31. März 1803.

Vaters Geschwister: 1) Joseph, geb. 27. Aug. 1789, legte die Regierung nieder 30. Nov. 1848, Witwer seit 28. Oct. 1848 von Amalie Luise, Tochter des verstorb. Herzogs Ludw. Friedr. Alexander von Württemberg. Kinder: a) Marie, Königin von Hannover, geb. 14. April 1818. (s. Hannover.) b) Therese, geb. 9. Oct. 1823. c) Elisabeth, Großherzogin von Oldenburg, geb. 26. März 826. (s. Oldenburg.) d) Alexandra, geb. 8. Juli 1830, verm. 11. Sept. 1848 mit Großfürst Constantin von Rußland. — 2) Friedrich, geb. 4. Oct. 1801.

Kinder 1. Ehe des verstorb. Herzogs Eduard: a) Therese, geb. 21. Dec. 1836. b) Antoinette, geb. 17. April 1838. (s. Anhalt-Dessau.)

Sachsen-Coburg-Gotha.

Herzog: **Ernst II.**, seit 29. Jan. 1844, geb. 21. Juni 1818, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Prinzessin von Baden, geb. 6. Dec. 1820.

Bruder: Albert, Prinz-Gemahl der Königin Victoria von Großbritannien, geb. 26. Aug. 1819.

Sachsen-Meiningen.

Herzog: **Bernhard**, seit 24. Dec. 1803, geb. 17. Dec. 1800, verm. 23. März 1825 mit Maria, Prinzessin von Hessen-Kassel, geb. 6. Sept. 1804.

Kinder: 1) Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826, Witwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Tochter des Prinzen Albrecht von Preußen, zum zweiten Male verm. 23. Octbr. 1858 mit Feodora, Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, geb. 7. Juli 1839. Kinder erste Ehe: a) Bernhard Friedrich Wilhelm Albrecht Georg, geb. 1. April 1851. b) Marie Elisabeth, geb. 23. Sept. 1853. Kinder 2. Ehe: c) Fr. Ernst geb. 1859. — 2) Auguste Luise Adelheid Karoline Ida, geb. 6. Aug. 1843.

Sachsen-Weimar-Eisenach.

Großherzog: **Karl Alexander**, seit 8. Juli 1853, geb. 24. Juni 1818, verm. 8. Oct. 1842 mit Sophie, Prinzessin der Niederlande, geb. 8. April 1824.

Kinder: 1) Karl August, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844. — 2) Marie, geb. 50. Jan. 1849. — 3) Elisabeth, geb. 28. Febr. 1854.

Geschwister: 1) Marie, geb. 3. Febr. 1808. (s. Preußen.) — 2) Auguste, geb. 30. Sept. 1811. (s. Preußen.)

Vaters Bruder: Bernhard, geb. 30. Mai 1792, Witwer seit 1852 von Ida, Prinzessin von

S.-Meiningen. Kinder: a) Eduard, geb. 11. Oct. 1823, morgan. verm. 27. Nov. 1851 mit Auguste Gräfin von Dornburg, Tochter des Herzogs von Richmond. b) Hermann, geb. 4. August 1825, verm. 17. Juni 1851 mit Auguste, Prinzessin von Württemberg, geb. 4. Oct. 1826. Kinder: a) Pauline Ida, geb. 25. Juli 1852. b) Wilhelm Karl, geb. 31. Decbr. 1853. c) Bernhard, geb. 10. Octb. 1855. d) Alexander Wilhelm Bernhard Karl Hermann, geb. 22. Juni 1857. — c) Gustav, geb. 28. Juni 1827. — d) Anna, geb. 9. Sept. 1828. — e) Amalie, geb. 20. Mai 1830, verm. 19. Mai 1853 mit Heinrich, Prinz der Niederlande, geb. 13. Juni 1820.

Schaumburg-Lippe.

Fürst: **Georg**, seit 13. Febr. 1787, geb. 20. Dec. 1784, verm. 23. Juni 1816 mit Ida, Prinzessin von Waldeck, geb. 26. Sept. 1796.

Kinder: 1) Adolf, Erbprinz, geb. 1. Aug. 1817, verm. 25. Oct. 1844 mit Hermine, Prinzessin von Waldeck, geb. 29. Sept. 1827. Kinder: a) Hermine, geb. 5. Oct. 1845. b) Georg, geb. 10. Oct. 1846. c) Hermann, geb. 19. Mai 1848. d) Ida, geb. 28. Juli 1852. e) Otto Heinrich, geb. 13. Sept. 1854. — 2) Mathilde, geb. 11. Sept. 1818, verm. 15. Juli 1843 mit Eugen, Herzog von Württemberg, geb. 25. Dec. 1820. Kinder: a) Wilhelmine geb. 11. Juli 1844. b) Eugen, geb. 20. Aug. 1846. c) Pauline, geb. 11. April 1854. — 3) Adelheid, geb. 9. März 1821, geschiedene Gemahlin des Prinzen Friedrich zu Holstein-Glücksburg. — 4) Ida, geb. 26. Mai 1824. — 5) Wilhelm, geb. 12. Dec. 1834. — 6) Elisabeth, geb. 5. März 1841.

Schwarzburg-Rudolstadt.

Fürst: **Günther**, seit 28. April 1807, geb. 6. Nov. 1793, Wittwer seit den 6. Juni 1860 von Helene, Adoptivtochter des Prinzen Wilhelm Woldemar zu Anhalt, Kinder: Prinz und Prinzessin.

Geschwister: 1) Thekla, geb. 23. Febr. 1795, verm. 11. April 1817 mit Otto Victor Fürsten von Schönburg-Waldenburg. — 2) Albert, geb. 30. April 1798, verm. 26. Juli 1827 mit Auguste, Prinzessin von Solms-Braunfels, geb. 26. Juli 1804. Kinder: a) Elisabeth, geb. 1. Oct. 1833. (s. Lippe-Detmold.) b) Georg, geb. 23. November 1838.

Schwarzburg-Sondershausen.

Fürst: **Günther**, seit 3. Sept. 1835, geb. 24. Sept. 1814, zum zweiten Male verm. 29. Mai 1835 mit Mathilde, Prinzessin von Hohenlohe-Oehringen, geb. 3. Juli 1810, geschieden 5. Mai 1852.

Kinder 1. Ehe: 1) Elisabeth, geb. 22. März 1829. — 2) Karl Günther, Erbprinz, geb. 7. Aug. 1830. — 3) Leopold, geb. 2. Juli 1832. — 2. Ehe: 4) Marie, geb. 14. Juni 1837. — 5) Hugo, geb. 13. April 1839.

Schwester: Emilie, geb. 23. April 1800. (s. Lippe-Detmold.)

Waldeck.

Fürst: **Georg Victor**, seit 17. Aug. 1852, geb. 14. Jan. 1831, verm. 26. Sept. 1853 mit Helene, Prinzessin von Nassau, geb. 12. Aug. 1831.

Kinder: 1) Sophie Nicoline, geb. 27. Juli 1854. — 2) Pauline Emma, geb. 19. Oct. 1855. — 3) Georgine Henriette Marie, geb. 23. Mai 1857. 4) Adelheid Emma Wilhelmine Thereſe, geb. 2. August 1858.

Geschwister: 1) Auguste, geb. 21. Juli 1824, verm. 15. Juni 1848 mit Alfred reg. Grafen zu Stolberg-Stolberg. — 2) Hermine, geb. 29. Sept. 1827. (s. Schaumburg-Lippe.) — 3) Wolrad, geb. 24. Januar 1833.

Württemberg.

König: **Wilhelm I.**, seit 30. Oct. 1816, geb. 27. Sept. 1781, zum zweiten Male verm. 15. April 1820 mit Pauline, Prinzessin von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800.

Kinder 1. Ehe: 1) Marie, geb. 30. Oct. 1816, verm. 1840 mit Alfred Graf von Neipperg, geb. 1807. — 2) Sophie, geb. 17. Juni 1818, Gemahlin des Königs der Niederlande. — 2. Ehe: 3) Katharine, geb. 24. Aug. 1821, verm. 1845 mit Friedrich, Prinz von Württemberg, geb. 21. Febr. 1808. — 4) Karl, Kronprinz, geb. 6. März 1823, verm. 13. Juli 1846 mit Olga, Großfürstin von Rußland, geb. 11. Sept. 1822. — 5) Auguste, geb. 4. Oct. 1826. (s. S.-Weimar.)

Brudes Kinder: a) (Charlotte) Helene, geb. 9. Jan. 1807, Wittwe des Großfürsten Michael von Rußland. b) Friedrich, geb. 21. Febr. 1808. (s. vorher.) c) August, geb. 24. Jan. 1813.

Ein Thüringer Charakterkopf.

Louis Böhner.

Das sang- und klangreiche Thüringen wurde beim Beginne des letzten Frühlings von einem schweren Verlust betroffen. Der alte wandernde Spielmann, der musikalische Ahasver Deutschlands, von dem man glaubte, er habe das Privilegium eines ewig-irdischen Lebens erhalten, ist dahin heimgegangen, von wannen kein Sterblicher mehr zurückkehrt. Es ist, als ob nicht blos sein thüringisches Volk, welches er als seine Familie betrachtete, um ihn trauere, sondern als ob ihn die Berge und Thäler, die grünen Wälder und Wiesen seines Heimathlandes schmerzlich vermißten; war er doch so eng und innig mit ihnen verwachsen, wie zwei Herzen, die sich bis zum Grabe treuliebend beglücken. Oft schien er unter-

gegangen, verdorben und gestorben zu sein, und immer tauchte er wieder empor; ja, noch in seinem letzten Lebensjahre zog ihn sein Freund und Landsmann, der Dichter L. Storch, durch eine Biographie in der Keil'schen „Gartenlaube" wie aus der Vergessenheit, wie aus einer fern liegenden Vergangenheit auf's Neue an's Licht der Welt hervor. Doch diese Biographie wurde, leider! der Nagel zu seinem Sarge. Darüber weiter unten Näheres.

Es existiren in vielen Zeitschriften und Lexiken Aufsätze über den originellen thüringischen Tonkünstler, aber meistens sind dieselben unrichtig, oft absichtlich bizarr verfaßt, und es läßt sich fast nur von der Storch'schen Schrift sagen, daß sie mit Liebe zur Wahrheit niedergeschrieben ist. In der „Thuringia" (1842), aus welcher Storch vorzugsweise scheint geschöpft zu haben, findet sich eine Selbstbiographie des Verstorbenen, die also beginnt: „Mein Name ist Johann Ludwig Böhner. Da man die Titel auf Musikstücken französisch zu setzen pflegt, so kömmt in meinen im Druck herausgegebenen Compositionen der Name Louis statt Ludwig größtentheils vor. Ich bin stets unverheirathet und ohne Dienstanstellung gewesen. Töttelstädt im Herzogthum Gotha, in einer schönen Landgegend gelegen, ist mein Geburtsort, woselbst ich am 8ten Januar 1787 das Licht der Welt erblickte." — Böhner's Vater, der aus Dietharz im Thüringerwalde gebürtig war, war in Töttelstädt gegen vierzig Jahre Organist und Mädchenschullehrer, später Cantor. In der Kirche zu Töttelstädt befand sich zu seiner Zeit eine große vortreffliche Orgel, auf welcher Böhner die ersten Versuche des Spieles unternahm. Er hatte frühzeitig schon viele Neigung zur Tonkunst und war von Natur mit einer weichen, biegsamen und wohlklingenden Stimme begabt. Bald sang er Sopran, spielte Orgel, Klavier und Violine mit vieler Fertigkeit. Sein Vater besaß eine reichhaltige musikalische Bibliothek, namentlich auch die neuern Compositionen Haydn's und Mozart's, die ihm Gelegenheit gaben, sich in der Composition auszubilden. Schon im zehnten Lebensjahre componirte er ohne allen Unterricht des reinen Satzes, der Harmonie und Instrumentation mehrere Kirchenstücke und auch Schiller's Lied an die Freude, welches er als großen Hymnus, mit vollständigem Orchester, wechselnd mit Chören, Arien und Recitativen, bearbeitete. Diese Composition ging ihm mit Partitur und Stimmen verloren, worüber er großes Bedauern ausdrückte und öffentlich um Auskunft über etwaige Auffindung bat. In seinem Nachlaß werde ich darauf zurückkommen.

Mit vielem Interesse liest man einzelne Jugendscenen in seiner Selbst-

biographie, woraus hervorgeht, daß Böhner schon als Knabe der Tonkunst mit wahrhaft glühender Begeisterung zugethan war. Er vergaß über dem Studium der Partituren von den Bach's, von Krebs, Kellner, Frescobaldi, Fuchs, Kaiser, Metzler, Kirnberger und insbesondere von Haydn und Mozart, häufig das Essen und den Schlaf. Mit Liebe und Verehrung erinnert er sich mehrerer Freunde seines Vaters, des Hoforgelbauers Langenhahn in Gotha, des ersten Violinisten V. Dünkel in Töttelstädt, des Schullehrer Remde in Zimmernsupra, und des Cantors Berls in Roda. Von Letzterem spricht Böhner mit außergewöhnlicher Hochachtung, weil dessen Werke unglaubliche Dinge enthalten, z. B. ein Non plus ultra von zweitausend Variationen über das Volkslied: „Freut euch des Lebens."

Im 13. Jahre kam Böhner nach Erfurt auf das Gymnasium, wo er besonders Lection in der lateinischen Sprache erhielt. Beim Organist Kluge wurde der Unterricht im Generalbaß, reinen Satz und Klavierspiel fortgesetzt und unter der Leitung des Concertmeisters Fischer und Director Bellermann wurde fleißig musicirt und componirt. Bei Ersterem bekam Böhner Unterricht im strengen Harmoniesatze und im Contrapunkt. Bisweilen kam er auch mit dem berühmten Organisten Kittel, einem Schüler Bach's, in Berührung. In den Messen der katholischen Kirchen zeichnete sich Böhner als Sopransänger aus. Damals glänzte Louis Spohr als Polarstern am Horizonte Thüringens, nämlich in Gotha. Deshalb verließ Böhner Erfurt, um sich ganz der höhern Tonkunst in der Nähe Spohr's zu widmen. Auch hörte er in Gotha öfters Dussek, Eberl und Himmel spielen. Unter Spohr's Protektion und Direktion gab Böhner am Hofe zu Gotha ein Pianoforteconcert, in welchem er eine selbstcomponirte Ouverture und eine freie Phantasie spielte. Viele Musiklectionen übernahm er in Gotha und zwar für den damals herkömmlichen Preis von 2 Silbergroschen für die Stunde. Um sich seiner Neigung und Bestimmung gemäß weiter fortzubilden, verließ er 1808 Gotha und siedelte nach Jena über, wo er vortreffliche Aufnahme fand. Nun studirte Böhner fleißig Philosophie, componirte und gab Clavierconcerte in den ersten Zirkeln der gelahrten Welt in Anwesenheit Goethe's. Im Jahre 1810 bekam Böhner das Reisefieber und Heimweh. Er dachte nach Wien zu wandern. Deshalb kehrte er erst in das elterliche Haus zurück, componirte dort mehrere Pianoforte-Concerte, Op. 7 und 10 in Es und C, die Ouverture zur Oper „Dreiherrenstein" und einige Gesang- und Pianoforte-Solo-Sachen.

Vor seiner Abreise von Töttelstädt machte Böhner hinsichtlich Bezahlung gewisser Kunstfreunde und Nobili noch einige bittere Erfahrungen, wie solche ihm in späteren Jahren noch häufig zu Theil wurden. Doch — heidi lustig, guter Dinge, „an keine Hallunken denkend", ging nun die Reise mit einem äußerst komischen Schulfreunde aus Erfurt, welcher als Dichter, Schriftsteller und Declamator sein Glück machen wollte, im März 1810 vorwärts. In Gotha nahm Böhner einen Reisepaß und verehrte dem Herzog August einige selbstcomponirte Märsche, wofür ihm der Herzog einige Karolin Reisegeld überschickte. Von Gotha reiste Böhner nach dem schönen Walddorf Dietharz, um seine nächsten Verwandten zu besuchen, alsdann ging er über Suhl, Meiningen, Hildburghausen nach Coburg, wo ihm der wackere Kapellmeister Schneider und einige akademische Bekannte von Jena zu einem Concerte verhalfen. Ueber dieses Concert erschien im „Korrespondenten von und für Deutschland" eine günstige Kritik, weshalb Böhner in Nürnberg freundlich willkommen geheißen wurde. Er gab alldort ein Concert und entzückte die kunstsinnigen Bewohner der altehrwürdigen Noris dermaßen, daß sie ihn auf das Ehrenvollste auszeichneten. Ohne Verzug setzte er die Reise über Regensburg, Passau nach Linz auf einem Holzflosse fort, sah sich aber genöthigt, in Linz Halt zu machen und endlich wieder umzukehren; denn Niemand hatte daran gedacht, den Reisepaß von dem österreichischen Gesandten in Dresden visiren zu lassen. Hierbei bemerke ich, daß es mithin gänzlich unrichtig ist, was die Leipziger „Illustrirte Zeitung" in einer Biographie, die sie kurz nach dem Tode Böhner's zum Besten gab, über den Aufenthalt des Componisten in Wien mittheilt. Von Linz reiste Böhner zu Fuß nach Nürnberg zurück und kam arm wie eine Kirchmaus an. Doch kunstsinnige Freunde und wohlwollende Herzen boten ihm Unterstützung und Aufnahme. Insbesondere machten sich der Musikdirector Guhr, der Stadtgerichtsarzt Dr. Preu und ein Herr von Harsdorf um ihn, durch Veranstaltung eines Concertes, verdient. In dem Hause seines treuen Freundes Dr. Preu wohnte Böhner sechs volle Jahre gast- und sorgenfrei. Ein solch' edler Zug der Gastfreundschaft gegenüber einem Künstler dürfte selten bei Verwandten, geschweige bei Freunden und Bekannten, aufzuweisen sein. In den sechs Jahren concertirte und componirte Böhner sehr fleißig und die besten und größten Tondichtungen schrieb er während dieser Zeit. Sämmtliche Werke dieser Periode sind bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienen. Auch vollendete er in Nürnberg die von dem erfurtischen Schriftsteller Dr. Arnold tertlich gedichtete Oper „Dreiherrenstein," die ihm aber bald nachher auf

einer Kunstreise mit einem Koffer, welche seine ganze Habseligkeit enthielt, verloren ging. Ende der dreißiger Jahre arbeitete er die Oper aufs Neue für und fertig und hat dabei die meisten Stücke gänzlich umgeschmolzen. Dieses Werk, ganz im Geiste Mozart's geschrieben, zeigt einen wunderbaren Reiz und Schmelz lyrischer Schönheit und eine tiefe Gedankenfülle. Während seines Aufenthaltes in Nürnberg starben ihm in der Heimath die Großeltern, die Eltern und zwei Geschwister. Ueberaus rührend ist zu lesen und war von Böhner mündlich zu vernehmen, wie innig seine Mutter an ihm und er an ihr hing.

Viele herbe Schicksalsschläge, bittere Erfahrungen und Erlebnisse aller Art umdüsterten plötzlich wie eine schwarze Wolke den geistigen Himmel des gefeierten Künstlers; er wurde unsteter denn je und zugleich auch sonderbarer Stimmung, die oft zu fixen Ideen ausartete. Ein finsterer Dämon trieb den Vielgeprüften hinaus in die weite Welt. Er unternahm zuerst eine Kunstreise an den Main und Rhein, wanderte hierauf durch Württemberg und Baden nach Straßburg, concertirte in den bedeutendsten Städten des Elsaß, und gelangte endlich in die Schweiz. Die Geißel des Kriegs verfolgte ihn überall, er kam über Bern, Zürich, Württemberg und Bayern nach Leipzig. Von hier aus unternahm er einen Abstecher nach Weimar und Gotha, spielte in beiden Residenzen mit vielem Glück und Beifall vor den Höfen und kehrte mit guter Einnahme abermals nach Leipzig zurück. Im Gewandhause concertirte er mehrmals und die hervorragendsten Kunstgelehrten, darunter Rochlitz, Fröhlich, Gottfried Weber und Wendt, interessirten sich besonders für den genialen Tonkünstler. Es konnte nicht fehlen, daß die bedeutendsten Musikalienverleger sich der Werke des vielbewunderten Virtuosen bemächtigten, und Böhner hatte die Freude, seine Compositionen bei Breitkopf und Härtel, sowie bei Friedrich Hofmeister erscheinen zu sehen. In Reichel's Garten, wo er logirte, befiel ihn die Kopfgicht, die jahrelang andauerte und ihn gleich einem bösen Dämon auf allen Wegen verfolgte. Er unternahm trotz diesem Leiden eine größere Kunstreise nach Frankfurt und an den Rhein. Im Jahre 1818 fühlte er sich wieder etwas frischer, componirte fleißiger und faßte den kühnen Entschluß, als gefeierter Virtuos eine Reise bis über die Grenzen Deutschlands hinaus anzutreten. Er ging über Cassel direkt nach Hamburg, gab dort mehrere Concerte und wurde durch Kunstfreunde, die namentlich den Freimaurerlogen angehörten, protegirt. Er machte auch einige Abstecher, so nach Bremen und Oldenburg, wo er hoch gefeiert wurde, ja die Damen

am Hofe und in den höhern Zirkeln schwärmten für Böhner und seine wunderbaren Kunstleistungen.

Nun wagte er eine Reise zu Schiff, um Kopenhagen zu besuchen, wo er im Mai 1819 eintraf. Ein bedeutender Ruf war dem Tonkünstler vorausgeeilt und hier in fremden Landen wurde ihm ein kaum geahnter glänzender Empfang und eine fürstliche Aufnahme. Er war Gast des Königs, bezauberte von der hochgebildeten Prinzessin an die ganze Frauenwelt der Residenz, kurz er war unerwartet auf den Gipfel seines Glückes gestiegen. Zu dieser Zeit soll Böhner mit der Prinzessin auch eine seltsame Geisterscene in dem Königsschlosse gespielt haben, welche Witt von Dörring ausführlicher mitgetheilt. Mitten in diesen Glücksverhältnissen, die sich eher zu vermehren als zu vermindern schienen, packte ihn abermals sein böser Dämon, riß ihn von Glück und Gunst los und stieß ihn auf den dornenvollen Weg des Mißgeschicks zurück. Während Böhner bei guten Finanzen gleich einem Edelmanne herumkutschirte, unterwarf er sich bei leerer Tasche, ohne eine günstige Gelegenheit zu benützen, den anstrengendsten Fußstrapazen. So reiste er von Kopenhagen zu Fuß ab, irrte auf den dänischen Landstraßen und in den Wäldern umher und kehrte endlich zurück, um sich einzuschiffen. Ueber Rostock und Dobberan kam er nach Schwerin, wo er die Bekanntschaft der Catalani machte. Von Schwerin eilte er bei brennender Sonnenhitze zu Fuß nach Hamburg und wäre bei dieser Wanderung kurz vor dem Ziele derselben fast in einem Sumpfe versunken, da er in der Dunkelheit in einem Walde den Weg verloren. In Hamburg hielt er sich nicht auf, sondern rannte per pedes apostolorum über die Elbe nach Hannover, Hildesheim, Nordhausen, Sondershausen nach Gotha, indem er täglich 16 bis 20 Stunden ohne Einkehr zurücklegte. Von aller Habseligkeit entblößt, zog er über Tamsrück in dem Thore Thüringens ein. In Kopenhagen wollte er seinen Koffer mit werthvollen Manuscripten zur Post gegeben haben. Niemals sah er ihn wieder! Auf diese Weise verlor Böhner noch öfters seine schönsten Werke.

In der Heimath angekommen, unterstützte den äußerlich verarmten Tonkünstler der geniale Herzog August von Gotha. Bald zog es den Unstäten wieder hinaus in die Welt, er wollte zunächst nach Leipzig. Doch besuchte er vorher erst seinen Geburtsort Töttelstädt, wo er gastfreundlich aufgenommen wurde, wenngleich einige seiner Verwandten und Freunde die Nase rümpften, weil er nicht als Krösus kam. Er mußte von Leuten, die keine Lebensart besaßen, — wie er sich ausdrückt — Moralpredigten hören. Allein andere Freundschaft wog dies tausendmal auf und er blieb in

Töttelstadt, mit Ausnahme seiner vielen Kreuz- und Querzüge durch Thüringen, vierzig lange Jahre wohnen. Und wo wohnte er alldort bis vor wenigen Jahren? Im Hirtenhause! Es ging ihm sehr traurig und er schrieb über sein Töttelstädter Leben einst an den Dichter Storch folgende Zeilen: „Ich muß ziemlich beschränkt und dürftig leben, Hunger und Kälte in elender Wohnung bei Armen ertragen und alle geistigen und körperlichen Genüsse entbehren.“ Das war das Loos des „alten Kapellmeisters,“ wie er in seinem Greisenalter in Thüringen titulirt wurde.

Durch absonderliche Ideen suchte er sich häufig in sein früheres Glück zurück zu versetzen. So kaufte er eines Tages prachtvolle, goldbortirte Tapeten und nagelte sie an den Wänden seiner Hirtenwohnung auf. In Ermangelung eines Klaviers hatte er sich die Tasten auf den Tisch gezeichnet, exercirte, wenn er zu Hause war, auf diesem Ersatzmittel die Finger, und war hierbei oft hochentzückt von den wonnevollen Tönegebilden, die sein Genius zu Tage förderte. Gerne schlief er bei brennender Kerze, einmal weil er sich vor seinem finstern Dämon, vor einem bösen Geist fürchtete, und dann, weil er vielen Menschen nicht traute. Es war daher sehr peinlich für ihn, wenn der Nachtwächter ins Hirtenhaus kam und ihm das Licht auslöschte.

Ueber Böhner's originelle Ideen und Abenteuer ließen sich Folianten niederschreiben. Ehe ich einige Charakterzüge von ihm mittheile, sei erwähnt, daß E. Th. A. Hoffmann die Persönlichkeit Böhner's benutzte, um das Original zum Kapellmeister Kreisler in seinem Kater Murr daraus zu gestalten.

Als Böhner gestorben war, theilte mir mein sehr ehrenwerther Freund, der greise Hofkapellmeister A. Methfessel in Braunschweig, folgenden Zug mit, der von einer fixen Idee Böhner's zeugt. „Auch ich habe den genialen Cometen mehrmals gesehen, und immer hat er durch seine Erscheinung einen schmerzlich-wunderbaren Eindruck auf mich gemacht. Als ich in Rudolstadt heimisch war, kam er (etwa im Jahre 1816 oder 1817) zu mir, um dort ein Orgelconcert zu geben. Nachdem ich das Nöthige für ihn vorbereitet und seine klägliche Garderobe weidlich restaurirt hatte, wollten wir eben zusammen in die Kirche gehen, um die Orgel zu probiren. Da ertönte vom Schloßberg herab ein Kanonenschuß (damals das Zeichen eines ausbrechenden Feuers). Als ich ihm das sagte, rief er fast ergrimmt aus: „„Nun, das wird man mir gewiß Schuld geben — Alles soll ich verschulden!““ — Erschrocken über sein auf einmal so verwandeltes Wesen suchte ich ich ihn zu beruhigen; umsonst! Ohne Abschied stürmte er fort und nie

sah ich ihn wieder!" — Bisweilen hatten seine Handlungen einen Anstrich der Uebermüthigkeit. In seiner Blüthenzeit, wo Böhner's Concerte beliebt waren und ihm theuer bezahlt wurden, gab er in Nürnberg mehrere Concerte, deren Einnahme sehr reichlich ausfiel. Ein sorgsamer Freund, der Böhner's Nichtachtung des Geldes kannte, hatte das Geschäft des Kassirers für ihn besorgt und das Geld aufbewahrt. Auf kurze Zeit wurde er abberufen; als er zum Gasthause zurückkam, fand er eine große Menge Menschen vor demselben versammelt und sah zu seinem Schrecken, daß Böhner vom Fenster aus die Concerteinnahme den unten Stehenden zur großen Befriedigung derselben zuwarf. Ein ähnliches Beispiel erzählt L. Storch. In Gotha gab Böhner der Tochter eines reichen russischen Hofherrn musikalischen Unterricht und erhielt für jede Stunde einen Dukaten. Als nun seine Kasse etwas Fluth zeigte, ließ er im Gasthof zum „Mohren", einem Hotel ersten Ranges, die ganze Reihe Zimmer der Bel-Etage, die er für einen Abend gemiethet hatte, reich erleuchten, speiste und spazierte in den Zimmern wie ein Fürst, phantasirte am Flügel und ging am andern Morgen mit einer russischen Rechnung in der Tasche weiter. Auch erbot er sich, seinem Freunde Storch die Zimmer mit kostbaren Tapeten ausschmücken zu lassen, weil dieser seinem Dichterruhm und Range nach zu schlecht wohne. Einige Jahre vor seinem Tode, wo er sich in kläglichster Armuth befand, beging er noch einmal einen solchen närrischen Streich. Er war in ein vornehmes Haus gekommen, um ein Notenstück zu verkaufen, und verlangte fünf Groschen dafür. Der Diener des Hauses brachte das Anliegen Böhner's bei seinem Herrn vor. Da der reiche Herr Tags zuvor von der erbärmlichen Lage des alten Kapellmeisters gehört hatte, so übergab er dem Diener fünf Thaler, um dieselben dem Böhner einzuhändigen. Als Böhner sich unerwartet so reich beschenkt sah, nahm er vier Thaler und reichte sie dem Diener mit den Worten hin: „Hier, machen Sie sich auch einen guten Tag!" . . . Da der Diener die Annahme ablehnte, so warf Böhner die vier Thaler zu Boden und entfernte sich mit dem fünften Stück. Diese bizarre Handlung kann jedoch einige Entschuldigung in dem Umstande finden, daß Böhner in seinem eigenthümlichen Wesen Alles aufbot, um nicht als Bettler angesehen zu werden.

Unbegrenzbar war Böhner's Furcht vor dem Tode und er wich ihm mit der größten Sorgfalt und Aengstlichkeit aus, wo er ihn vermuthete. Deshalb liebte er auch Parterrewohnungen, um im Falle einer ausbrechenden Feuersbrunst sich schleunigst retten zu können. Auf Trottoiren in

den Städten ging er nicht gern, denn er befürchtete, daß ihn ein Dachziegel erschlagen könne. Das Schrecklichste der Schrecken war für ihn der Blitz, den er nicht ersehen konnte. Tod und Friedhof waren zwei Worte, die er gern vermied. In seinen letzten Lebensjahren wohnte er in Gotha, wo er nur mit Mühe ein Logis erhalten konnte. Er hatte sich in der Nähe des Galgenberges eingemiethet. Da er die Straße zwischen den Friedhöfen passiren mußte, so ließ er sich jeden Abend durch einen Boten abholen, denn allein getraute er sich nicht an den Friedhöfen vorbei zu gehen. Als er einmal nicht abgeholt wurde, ging er in ein Wirthshaus, wo man ihn aber nicht aufnehmen wollte. Da gerade Tanz abgehalten wurde, schlich er sich zum Orchester und spielte die ganze Nacht hindurch die zweite Violine, nur damit man ihn diese Nacht dulde. —

Es ist aus dem Vorhergesagten leicht erklärlich, daß Böhner an Geister- und Gespensterspuk glaubte und diesen sehr fürchtete. Ein Beispiel davon wird den Leser ergötzen. Die Mitglieder der Hofkapelle sind im Winter in Gotha, wohin von Coburg der Theaterapparat übersiedelt, in den obern Räumen der Hauptwache, welche an das Schloß Friedenstein angebaut ist, einquartirt. Vor einigen Jahren begab es sich nun, daß Böhner sich dort als ungebetener Gast einlogirte und nach Wochen keine Aussicht bot, sein früheres Standquartier zu beziehen. Da er die Kapellisten in mancher Beziehung belästigte, so waren sie darauf bedacht, ihn vom Halse zu schütteln. Worte halfen nichts. Sie kamen deshalb überein, ein Gespenst erscheinen zu lassen. Eines der größten Mitglieder hüllte sich in ein großes weißes Leinentuch und schritt, dem Geiste Hamlet's gleich, durch einen Theil der Zimmer. Man gab im Beisein Böhner's vor, die „weiße Frau" treibe seit einiger Zeit ihren Spuk im Schlosse und in diesem Augenblicke klopfte der Geist, auf welchen Böhner aufmerksam gemacht wurde und den er auch durch das Schlüsselloch der Thüre in einem Nebenzimmer erblickte. Böhner wurde von Entsetzen erfaßt, er eilte von dannen und suchte hier nie wieder Logis.

Vierzig volle Jahre durchwanderte Böhner nach seinen größern Kunstreisen, die er 1820 beschloß, das Thüringer Land und entzückte alle Musikfreunde durch sein herrliches Klavier- und Orgelspiel, durch seine phantasiereichen Compositionen. Wer kannte in Thüringen den „alten Böhner" nicht? Er war zum musikalischen Wahrzeichen geworden. Sehr richtig sagt Storch: „Dieser Mann mit dem kleinen Papierpäckchen unter dem Arme in ärmlicher Kleidung, diese eigenthümliche Gestalt ist nicht zu verkennen, und ich glaube, im südwestlichen Thüringen kennt sie jedes Kind

eine Viertelstunde weit von allen Seiten. Ich würde sie an ihrem Schatten erkennen; denn sie ist mir zum unentbehrlichen Bestandtheil der vaterländischen Gegend geworden, gleichsam zur nothwendigen Staffage der Landschaft. Und gewiß mir nicht allein. Mehr oder minder mag es allen Thüringischen Landsleuten jener Gegend so ergehen. Diese Gestalt ist uns Allen eine liebe Gewohnheit, eine natürliche Erscheinung, wie Berg und Fels, Kirchthurm und Wirthshaus." Und wie trat diese Erscheinung vor unsere Blicke? Böhner war ein Mann von mittlerer Größe, nicht corpulent, sondern eher mager; etwas gebückte Haltung war schon in frühern Jahren an ihm wahrzunehmen. Interessant war sein Kopf. Eine hohe, freie Stirn, edle, ja freundliche, gutmüthige Gesichtszüge zeichneten ihn aus. Das Auge hatte einen wunderbaren blauen Glanz, aus welchem träumerische Gedanken sprachen. Besonders stark hervortretend waren die Augenbrauen, die in ihrem zusammengezogenen Wesen die Spuren der früheren Geistesstörung erblicken ließen. Das Haupt war mit blonden Locken, die bei seinem Tode noch wenig Grau zeigten, überflogen. Gesund und frisch, ohne alle Spuren eines unordentlichen Lebens, zeigte sich die Gesichtsfarbe. In der Stimme Böhner's lag ein sonorer Klang. Seine Unterhaltung war fließend, geistreich, oft schlagend.

Im Jahre 1844 hörte ich Böhner in Hildburghausen vor einem auserwählten Damenkreise, an der Spitze die geistreiche und edelmüthige Gattin Meyer's, spielen und damals sah ich den Böhner schon als alten Mann an. Fünfzehn Jahr später, nach meiner Rückkehr aus der Schweiz, traf ich den alten Kapellmeister in Weimar wieder und war nicht wenig überrascht, ihn gleichsam verjüngt und weit zugänglicher als früher zu finden. Er besuchte mich wiederholt in Weimar und ich unterhielt mich trefflich mit dem gesprächigen, wahrhaft scharfsinnigen Philosophen. Sehr fühlte er sich jenesmal durch eine Biographie verletzt, die in dem 1. Bande eines musikalischen Lexikons, welches unter Leitung Liszt's herauskam, aufgenommen war. Er meinte, daß er moralisch auf einer höhern Stufe stehe, als gewisse musikalische Parvenus und doch behandele man ihn auf die roheste Weise. Zwar habe ihn Liszt einigemal unterstützt, dies berechtige ihn aber nicht, daß er durch seine Leute ihn schlecht machen lassen könne. — Ueber Richard Wagner's Werke sprach er sich im Allgemeinen günstig aus. Als ich ihn aber fragte, was er von den übrigen Leuten der sogenannten Zukunftsmusik halte, warf er mir einen schneidenden Blick zu und erwiderte: „Nun, was halten Sie denn von einer Herde Gassenjungen, die unter Toben und Schreien die Straßen durchziehen und dem

friedlichen Bürger die Fenster mit Steinen einwerfen? Ist das nicht unverschämt?“ . . .

Von der Genügsamkeit Böhner's könnte ich viele Beweise aufzählen. Er war kein Schwelger! Wenn er mit mir in Gesellschaft war, genoß er nie über zwei oder drei Seidel Bier. Als ich einst sein Bierconsum mitbezahlt hatte, wurde er unwillig, da er sich nicht von einem Zweiten bewirthen lassen wolle. Nichtsdestoweniger war jenesmal bedeutende Ebbe in Böhner's Tasche. Zu meiner Hauswirthin, die einen Trödelhandel führte, kam er häufig, um Ein- und Verkauf zu unternehmen, auch bewirthete diese, eine Frau Machlet, den alten Kapellmeister gewöhnlich mit warmen Kaffee und hatte oft Erbarmen mit seinem Schicksal und Elend. Bald darauf ließ er mir von Gotha aus einen de- und wehmüthigen Brief zukommen, worin er mir offen seine traurigen Verhältnisse mittheilte und dabei berechnete, daß er täglich neun Groschen Unterhaltskosten bedürfe, weil er seit Wochen im Gasthofe zur Rosenau krank darniederliege und im Augenblick von allen Mitteln entblöst sei. Insonderheit klagte er auch, daß er kein fühlendes Wesen zur Unterhaltung habe. Sein Gichtleiden wurde gehoben, er spielte sogar wieder Klavier und Orgel, obgleich die Finger der rechten Hand steif geworden.

Im Februar 1860 kam ich nach Gotha und begegnete den alten wandernden Spielmann auf den Eingangsstufen des Theaters. Er schien wieder jünger, blühender und kräftiger geworden zu sein. Zwei Monate verkehrten wir fast täglich zusammen. Wahrhaft auffallend ging er jetzt musikalischen Genüssen und geselliger Unterhaltung nach. Schon Vormittags fand man ihn in den Corridoren des Theaters lauschend an eine Thüre gelehnt, um die Opernproben mit anzuhören. Auch die Concerte besuchte er wieder, wobei er sich in seiner einfachen ärmlichen Kleidung in die äußerste Ecke des Saales oder vor demselben an die Thüre stellte. Im Kreise einer fröhlichen Gesellschaft wurde er bestimmt, sich photographiren zu lassen, was auch geschah, wenngleich mit einigem Sträuben von seiner Seite. Zu jener Zeit drang er in mich, eine Lebensbeschreibung über ihn abzufassen, wozu er mir mündliche nnd schriftliche Ueberlieferungen machen wolle. Die Storch'sche Biographie in der Gartenlaube bezeichnete er als eine ungerechte. Er wollte selbst nach Leipzig reisen, um den Verleger der Gartenlaube zu bestimmen, eine andere Biographie abzudrucken. Alle Einwendungen dagegen von mir und seinen übrigen Freunden fruchteten nichts, denn er war von dem Wahne befallen, es sei ihm bitteres Unrecht geschehen, weil er nie geisteskrank gewesen sei. Mitten im Schneesturm und

in schneidenster Kälte machte er sich auf die Reise und kam bis Erfurt. Frost und Fieber hatten ihn heftig überfallen, er kehrte zurück und unterlag seiner Krankheit innerhalb 14 Tage. Bei einer alten armen Witwe, die in der „Hützelsgasse" Nr. 11, Parterre links, wohnt, hatte er sich einquartirt und wurde, wie schon öfters, von dieser alten Frau und deren Enkelin gastlich aufgenommen und gepflegt. Sein Freund der Kammermusikus Göddecke sen. veranstaltete unter dem Vorrang des Hofkapellmeisters Lampert eine Collekte, die es möglich machte, ihm in den letzten Lebenstagen die Sorgen zu verscheuchen. Als ich ihm den letzten Besuch abstattete, nahte sein Ende. Krampfhaft hielt er lange meine Hand in die seine gepreßt und, im Begriff mich zu verabschieden, bat er wehmüthig: „Ach, bleiben Sie noch da!" . . . Am 28. März Nachts zwischen 11 und 12 Uhr verschied der vielgeprüfte Künstlergreis, dessen Herz so wahr und warm für alles Schöne und Erhabene im Bereiche der Tonkunst geschlagen.

Sein Nachlaß bestand in einigen Manuscripten und einzelnen unvollständigen Compositionsskizzen, die sich in einem kleinen Sacke vorfanden. Darunter war der Entwurf zu einer Composition über das Lied an die Freude von Schiller. Dieses Notenmanuscript befindet sich auf der Rückseite eines geschriebenen Concertzettels vom 1. Oktober 1859, wurde also wenige Wochen vor dem Schiller-Jubelfeste entworfen. Wie wir oben vernommen, ging ihm die Composition zu dem Lied an die Freude in seinen Jugendjahren verloren. Nach mehr als einem halben Jahrhundert versuchte er das verlorene Musikstück im Geiste wieder aufzufinden. Er hatte überhaupt einen neuen Anlauf zur Composition genommen und für die Zukunft große Pläne ausgedacht. An den Ausspruch Storch's: „Ja, wenn irgend ein Mann befähigt ist, seinen hundertjährigen Geburtstag selbst zu feiern, so ist's Louis Böhner!" hat er steif und fest geglaubt; ja er war der Ansicht, daß er schier tausend Jahre alt werden müsse.

Und welche Theilnahme hat Böhner im Tode gefunden? wird der Leser fragen. Nun denn, ich will noch Einiges über das Begräbniß des alten wandernden Spielmannes beifügen.

Palmsonntag war erschienen — diesmal im Kalender der erste April — und der Himmel hatte am Morgen einen düstern Wolkenflor angehangen, aus welchem bisweilen wie linde Thränen ein Sonnenregen herabträufelte. In den Bäumen rauschten die Winde wie gewaltiger Orgelton, als sollten die Tonwellen feierlich über ganz Deutschland brausen. Auf dem Gothaer Friedhofe fand sich eine große Trauerversammlung ein,

die dem alten Wanderer die letzte Ehre bei seinem Heimgange zum Grabe erweisen wollte. So arm an irdischen Gütern Böhner auf dem Sterbebette lag, so reich ruhte er im schönsten Schmucke der Frühlingswiederkehr im Sarge, der in der Todtenhalle ausgestellt war. Durch die Huld der Herzoglichen Familie und durch das Wohlwollen seiner Freunde war Alles aufgeboten worden, um den einst hochgefeierten Tonkünstler würdig zu beerdigen. Ein Lorbeerkranz krönte das altehrwürdige Haupt, dessen Gesichtszüge freundlich und mild, ja wahrhaft edel und einnehmend hervortraten. Rosen und Camelien hatten sich zu Kränzen und Laubgewinden von Thuja und Immergrün geschlungen und in den gefalteten Händen zu einem prächtigen Strauß vereinigt. Die sinnreichste Frühlingsgabe war ein Kranz von Schneeglöckchen, die den treuen Tonkünstler ins Grab läuteten.

In feierlicher Weise bewegte sich der Leichenconduct dem Grabe zu. Voran singend die Chorschüler. Am Grabe spielte die Militärmusik den Choral: „Jesus meine Zuversicht." Hierauf wurde der Sarg versenkt und der Geistliche, Diakonus Seidel, begann seine Rede vorzutragen. In diesem Augenblicke schwebte über dem Grabe ein trauliches Taubenpaar und senkte sich tief auf das Grab herab, gleichsam ein Olivenblatt spendend, um sodann schnell wieder zu verschwinden.

Tief ergreifend und des entschlafenen großen Künstlers in hohem Grade würdig, waren die poetisch-religiösen Worte, welche genannter Geistliche sprach.

Dem Grabe am nächsten standen, wahre und heiße Thränen vergießend, die treue Pflegerin des Verstorbenen und deren Enkelin. Der Schmerz Beider war ein gerechter und die Thränen waren besser als manche, die in Palästen geweint werden. — Ob von dem Verstorbenen noch Verwandte lebten? Er mag es gewußt haben; aber die Trauerversammlung wußte es nicht, denn sie sah und hörte Niemand, der einen Verwandten vorgestellt hätte. — Bei den letzten Worten, die der Geistliche sprach, spannte sich plötzlich ein mächtiger Regenbogen über das Grab aus und es war, als ob eine höhere Stimme riefe: „Friede sei mit Dir!" . . . Dann folgte ein feierlicher Grabgesang.

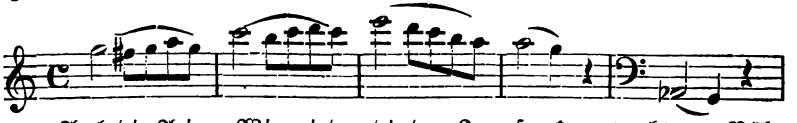
So hat nach vielen bitteren Kämpfen und Umherirren der gefeierte Tondichter, für den es im Leben keine Freude gab, den kein fürstlicher Orden schmückte, dem kein Patent als das des Volkes — „der alte Kapellmeister" — einen Titel zusprach, der aber ein schweres Kreuz trug, die letzte Wanderung auf heimathlichem Boden beschlossen, ja ein Leben beschlossen,

welches durch das tückische Hin- und Herschicken, in das ihn ein böser Dämon versetzte, oft Aehnlichkeit mit dem Wesen des ersten Aprils hatte. Der erste April, der über seinem Grabe dahin wehte, söhnte sich mit dem ehrwürdigen Todten aus, denn er reichte ihm als Tag des Herrn die Palmen des ewigen Friedens. — Möge Dir, verehrter Freund und Kunstgenosse, im Grabe die Erde leicht sein! Deinen Leichenstein, der sich einfach, wie du selbst warst, früher oder später auf Deiner Ruhestätte erheben soll, gebe ich, Dir ein letztes „Fahr' wohl! nachrufend, die Inschrift:

Wandernd mühselig die Wege, bezaubert' ich Alles melodisch,
Bis daß ich hier auf der Fahrt fand das Gehoffte, die Ruh!

Von Böhner sind noch mehrere musikalische Werke als Manuscript aus früheren Jahren vorhanden, die einer seiner Freunde in Erfurt besitzt. Originell in der Auffassung sind Böhner's Handwerkerlieder, die in Hamburg verlegt wurden. Sein herrliches Ave Maria, Op. 102, erschien bei Breitkopf und Härtel in Leipzig, und der Klavierauszug seiner Oper „Dreiherrenstein" in der Kesselring'schen Hofbuchhandlung in Hildburghausen.

Hier sei auch bemerkt, daß Karl Maria von Weber das Motiv zu seinem „Freischütz" einem Concerte Böhner's entlehnte. Als ich Böhner über diesen Punkt um Aufschluß bat, erwiderte er mir, er glaube nicht, daß Weber das Motiv abgeschrieben habe, sondern er habe es von ihm einigemal spielen gehört und dabei möge es geistig in ihm hängen geblieben sein. Jedoch setzte er alsdann etwas paradox hinzu: „Wenn mich Weber nur mit meinem Eigenthume nicht gefoppt hätte, denn der Tausendsapperlot hat meinen Namen in schalkhaftster Weise an mein Motiv geklert!" Weber hat nämlich den letzten Takt des Motivs, a — g, als as — g in der Instrumentation durch die Posaune wiederholt, so daß es klingt, als riefe eine sonore Stimme verächtlich: „Böhner!" . . . Hier die betreffende Musikstelle:



Auch die Arie: „Wir winden dir den Jungfernkranz" geht von Böhner's Genius aus und war ursprünglich als Dorfkirmestanz bestimmt. Weber hörte diesen Tanz in dem erfurtischen Dorfe Alach spielen, hielt denselben für eine alte Volksmelodie und benutzte sie als solche zu seinem beliebten Jungfrauenchor.

Die Compositionen Böhner's stellt man wegen ihrer zarten, innigen

und geheimnißvollen Seelenempfindung denjenigen Mozart's gleich. Eben so tief gefühlt, warm und weich gingen die Töne zu allen Herzen, die Böhner den Saiten des Klaviers entlockte. Voll Zauber waren seine phantasiereichen Ideengänge, von denen er sich oft nicht trennen konnte, so daß er Tage, nicht selten ganze Nächte hindurch ohne Unterbrechung am Klavier saß und spielte, und hätte er nicht die Kleidung eines Bettlers gehabt, man hätte ihn für ein überirdisches Wesen halten können.

Sein Andenken lebt fort und fort, lebt im Thüringer Volke wie eine wunderbare Sage und in den Herzen edler Musikfreunde wie ein holder Dreiklang, der im Tiefinnersten der Brust das Echo erweckt, welches uns zuruft: „glaube, liebe, hoffe!“ ... Die Dissonanzen seines Lebens haben sich nunmehr jenseits in einem Engelgesang aufgelöst, dem wir im Geiste lauschen, so oft wir des heimgegangenen alten wandernden Spielmannes gedenken. Und das werden wir häufig thun! —

M. v. d. W.

Der Jäger auf dem Reinzersstein.

Von **Adolf Bube.**

Bei Ruhla sitzt im Mondenschein
Ein Jäger auf dem Reinzersstein;
Er trägt der Krieger alte Tracht,
Als stamm' er aus der Lützner Schlacht.

Er hält ein schweres Mordgeschoß
Mit aufgezognem Luntenschloß
Und überblickt das Berggefild,
Als ob er laure auf ein Wild.

Da wandelt heim von später Mahd
Ein Weib den stillen Waldespfad
Und schaut das Bild und glaubt, es sei
Nur eines Schalkes Mummerei.

Sie schreitet fort in Seelenruh',
Keck auf den starren Jäger zu.
Da richtet er vom Fels sich auf
Und streift an ihr vorbei im Lauf.

Gleichwie bewegter Nebelduft
Zerfließt er leicht im Hauch der Luft.
Dem Weibe grauſt's und reif zum Tod
Kommt ſie zum nächſten Haus mit Noth.

Die Reichsexekution.

Erzählung von **Ludwig Köhler** in Hildburghauſen.

Wir führen dich, lieber Leſer in das einfach aber bequemlich ausgeſtattete Wohngemach eines Bürgerhauſes des vorigen Jahrhunderts. Freilich war da weder von der Pracht, wie ſie der franzöſiſche Geſchmack der Renaiſſancezeit liebte und auch in Deutſchland einzubürgern wußte, noch von moderner Eleganz etwas zu ſehen: es waren eben getäfelte Wände, die die Zeit dunkel gebräunt, ohne weiteren Schmuck, als ein Paar verräucherte Kupferſtiche und einen Spiegel zwiſchen den engen Scheibenfenſtern, die das Licht eines klaren Februartages, unbehindert durch den Luxus von Gardinen, hereinſtrömen ließen. Von gleicher Einfachheit waren die Möbel, die nur eben dem Bedürfniß dienten und auf andere Vorzüge als Bequemlichkeit keinen Anſpruch machten. Dahin gehörte zunächſt ein großer Tiſch von weißem, blankgeſcheuertem Ahornholz, dahinter längs der Wand eine Bank von dunkler Farbe, dann einige Seſſel mit hohen Lehnen und ledergepolſterten Sitzen, eine Spinde mit zierlicher eingelegter Arbeit und endlich ein großer Lehnſtuhl mit ungeheuren Backen, das Heiligthum des Hausherrn, der darin von des Tages

Arbeit und von der noch schwereren Last seines Amtes zu ruhen pflegte. Denn dieser Hausherr war kein Geringerer, als der regierende Bürgermeister der alten hochberühmten hennebergisch-thüringischen Stadt Wasungen, der nebenbei sich herabließ, seinen Mitbürgern Schwefelfaden, Pfeffer und andere dergleichen nothwendige Lebensbedürfnisse gegen landesüblichen Gewinn zu verkaufen, außerdem aber auch ansehnliche Oekonomie trieb und eine einträgliche Tabakpflanzung besaß. Selbige Stadt Wasungen, am rechten Ufer der Werra, anderthalb Meilen von der Residenzstadt Meiningen belegen, kultivirt nämlich seit alten Zeiten mit Eifer und Erfolg jenes edle Kraut, mit dem die neue Welt die alte beschenkte, und mancher, der den Duft einer Havannacigarre oder eines feinen Portorico zu schlürfen vermeint, athmet den Wohlgeruch des vaterländischen Gewächses, das dem Schauplatze unserer wahrhaftigen Geschichte entsprossen. Aber nicht darin besteht der ganze Ruhm der Stadt. Ihren größten verdankt sie den Blüthen, mit denen die Volksdichtung sie umschlungen, ein Abdera der neuen Zeit, wetteifernd mit Schilda, Schöppenstedt und andern klassischen Orten. Wer hätte nicht von dem Kürbis gehört, den der hochweise Rath von Wasungen als Eselsei bebrütete, oder von dem Heuwetter, das man aus Franken verschrieb, und, als man das Glas öffnete, in dem es ankam, in Gestalt einer Biene davonflog? Aber diese Schöpfungen des Volkshumors sind in unserm materiellen Jahrhundert versiegt, und die biedern Bewohner Wasungens sind keine absonderlichen Menschen mehr, sondern unterscheiden sich in nichts mehr von andern Söhnen der Kultur und haben vor Millionen noch das voraus, daß das Dampfroß der Werraeisenbahn bei ihnen Fütterung nimmt.

Der Bürgermeister, Herr Matthäus Keßler, ein Mann von kräftigem Körperbau, auf dessen Scheitel der Lebenswinter bereits seine Flocken gestreut, befand sich eben in einem der hülflosesten Zustände, in dem der Mann sich befinden kann: er befand sich unter den Händen des Barbiers, der das ehrwürdige Haupt mit Seife und Messer bearbeitete, wie es eigentlich kaum der Respekt gestatten sollte. Außer diesen beiden Männern war noch eine dritte Person im Gemache anwesend, die Tochter des Bürgermeisters, deren rothen Wangen man die vierundzwanzig Jahre nicht ansah, die Philippinchen in Bausch und Bogen zählte. Philippinchen war hübsch, sittsam und „reicher Leute Kind", und wenn sie demohngeachtet noch in des Vaters Hause die Wirthschaft führte, so lag der Grund darin, daß man damals eben noch nicht mit achtzehn Jahren einen Ge-

sponsen oder Eheliebsten zu haben pflegte, sondern hübsch wartete, bis man Erfahrung genug gesammelt für den künftigen Hausstand.

„Schwere Zeiten, schwere Zeiten!“ sagte der Barbier, Herr Christlieb Schaum, indem er mit kühnem Schwunge das Messer über die Kinnstoppeln seiner Gestrengen gleiten ließ. Herr Schaum mochte ein angehender Vierziger sein, von jener Beweglichkeit der Gliedmaßen, wie sie seinem Stande eigen zu sein pflegt. Sein Aeußeres zeigte sonst nichts Auffallendes, man müßte denn die Saat von Sommersprossen dahin rechnen, mit denen sein Gesicht bedeckt war. Außerdem war er gern bemüht, seinem Wesen etwas Martialisches zu geben, denn Herr Schaum hatte nicht nur die Bart- und Kopfhaare seiner Mitbürger unter seiner speciellen Aufsicht und führte einen grimmigen Vernichtungskrieg gegen alle hohlen Zähne, sondern er war auch wohlbestallter Lieutenant bei der Landmiliz und galt als solcher für einen der besten Offiziere. Der Bürgermeister seufzte bei jenem Ausrufe des Barbier-Lieutenants zustimmend aus tiefster Brust, verschuldete es daher selbst, daß ihm das Messer des Bartkünstlers hochverrätherisch um weniges die Haut ritzte. „Ich sagte es im vorigen Jahre voraus,“ fuhr Schaum fort, und legte ein Stückchen Zündschwamm auf die kleine Wunde, „ich sagte es voraus, als die vielen Sternschnuppen vom Himmel fielen, wenn er sich noch erinnert, Herr Bürgermeister; das bedeutet Krieg oder Pestilenz, sagte ich. Aber die Wenigsten wollten mir glauben! Es gab sogar Gelbschnäbel, die meinten, die Sternschnuppen seien nichts als Dünste. Ja, einen Dunst möchten uns die Alleswisser vormachen, das ist wahr! Aber nun haben wir die Bescherung! Der Krieg ist da, sowie man die Hand umwendet, und leider Gottes steht er dicht vor unsrer eignen Thüre!“

War es die geläufige Rede des Barbiers oder ein andrer Umstand, der Philippinchens Lachlust erregte: sie kicherte hinter ihrem Strickzeug und ließ dabei ein Paar so lustige Schelmenaugen auf Herrn Christlieb Schaum haften, daß diesem ganz seltsam zu Herzen wurde und der zürnende Blick, mit dem er die Spötterin bestrafen wollte, sich in einen wehmüthigen verwandelte. „Sie lacht, Jungfer Keßlerin?“ sagte der Gekränkte und Halbversöhnte. „Glückliche Jugend, die dem bitteren Ernst des Lebens immer noch die scherzhafte Seite abzugewinnen weiß!“ „Ich habe nicht über ihn und seine Sternschnuppen gelacht!“ antwortete das Mädchen erröthend. „Es fiel mir nur so was Närrisches ein.“ „Die Sache ist auch durchaus nicht lächerlich!“ sprach der nun ganz Versöhnte weiter, „wie mir der gestrenge Herr Bürgermeister bezeugen wird.“

„Durchaus nicht lächerlich!“ bestätigte dieser mit gewichtigem Kopfnicken. „Im Gegentheil! Zum Weinen ist die Geschichte, und wer weiß, wie viel sie noch Thränen kosten wird!“ „Der gemeine Mann muß die Händel der Großen ausbaden, das ist der Lauf der Welt! replicirte Schaum, der sein Geschäft eben beendigt hatte und die letzten Spuren der Seife aus dem Gesichte des Gestrengen tilgte. „Schweig er!“ gebot der Bürgermeister ernst, so daß Herr Schaum unwillkürlich zurückfuhr. „Dergleichen verfängliche Redensarten darf ich nicht hören, viel weniger dulden! Als getreuen Unterthanen Seiner hochfürstlichen Durchlaucht ziemt es uns nicht, über Dero Handlungen zu judiciren!“

„Gott verhüte, daß ich mich dessen unterfange!“ rief Schaum, vor dem eignen Gedanken erschreckend. „Hochfürstliche Durchlaucht sind zwar ein strenger, aber auch ein weiser und gerechter Herr, und wir Bürger können uns nur freuen, daß er dem übermüthigen Adel so derb den Daumen aufs Auge drückt!“ Er sprach dies mit solchem Pathos, als hätte es der Herzog in Frankfurt, wo er gegenwärtig residirte, hören sollen. Mit einem Seufzer aber fügte er hinzu: „Aber das Unglück ist, daß der gemeine Mann am Ende immer die Suppe ausessen muß —“

„Nun, es wird den Hals nicht kosten!“ tröstete der Bürgermeister. „Wollte hochfürstliche Durchlaucht nur im Lande unter seinen angestammten Bürgern wohnen, so wäre ja Alles gut und vielleicht Alles anders!“ „Daran sind die hohen adeligen Herren Schuld, die es ihm nicht vergeben können, daß er eine Bürgerstochter zu seiner Gemahlin erhoben hat!“ mischte sich Philippinchen in das Gespräch der Männer, schüchtern zwar, aber mit dem Eifer warmer Ueberzeugung, der ihre Augen heller aufleuchten ließ. „Ja, ja!“ unterbrach sie der Bürgermeister. „Mit dieser Heirath hat sich hochfürstliche Durchlaucht die Herzen aller Evastöchter gewonnen. Aber das geht uns nichts an. Wie die Sache ist, so ist sie, und da beißt die Maus den Faden nicht ab. Wie wir uns dabei zu verhalten haben, das ist die kitzliche Frage. Kaiserliche Majestät scheint's mit der Angelegenheit sehr ernstlich zu nehmen, und in Gotha, hab' ich mir sagen lassen, bringen sie Alles auf die Beine, was nur einen Schießprügel tragen kann. Dem Herrn Vetter in Gotha ist's ein gefunden Essen, weil's dabei vielleicht was zu schlucken gibt.“

„Und die Andern würden mit Freuden gesegnete Mahlzeit! sagen,“ bekräftigte der Barbier, seinen Scherbeutel zusammenpackend. „Aber mit Gottes Hülfe soll er nichts zu schlucken bekommen! Wie neulich der Gothaer einen Boten nach Meiningen geschickt und die Befreiung der Gefan-

genen verlangt hat, da haben sie droben den Boten gar nicht in die Stadt gelassen und ihm seine Briefe nicht abgenommen, sondern ihm bedeutet, es wäre gut, und wenn sein Herr etwas mit Gewalt meinte erzwingen zu wollen, so hätten sie auch in Meiningen Pulver und Blei. Das war 'ne Antwort, die Haare auf den Zähnen hat, die aber mancher Mutter den Sohn kosten kann und mancher Jungfer den Schatz!" — „Er muß freilich auch dem Kalbfell folgen, wenn's an's Dreinschlagen geht," meinte Herr Keßler; „aber er hat ja keine Mutter mehr und vermuthlich auch keinen Schatz! Er ist frei und ledig und hat nichts zu riskiren als das Bischen Leben." — „Ich werde meine Schuldigkeit thun!" warf sich Schaum in die Brust. „Sollt's aber Gottes Wille sein, daß ich auf dem Felde der Ehre sterben müßt', so würd' ich mit der Hoffnung scheiden, daß doch ein Paar Augen eine Thräne der Theilnahme auf mein frühes Grab weinen." — Der Barbier ließ dabei einen so vielsagenden Blick auf Philippine ruhen, daß diese den ihrigen verwirrt zu Boden schlug. — „Sehen wir als Männer der schweren Zukunft entgegen!" fuhr der Held fort. „Aber der Herr Rathsmeister erwartet mich. Sein Rheuma plagt ihn, und da thun ihm ein Paar Schröpfköpfe gute Dienste. Gehorsamster Diener, Herr Bürgermeister! Empfehle mich, Jungfer Keßlerin!" Er ging mit einem besonders bedeutungsvollen Gruße gegen Philippine, die ihre Meinung in dem lachenden Ausruf zusammenfaßte: „Ein rechter Hans Hasenfuß!" — „Das ist er!" bestätigte der Bürgermeister die Ansicht seines Töchterleins.

Und was war es denn, das so große Besorgnisse nicht nur in der Brust des heldenmüthigen Barbier-Lieutenants sondern auch des würdigen Vaters der Stadt erzeugte? Was hatten Kaiser und Reich mit der guten Stadt Wasungen zu schaffen, oder mit dem nur wenige Geviertmeilen umfassenden Ländchen Meiningen, zu dem sie gehörte?

Manchen unsrer Leser ist vielleicht der Name Anton Ulrich, Herzog [illegible]-Meiningen, nicht bekannt. Ein echter Fürst nach altem Re[illegible]elte er, wie es sein Wille ihm gebot, besiegte mit seiner starken [illegible] Schwierigkeit, die unüberwindlich schien, und wußte so viel [illegible] um seine Person zu verbreiten, daß sein Leben auch [illegible] heute Stoff genug zu dichterischen Darstellungen

[illegible], höflich und gewandt, leutselig und ritterlichen [illegible] Jugend der Liebling des Landes gewesen, dem [illegible], als er eine Tochter des Volkes, Philippine

Cesar, die Tochter eines hessischen Hauptmanns, zu seiner rechtmäßigen Gemahlin machte. Aber durch diese Vermählung hatte er einen wahren Sturm unter den Verwandten des herzoglichen Hauses heraufbeschworen, die es an Kränkungen aller Art nicht fehlen ließen. Aber je heftiger die Verwandten, namentlich der Herzog Friedrich von Sachsen-Gotha, gegen die unebenbürtige Ehe eiferten, um so enger schlang sich das Band zwischen dem jungen Fürsten und seiner schönen Gemahlin, und um so energischer vertheidigte er sein Recht gegen alle Widersacher und brachte es endlich dahin, daß Kaiser Karl VI. Frau Philippine in den Fürstenstand des heiligen römischen Reiches erhob, ihre Söhne und Töchter aber zu Herzogen und Herzoginnen zu Sachsen ernante. Aber Kaiser Karl VI. starb und Kaiser Karl VII. widerrief die Standeserhöhung der Herzogin und ihrer Kinder, der Reichstag wies den Herzog mit seiner Beschwerde ab und auch Kaiser Franz I. bestätigte diese Abweisung. Die arme Fürstin hatte die letzte kaiserliche Entscheidung nicht mehr erlebt; während ihr Gemahl in Frankfurt vergebens Alles in Bewegung setzte, das Geschick abzuwenden, starb sie in Meiningen. Der Armen war selbst die Ruhe im Grabe noch nicht beschieden. Der Bruder und Mitregent des Herzogs verweigerte die Beisetzung des Leichnams, und da Anton Ulrich ein andres Begräbniß verboten hatte, blieb der Sarg, mit Sand überdeckt, in einem Zimmer des Schlosses stehen, bis nach anderthalb Jahren der Bruder starb. Anton Ulrich, nunmehr alleiniger Regent des Landes, gab der Todten Genugthuung: er ließ die Leiche des Bruders in dasselbe Zimmer neben den Sarg seiner Gemahlin stellen und wie diesen mit Sand überschütten. Erst nach einem Jahre wurden beide geräuschlos im Erbbegräbniß beigesetzt. Herzog Anton Ulrich selbst lebte mit seinen Kindern in Frankfurt, von wo aus er seinen kleinen Staat regierte, während seine Agnaten kaum die Ungeduld verbargen, mit der sie auf die Stunde warteten, wo ihnen das Herzogthum als Erbe zufiele, eine Stunde, die niemals erschien.

Dem hellen Auge des Herzogs war keiner seiner Gegner, oder vielmehr der Gegner seiner Liebe, verborgen geblieben. Er hatte sie sich alle ins Herz geschrieben, die im Geheimen Ränke gegen ihn gesponnen und nun den Nacken vor ihm beugten als ächte Schranzen, deren Wahlspruch: deß Brod ich esse, deß Lied ich singe. Und wer mochte es ihm, dem tief Beleidigten, verargen, wenn er nicht immer die Vergangenheit mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken mochte?

Unter den Hofchargen zu Meiningen befand sich der Landjägermeister

von Gleichen, dessen stolze Frau den ersten Rang unter den hoffähigen Damen beanspruchte. Unter den letztern war auch eine Frau von Pfaffenrath, deren Geschichte Aehnlichkeit mit der des Herzogs hatte. Eine geborne Gräfin von Solms-Lich, hatte sie den Hauslehrer in ihrem älterlichen Hause liebgewonnen, war mit ihm entflohen und hatte endlich aus der Ferne eine Versöhnung mit ihrer Mutter und ein Adelsdiplom für ihren Gatten durchgesetzt, der nun das Amt eines Regierungsrathes zu Meiningen bekleidete. Die geschwätzigen Zungen am Hofe wollten wissen, es sei nicht nur das romantische Schicksal der Frau von Pfaffenrath, sondern mehr noch die schönen Augen ihrer Schwester, die den Herzog bestimmten, der ersteren seine besondere Theilnahme zu widmen; wie dem auch sei: es erschien plötzlich ein Befehl des Herzogs, welcher der Frau von Pfaffenrath den Rang vor allen Damen des Hofes zusprach. Frau von Pfaffenrath zögerte nicht, bei Gelegenheit einer Hoftafel von dem ihr verliehenen Recht Gebrauch zu machen, und veranlaßte eine Scene, die den ganzen Hof in Flammen setzte und sofort in zwei Parteien spaltete. Vergeblich wendete sich Frau von Gleichen an den abwesenden Herzog; sie erhielt eine ungnädige Antwort. Rachedürstend durchforschte sie nun das frühere Leben ihrer Feindin und ließ ein anonymes Schreiben verbreiten, in welchem die Liebesabenteuer der Frau von Pfaffenrath schonungslos enthüllt wurden. Dieses Pasquill, dessen Urheber leicht errathen werden konnte, erregte den höchsten Zorn des Herzogs. Es ward der Frau von Gleichen aufgegeben, der Beleidigten knieend Abbitte zu thun, und als sie sich dessen mit den Worten weigerte: „Lieber sterben!“ wurde sie nach dem Rathhause in Arrest gebracht und ihr Mann in ein anderes Gefängniß gesteckt. Ihre Bitte an den Herzog um Befreiung ihres Gatten, um ihre Entlassung aus dem Hofdienste und um gerichtliche Behandlung ihrer Sache, hatte nur neue Gewaltmaßregeln zur Folge. Sie wurde von zwei Musketieren in die Wohnung der Frau von Pfaffenrath getragen, und als sie sich abermals weigerte, abzubitten, fuhr man sie auf den Markt, umschloß sie mit einem Kreis von Soldaten, ließ das Pasquill vor ihren Augen durch den Schinder verbrennen und sie dann in das Gefängniß zurückführen.

Nun aber erhoben die Freunde des Gleichenschen Ehepaares Klage beim Reichskammergericht, und dieses fand wunderbarer Weise Muße genug, dem Herzog Anton Ulrich und seiner Regierung durch Mandat zu befehlen, die Eheleute von Gleichen frei zu geben und nach geschriebenem Rechte zu verfahren. Aber Herzog Anton Ulrich war nicht der Mann,

ſich durch ein Reichsmandat einſchüchtern zu laſſen, und ſelbſt als der Herzog Friedrich III. von Gotha das kaiſerliche Commiſſoriale erhielt, das Gleichenſche Paar gegen alle fernere Gewalt zu ſchützen und ſelbiges aus der Gefangenſchaft in Meiningen in ſichere, doch „ohnnachtheilige" Verwahrung zu bringen, beſchloß der Herzog, die Dinge bis auf's Aeußerſte kommen zu laſſen. — Und zu dieſem Aeußerſten war es nun gekommen! In Gotha ſtand ſchlagfertig eine Reichsexekutionsarmee und Meiningen rüſtete ſich zu bewaffnetem Widerſtande. Dazwiſchen aber lag Waſungen, dem das Schickſal beſtimmt hatte, bei dieſen Ereigniſſen ein neues Blatt in den Kranz ſeines alten Ruhms zu flechten.

Daß der Rathsbote ſo ungewöhnlich eilfertig von Haus zu Haus ging, wo nur ein Rathsherr wohnte, war ein Ereigniß, das den guten Bürgern von Waſungen viel Kopfzerbrechen machte. Mancher rief ihn wohl an und ſuchte durch eine dargebotene Priſe und durch ein vertrauliches „Was giebt's denn?" ihm die Zunge zu löſen; aber der Schalk ſpielte den Geheimnißvollen und hatte nur halbe Antworten, welche die Neugier eher ſpannten als befriedigten. Als nun bald darauf die Väter der Stadt gravitätiſchen Schrittes aus allen Theilen der Stadt nach dem Rathhauſe, auch Schlundhaus genannt, weil der Bierſchank im Erdgeſchoſſe vorzüglich den Schlund der Waſunger beſchäftigte, ſich bewegten, da war es ausgemacht, daß ein äußerſt wichtiges Ereigniß im Anzuge war, denn ſolche Verſammlungen pflegten damals, wo man noch nicht ſo redſelig war, wie heute, nur in dringenden Fällen Statt zu finden, während man gewöhnlich das Regiment vertrauensvoll dem Bürgermeiſter und dem Rathsſchreiber überließ.

Im Sitzungsſaale des Rathes harrte aber ſchon der Bürgermeiſter, Herr Matthäus Keßler, der Ankunft der berufenen Rathsmitglieder. Sein Gemüth war offenbar von ſchweren Sorgen bewegt. Bald trat er an eines der trüben hohen Fenſter und trommelte gedankenlos an die Scheiben, bald ſchritt er ſeufzend auf dem wiederhallenden Eſtrich auf und ab, bald ordnete er auf dem grünbeſchlagenen langen Tiſche die Dintenfäſſer, obgleich dieſe gut genug ſtanden, bald rückte er an den Stühlen, obgleich man auch dies für überflüſſig erkennen mußte, bald durchlas er, vielleicht zum hundertſten Male, ein großes Schreiben mit mächtigem Siegel, als ſei dies in irgend einer wildfremden Sprache abgefaßt, die zum Verſtändniß eines genaueren Studiums bedürfe.

Und endlich erſchienen ſie nach und nach, die ehrwürdigen Häupter

der Stadt, voll ängstlicher Erwartung, nichts Gutes ahnend, zumal als sie den feierlichen Ernst des Bürgermeisters gewahrten, der ihnen nicht, wie sonst, die Hand zum Gruße bot und theilnehmend fragte nach Frau und Kind. Sie steckten darum die Köpfe zusammen und warteten ungeduldig auf den Letzten, damit die Sitzung beginne. Der Letzte erschien, der Bürgermeister zählte die Häupter seiner Lieben, und als kein theures Haupt fehlte, nahm er schweigend auf seinem Stuhle Platz und hieß den Rathsherren ein Gleiches thun. Es war eine Todtenstille, bei der man eine Nadel hätte fallen hören können.

Nun nahm Herr Matthäus Keßler das Wort. Er erinnerte seine lieben Mitbürger an ihre Pflicht, frei von jedem Eigennutz nur das Wohl der geliebten Vaterstadt im Auge zu haben, und kam nach dieser Einleitung auf die bedrohlichen Zeitläufte, auf die Kriegsgefahr, die, wie männiglich bekannt, das Land bedrohe, und griff endlich nach dem Schreiben mit dem großen Siegel, das in seiner Hand zitterte. Es war ein fürstliches Reskript, das in dem seltsam verschlungenen Kurialstyl jener Zeit dem Bürgermeister und Rath der getreuen Stadt Wasungen aufgab, die fremden Kriegsvölker, die, wie man in Erfahrung gebracht, von Gotha her im Anzuge seien, die Stadt nicht passiren zu lassen, ihnen vielmehr den Weg zu verlegen und zu diesem Zweck die Thore zu schließen. Zur Ausführung dieses Befehls ward der Stadt die kräftigste Unterstützung versprochen, maßen bereits ein allgemeines Aufgebot an den Landsturm ergangen sei. Stumm und bleich saßen die Herren des Raths, als der Bürgermeister seine inhaltsschwere Mittheilung beendet. Jeder hatte seine besonderen Gedanken über die Sache, aber keiner wollte dieselben zuerst äußern. Man erwartete zunächst die Meinung des Bürgermeisters, der aber diesmal das Recht der ersten Meinungsäußerung den Andern überlassen zu wollen schien. „Nun, ihr Herren?“ fragte er, im Kreise herumschauend.

„Das ist eine kitzliche Geschichte!“ unterbrach endlich der Rathsmeister das Schweigen. — „Eine sehr kitzliche Geschichte!“ bestätigte ein Anderer. — „Wir sind nicht kapabel zu dem, was uns das hochfürstliche Reskript befiehlt!“ begann ein Dritter. „Wir sind friedliche Bürger und keine Soldaten, und wer steht uns dafür, daß uns die Gothaischen nicht die Stadt anbrennen, wie es der großen Stadt Magdeburg begegnet ist, die doch wohl ausgerüstet war mit Kanonen und allerhand Schießgewehr?“ — „Und zu was denn? frag' ich euch!“ fiel ein Vierter dazwischen. „Was geht uns denn der ganze Handel an? Was geht's uns an, ob die Lies

oder die Gret am Hofe zu Meiningen den Vortritt hat? Man soll die Gleichen laufen lassen, und der ganze Tanz ist aus. Aber, das ist die Folge, daß Hochfürstliche Durchlaucht zu Frankfurt sitzt und seinen Räthen überläßt, das Land zu regieren."

Die Schleußen waren geöffnet, Jeder gab seinen Theil zur Kritik der öffentlichen Zustände, und der Bürgermeister, wohl einsehend, daß ein Versuch, den Strom zu hemmen, vergeblich sein würde, schwieg dazu, bis endlich von selbst ein Stillstand eintrat, der ihm erlaubte, das Wort zu ergreifen. „Was ihr da sagt, ihr Herren," sprach er, „mag Alles wahr sein, ich habe darüber nicht zu entscheiden, aber wir kommen damit nicht vom Fleck. Hochfürstliches Reskript befiehlt uns, die Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen und wir müssen gehorchen. Was daraus entsteht, dafür sind wir nicht verantwortlich. Wir thun unsere Schuldigkeit, so lang wir können. Brauchen die fremden Völker Gewalt und können wir die Stadt nicht mainteniren, so ist's nicht unsre Schuld, und sie mögen dann in Meiningen sehen, wie sie mit ihnen fertig werden. Also wir schließen das Unterthor und Lieutenant Schaum, der dazu bereits von Meiningen den Befehl hat, besetzt es mit seiner Mannschaft. Es könnt' uns sehr zu Schaden kommen, wollten wir den fürstlichen Befehl nicht respektiren, wie es uns als Unterthanen gebührt und geziemt. Wer andrer Meinung ist, der lass' sie hören."

„Muß ist eine harte Nuß!" meinte Einer. „Mir schwant nichts Gutes. Aber was die Andern beschließen, da will ich auch nicht dagegen sein." — „Wenn der Herr Bürgermeister meint, daß wir's thun müssen, so läßt sich nichts dawider sagen!" versetzte ein Dritter. — „Wir thun eben nur, was uns befohlen wird!" sagte ein Anderer. „Wir schließen das Thor und lassen den Schaum sich dahinter stellen. Mag er sehen, wie er mit dem Feinde fertig wird! Sie werden nicht gleich Pechkränze mitbringen, und den Magdeburgern passirte das Unglück auch nur, weil sie dem feindlichen General zu lange getrotzt. Zudem war der Span damals zwischen Lutheranern und Katholiken auszufechten. Die Gothaner aber sind unsre Nachbarn und glauben mit uns an einen Gott! Es sind Christmenschen, die uns nicht gleich den rothen Hahn auf's Dach stecken werden, weil wir unsre Schuldigkeit thun." — So sprach man sich allmälig in den Muth hinein und schied in einer gewissermaßen gehobenen Stimmung, die allerdings nur so lange vorhielt, als man sich gegenseitig zusprach; denn es ist eine alte Erfahrung, daß Viele, die öffentlich den Helden spielen, in ihren vier Pfählen das Gegentheil sind, ja, man hat

behaupten wollen, daß Mancher, der in Gesellschaft Anderer mit Todesverachtung eine feindliche Batterie stürmte, in der Einsamkeit vor einem raschelnden Blatte erschrickt.

Indessen war Herr Matthäus Keßler nicht säumig, den fürstlichen Befehl nach besten Kräften in Ausführung zu bringen. Das untere Thor, durch welches die Straße nach Schmalkalden und Gotha führt, ward geschlossen bis auf das kleine Auslaßpförtchen, das man bis auf weiteres zur Unterhaltung des Verkehrs mit der Außenwelt offen ließ. Herr Schaum, der in seiner Lieutenantsuniform, den Säbel an der Seite, recht martialisch aussah, hatte das bewaffnete Häuflein der Stadtmiliz auf dem Markte versammelt und marschirte von da unter Trommelschlag nach dem unter seiner Obhut anvertrauten Posten. — Wer mochte es ihm verdenken, daß er stolz wie ein Feldherr um sich blickte und Allen, die es sehen konnten, fühlen lassen zu wollen schien: Ich bin der Mann, in dessen Händen das Wohl und Wehe eurer Stadt ruht!? Er war wirklich das militärische Oberhaupt der Stadt, und seiner Umsicht mochte man es danken, wenn Wasungen aus dieser Gefahr, wie es eine gleiche noch nicht erlebt, unversehrt hervorging. Eine kleine Schwäche war es vielleicht, daß er sich noch mehr in die Brust warf, als er an dem Hause des Bürgermeisters vorüberzog und am Fenster das bildhübsche Gesicht Philippinchens gewahrte, ja man will bemerkt haben, daß er der Jungfer Keßlerin freundlich zugenickt; aber diese Schwäche war ihm zu verzeihen, da Herr Schaum, wie der günstige Leser bereits errathen haben wird, besagter Jungfer sein Herz zugewendet, ein Liebender aber immer darauf bedacht ist, dem Gegenstande seiner Liebe im günstigsten Lichte zu erscheinen.

Was die bewaffnete Macht betrifft, die Herr Schaum zu kommandiren die Ehre hatte, so war dieselbe allerdings von den herrlichen Kriegsheeren unsrer Tage verschieden. Sie bestand aus Bürgern der Stadt, schlichten Handwerkern, die die Kunst der Waffenführung nicht so gründlich erlernt hatten, wie man dies in unsrer Zeit für nöthig hält. Zwar trugen sie eine Art Uniform, doch ließ dieselbe den Reiz der Mannichfaltigkeit nicht vermissen, denn auf das blaue Tuch war hier und da ein grüner Lappen genäht, und die ursprünglich rothen Kragen und Aufschläge hatten mitunter im Laufe der Zeit eine ganz andere Farbe angenommen. Die Wahl der Beinkleider aber war völlig dem Geschmacke der Einzelnen überlassen. Die Bewaffnung bestand aus einer langen Muskete und war gut zu nennen, so lange nicht Gebrauch von ihr gemacht werden mußte, denn bei näherer Untersuchung ergab sich, daß manche Muskete in der lan-

gen Friedenszeit eingerostet war, ja eine oder die andere entbehrte sogar des Schlosses, und ihr Träger konnte unbesorgt sein, in die Versuchung zu kommen, eine Blutschuld auf sich zu laden. Wer hätte denn auch ein Ereigniß für möglich gehalten, wie es so urplötzlich eingetroffen?

Am Thore angekommen, traf Herr Schaum seine Anordnungen mit der ihm eigenen Energie. Er stellte zunächst einen Posten vor das Thor, der einer etwaigen Ueberrumpelung vorbeugen und den ersten Anprall der Feinde aushalten sollte. Das Stübchen des Thorwärters, der zugleich das Amt des städtischen Stockmeisters bekleidete, wurde zur Hauptwache eingerichtet, und dort machte es sich der Lieutenant und die übrige Mannschaft einstweilen bequem. Der Rathskeller lieferte freien Trunk, um dem Muthe der Leute eine äußere Anregung zu geben, Pfeife und Tabak aber hatte Jeder selbst mitgebracht, und so saß sich's auf den hölzernen Bänken bei prasselndem Ofenfeuer recht behaglich, während draußen ein trüber Nebel über den beschneiten Fluren lag. Auch an Unterhaltung fehlte es nicht, denn Jeder wußte etwas zu erzählen, Ernsthaftes und Schnurriges, Schauerliches und Heiteres, wie es kam. Natürlich bildete anfangs das Tagesereigniß den Hauptgegenstand des Gespräches, und wie in der Versammlung des weisen Raths, so machte sich auch hier die Kritik, nur in mehr drastischer Weise, Luft, um so mehr, als es Herr Schaum nicht für seine Schuldigkeit hielt, der Redefreiheit Schranken anzulegen. Die Ansichten hinsichtlich des Streitpunktes waren getheilt. Die Einen meinten, es sei der adelstolzen Frau Landjägermeisterin, die jeden Bürgersmann über die Achsel ansehe, als sei er eben nur auf der Welt, um das Lastvieh der Großen zu sein, zu gönnen, daß sie einmal erfahre, daß es noch Größere gebe als sie und ihresgleichen; Andere meinten, es sei ihr nicht zu verargen gewesen, daß sie ihr Recht behauptet, und sie habe doch eine Festigkeit bewiesen, wie man sie einem Weibsbild gar nicht zutraue. Alle kamen jedoch darin überein, daß der Herzog nicht das Wohl des ganzen Landes auf's Spiel habe setzen sollen, daß es am besten sei, beide Weiber zum Teufel zu jagen, und wie die Urtheile des beschränkten Unterthanenverstandes alle lauten mochten. Selbst Abenteuerliches lief dabei mit unter. So wollte Einer wissen, der Kaiser habe bei seinem Barte geschworen, den trotzigen Herzog zu Paaren zu treiben, und sollte es das heilige römische Reich kosten, und der Herzog habe den Trumpf dagegen gesetzt, er wolle nicht nachgeben, und wenn er die Weiber ins Feld rücken lassen müßte. Ein Spaßvogel äußerte dabei, das würde den Gothaischen schon recht sein,

und ein Andrer fügte hinzu: und manchen von den Unsern wär' auch damit geholfen.

Unter solchen Gesprächen verging ein guter Theil des Tages, ohne daß sich ein Feind blicken ließ. Je weiter aber die Gefahr hinauszurücken schien, um so mehr wuchs die kriegerische Begeisterung der kleinen Thorbesatzung, und man kam endlich zu der Meinung, daß am Ende Alles nur ein Schreckschuß sei, daß sich der Gothaer wohl hüten werde, für fremde Eier die Haut zu Markte zu tragen. Der Feind werde wohl auch seine Kundschafter haben, und wenn er sehe, wie man im Meiningischen zu seinem Empfang gerüstet sei, so werde er's wohl bleiben lassen, sich in den Handel zu mischen. Einer bemerkte wohl, daß feindliche Völker gern in der Nachtzeit ihre Hauptunternehmungen ausführten, und daß man vor der Kirmeß noch nicht Juchhe schreien solle; aber dieser Ansicht wurden mancherlei Bedenken entgegengeworfen. Der erste Angriff mußte ja doch die Milizen unterhalb Schwallungen treffen, und der Lieutenant Zimmermann, der dort kommandire, sei ein Mann, der nicht mit sich spaßen lasse; der werde den Gothaischen wohl zu rathen aufgeben. Denn Zimmermann sei ein alter gedienter Soldat und man munkele sich zu, er sei hieb- und schußfest. Dies führte auf die Frage, ob es überhaupt dergleichen „gefeiete" Leute gäbe. Sobald aber einmal eine Saite des Volksaberglaubens angeschlagen ist, da klingt sie noch lange fort. So auch hier. Fast jeder wußte eine wahrhaftige Geschichte, die in dies Kapitel einschlug, und alle diese Geschichten waren verbürgt, von glaubwürdigen Leuten verbürgt, die sie aus dem Munde der Base So und So selbst gehört, der sie wieder von einem Vetter des Betheiligten erzählt worden war. Der Lieutenant selbst, der doch ein halber Studirter war — wenigstens hatte er ein ganzes Jahr das Lyceum zu Meiningen besucht — mußte zugestehen, daß es dergleichen Soldatenmittelchen gebe und daß er selbst ein altes Buch besitze, worin eines angegeben sei; es sei aber immer ein Que dabei, und ein ehrlicher Christenmensch laufe Gefahr für sein Seelenheil, weshalb er auch für seine Person keinen Gebrauch von dem Kunststücklein gemacht habe.

Verworrene Stimmen, die von außen hereindrangen, unterbrachen plötzlich die gemüthliche Unterhaltung. „Da hat's was gegeben!" rief Herr Schaum aus, und mit einem Male waren die beredtesten Zungen verstummt und Leichenbläße lagerte auf den Gesichtern. „Meister Kloß, seh' Er nach, was es ist!" befahl der Lieutenant. Der Angeredete, *seines Zeichens* ein ehrsamer Schneider, stand zwar auf, kraute sich aber

hinter den Ohren und meinte, „einem Einzelnen könne leicht etwas zustoßen; man könne nicht wissen —“ Noch ehe Meister Kloß seine Gründe für das Dableiben noch vollständig hatte entwickeln können, waren mehre Milizen mit allen Zeichen athemloser Hast in die Stube getreten und wurden, bevor sie noch selbst zum Sprechen kommen konnten, von den Anwesenden umringt und mit Kreuz- und Querfragen bestürmt, bis endlich der Lieutenant Ruhe gebot und den Ankömmlingen regelmäßigen Rapport abzustatten befahl. Aber es dauerte lange, ehe sich der Faden eines geordneten Berichtes anknüpfen wollte, und dann wurde dieser so oft von Ausrufen des Erstaunens und der Bestürzung unterbrochen, daß wir darauf verzichten müssen, der Erzählung von Wort zu Wort zu folgen.

Die angekommenen Milizen gehörten zu der Abtheilung des Lieutenant Zimmermann, von dem oben die Rede gewesen. Zimmermann hatte, höchstem Befehl gemäß, mit fünfundzwanzig Mann Landmiliz bei dem meiningischen Grenzdorf Niederschmalkalden die Straße besetzt, und die Leute hatten unerschrocken, wie eine Mauer, gestanden, als ein starker Heerhaufen, zu Roß und zu Fuß, waffenklirrend anrückte. Die Feinde hatten, als sie das Hinderniß gesehen, Halt gemacht, und der feindliche Anführer war auf Zimmermann herangeritten und hatte barsch gefragt, was das heißen solle, ob hier nicht eine offene Landstraße wäre? Lieutenant Zimmermann habe gelassen geantwortet: eine Landstraße wäre das wohl, aber er habe Befehl, gothaische Völker nicht passiren zu lassen. Dabei war der wackere Lieutenant standhaft geblieben, und als endlich der feindliche Anführer gedroht, wenn er nicht gutwillig Raum gebe, so werde er es mit seinem Volke durchsetzen, hatte Zimmermann geantwortet, das möge er thun, vor Gewalt könne er nicht. Jener war darauf zu den Seinigen zurückgeritten, und nach wenig Minuten war eine Schwadron Reiter mit blankem Säbel angesprengt und hatte Zimmermanns Häuflein durchbrochen, so daß die Milizen rechts und links zerstäubt und der Lieutenant selbst in einen Graben gefallen war. Damit aber war der Stolz des alten Soldaten erwacht. Mit einem Kernfluche hatte er auf den letzten der vorübersausenden Reiter angeschlagen und Feuer gegeben, dann aber sein Heil in der Flucht gesucht. Die nachsetzenden Reiter hatten ihm auch der breiten Feldgräben wegen nicht folgen können. Aber unterdessen war auch die Infanterie angerückt, und der Schuß eines Grenadiers hatte den Lieutenant todt niedergestreckt. Unter die übrigen Milizen aber hatten die Feinde Granaten geworfen, so daß es ein wahres Wunder war, daß nicht mehr Unglück geschehen. Die Flüchtigen hatten sich auf das

Dorf Schwallungen zurückgezogen, wo dreißig Milizen mit ihrem Offizier standen. Die aber hatten nicht Lust gehabt, die nähere Bekanntschaft der Gothaischen zu machen, sondern hatten ihren Posten im Stich gelassen und waren nun hier, die Vertheidigungsmittel ihrer lieben Nachbarstadt Wasungen zu verstärken. Der Bericht klang nichts weniger als ermuthigend. Hatte man bisher im Stillen der Hoffnung Raum gegeben, daß Alles am Ende nur auf einen blinden Lärm hinauslaufe, so war diese Hoffnung jetzt mit einem Male vernichtet. Es war wirklich ein Reichsheer im Anzuge, und zwar machte dasselbe furchtbaren Ernst, marschirte mit geladenem Gewehr und führte sogar Granaten und wer weiß noch was sonst für Mordinstrumente bei sich.

„Sie haben also wirklich scharf geschossen? fragte Herr Schaum nachdenklich. „Und der arme Zimmermann hat daran glauben müssen!“ — „Was reitet ihn auch der Böse, Feuer zu geben!“ bemerkte Einer. — „Weil er sich für schußfest hielt!“ meinte ein Andrer. — „Es ist immer ein Due dabei, das hab' ich ja gesagt!“ versetzte der Lieutenant. „Heute roth, morgen todt!“ fügte er mit einem unterdrückten Seufzer, sich an die eigene Sterblichkeit erinnernd, hinzu. — „Wir sollten uns das zur Warnung dienen lassen!“ äußerte Einer. — „Wie stark schätzt ihr die feindlichen Völker? fragte Schaum die Flüchtlinge. — „Tausend Mann sind's gewiß, eher mehr als weniger!“ war die Antwort. „So weit man sehen konnt', war die Straße voll, voran die Reiter, stolze Leute mit großen Federbüschen —“ „Das ist die Garde!“ fiel einer ein. „Wie ich in Gotha in Arbeit stand, hab' ich sie oft genug gesehen. Es sind Kerle wie Riesen, lauter gediente Leute — wenn die dabei sind, geht's uns schlecht.“ — „Menschenfresser werden's auch nicht sein!“ redete einer dagegen. „Wär' der Zimmermann nicht zu vorwitzig gewesen, so wär's nicht so übel abgelaufen.“ — „Ich weiß gar nicht, wie sonderbar mir's wird!“ sagte der Schneider kläglichen Tones zu seinem Nachbar. „Es sticht mich in den Eingeweiden, wie mit Nadeln. Ich glaub,' ich hab' eine Krankheit im Leibe. Mit einem kranken Menschen ist aber nichts anzufangen. Drum ist's wohl am besten, ich geh' heim und lass' mir Kamillenthee kochen.“ — „Da könnte jeder kommen!“ war die Antwort des Nachbars. „Wenn ihr fort geht, Meister Kloß, stellen wir Andern auch den Kuhfuß in die Ecke!“

Die laut gesprochenen Worte hatten die Aufmerksamkeit der Uebrigen erregt. „Was? Kloß will fort?“ hieß es. „Da wird nichts draus! Was Einem Recht ist, ist dem Andern billig!“ — „Wir haben auch Weib und *Kind zu Haus*!“ — „Unser Leben ist uns auch lieb!“ — „Kloß ist nichts

Besseres als wir!“ — „Wir gehen Alle nach Haus, wenn einer sich bei Seite drückt!“ — Es blieb dem guten Schneider nichts übrig, als sich seufzend in das Unvermeidliche zu fügen; vielleicht fand sich eine günstigere Gelegenheit, seine Haut in Sicherheit zu bringen, ehe der Tanz losging. Im Getümmel des Kampfes werde man den Einzelnen nicht vermissen, und die erste Kugel werde doch nicht gerade für ihn gegossen sein, tröstete er sich in Gedanken.

Lieutenant Schaum war unterdessen zu der Ueberzeugung gekommen, daß es nun doch wohl schicklicher sei, den Feind unter den Waffen zu erwarten, als hinter dem Bierkruge. Er stellte deshalb seine Leute, verstärkt durch die Milizen von Schwallungen und Niederschmalkalden, hinter dem Thor in Reih und Glied auf, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Diesmal sollte die Geduld der Tapferen nicht auf eine lange Probe gestellt werden. Noch bevor eine halbe Stunde vergangen war, rief der Thorwärter, der den Auftrag erhalten hatte, von einer Dachluke des Thurmes aus die Straße zu beobachten, von diesem seinen Posten herab, daß es auf der schwallunger Höhe von Bajonetten blitze, welchen Bericht er bald dahin erweiterte, daß die ganze Straße von reisigem Volk bedeckt sei und es heranziehe wie ein Heuschreckenschwarm. Als Bestätigung des Rapports vernahm man nun auch deutlich genug Pferdegetrapp und das Klirren von Säbeln und andern Gewaffen.

Wer von unsern Lesern jemals sich in einer Lage befunden hat, wo er von der nächsten Viertelstunde die Entscheidung über Leben und Tod, über Sein und Nichtsein erwartete, der wird nachempfinden, was in diesen bangen Minuten die Gemüther unserer Helden bewegte; wem aber ein gütiges Geschick eine solche Prüfung erspart, dem würden wir vergeblich mit unsrer schwachen Feder die Empfindungen zu schildern versuchen, welche der näher und näher kommende Hufschlag erweckte. Der große Friedrich von Preußen, der doch wahrlich das Herz auf dem rechten Fleck hatte, hat einmal gesagt: vor der Schlacht sind wir allesammt Hasenfüße (wofür er aber einen minder decenten Ausdruck brauchte), und so mögen wir es auch dem Lieutenant Schaum und seinen Waffengefährten nicht verargen, wenn sie etwas von Hasenfüßigkeit in sich verspürten. Der ehrliche Lieutenant war ganz blaß geworden, und obwohl es ein kalter Februartag war, so rann es ihm dennoch siedend heiß über die Glieder, während ihm doch zugleich vor Frost die Hände zitterten, daß er kaum das Gewehr zu halten vermochte. Dem Schneider Kloß nun gar zwickte es wie mit glühenden Zangen in den Gedärmen, und entsetzt fühlte er eine

Katastrophe herannahen, die man sonst bei gewissen Leibeszuständen durch Rhabarber und andere künstliche Mittel herbeizuführen sucht. Vergeblich sah er sich nach einem Weg zur Rettung um! Er war eingepreßt in Reih und Glied, sah sich eingeschlossen von Männern, die jeden Fluchtversuch, an dem sie nicht selbst Theil genommen, energisch verhindert haben würden. Und doch hing an jeder Minute das Leben!

Draußen aber erschallt Trommelschlag, näher und näher kommend, furchtbar wiederhallend, bis er endlich verstummt und das Kommandowort „Halt!" schauerlich durch die Lüfte tönt. Wie die Posaune des Weltgerichts klingt dieses Halt! denn nun werden die Züge zum Sturm geordnet, und nicht lange wird es dauern, so werden die Pechkränze fliegen und Mann und Maus wird über die Klinge springen müssen! Man hört gleichsam jeden Pulsschlag klopfen, so tief ist das Schweigen, und ganz deutlich ist vernehmbar, wie Einer vom feindlichen Heere heranreitet und der draußen stehenden Schildwache gebietet, zu öffnen. Die Schildwache antwortet, sie könne das nicht; und auf die weitere Frage: wer denn? nennt sie den Lieutenant. „Ist der Kerl des Teufels?" murmelt Herr Schaum und wünscht sich hundert Meilen weg, als er den ferneren Befehl vernimmt, den Lieutenant zu rufen. Wie gern hätte er jetzt dem geringsten seiner Milizen die gefährliche Würde überlassen, auf die er bisher so stolz gewesen! Aber der bittere Kelch mußte nun geleert werden, denn die Schildwache hatte nur zu eilig dem feindlichen Befehl gehorcht, und auch Herr Schaum sah keinen andern Ausweg, als dem Beispiele zu folgen. Er raffte seine ganze Mannhaftigkeit, mit der er sonst so sehr zu imponiren gewußt, zusammen, warf noch einen wehmüthigen Blick des Abschieds auf seine Getreuen und ging — dem Löwen in den Rachen. Und nun sah er, soweit das Auge reichte, die Straße von Truppen bedeckt, und vor ihm hielt hoch zu Roß der feindliche Heerführer und fuhr ihn mit harten Worten an, was das zu bedeuten habe, daß die Thore verschlossen wären, ob nicht eine offene Landstraße hindurchgehe? „Das wohl," antwortete der Lieutenant, „aber —" Nun denn, schnitt ihm der Reiter das Wort ab, so solle er augenblicklich öffnen, oder man werde es selbst thun.

Es war ein Augenblick, in dem das ganze Gewicht seiner Verantwortlichkeit auf die Schultern des unglücklichen Lieutenants herabsank. Aber ein lichter Gedanke durchleuchtete seinen Geist. „Pardon!" sagte er, „Oeffnen kann ich nicht; das ist Sache des Raths!" — „Nun denn, so rufe er die Rathsherrn herbei!" war die Antwort. „Aber spute er sich!" — „Das hat mir Gott eingegeben!" dachte Schaum mit erleichtertem

Herzen bei sich und eilte so schnell zurück, daß er fast athemlos bei den Seinigen ankam. „Lauf' er, was er kann, Meister Wedel„ und er auch, Meister Grebner," rief er zweien seiner Leute zu, die Rathsherren sollen kommen, aber gleich, so lieb ihnen das Wohl der Stadt ist! Der gothaische Kommandant will sie sprechen!" Die beiden Genannten liefen, was sie konnten, und mancher Andre wär' von Herzen gern mit ihnen gelaufen; besonders konnte es Meister Kloß dem Lieutenant nicht vergeben, daß er ihm nicht den Auftrag gegeben, zumal er doch wissen mußte, daß keiner flinker auf den Beinen war, als er. „Aber ich will's ihm schon bei gelegener Zeit eintränken!" verschwor er sich in seinem rachsüchtigen Gemüthe. — „Man muß nur Herz haben!" radomontirte inzwischen der Lieutenant. „Er schnauzte mich gewaltig an. Aber als Mann muß man sich zeigen, so haben auch die Großen vor Einem Respekt. Bange machen gilt nicht! Wir wollen zeigen, daß wir keine Schulbuben sind!" — Die Leute fingen fast an, vor ihrem Lieutenant mehr Respekt zu kriegen, der so herzhaft mit dem Holofornes draußen geredet hatte, daß dieser ihn heiler Haut habe gehen lassen.

Es verging nun abermals eine unerträglich lange Viertelstunde, bis die Mitglieder des Rathes, zum Theil wie sie aus ihren Hausgeschäften abgerufen worden waren, erschienen. Nachdem ihnen Herr Schaum das Begehren des feindlichen Kommandanten berichtet, besprachen sie sich eine kurze Weile mit einander; doch vermochten die Umstehenden aus ihrer Unterredung nur die ziemlich laut gesprochenen Worte des Bürgermeisters zu verstehen: „Wir thun, was uns befohlen ist; wollen sie Gewalt brauchen, so mögen sie's thun! Gewalt geht vor Recht!" — Nachdem sie sich zu diesem Beschluß geeinigt, schritten die Rathsherren zu dem Pförtchen hinaus. Was draußen verhandelt wurde, konnte selbst das feine Ohr des Lieutenants nicht verstehen. Nur der bald darauf erfolgte Kommandoruf: „Alle Zimmerleute vor!" war deutlich zu vernehmen, während die Rathsherren eilig durch das Pförtchen zurückkehrten und mit dem zurückgelassenen Befehl, alles Weitere nach dem Rathhause zu berichten, eilig davongingen. In diesem Augenblicke hallten auch schon schwere Artschläge an das Thor, hinter dem die nun bis zum Tod erschrockenen Milizen sich wie ein Häuflein Schafe zusammendrängten, indem jeder sich hinter dem andern zu verbergen suchte. Diese Auflösung der militärischen Ordnung benutzte Meister Kloß, in die nach der Wohnung des Thorwärters führende Thür zu schlüpfen, wo er wenigstens vor dem ersten feindlichen Zusammenstoß sich gesichert glaubte.

Es bedurfte nur geringer Anstrengung von Seiten des Feindes, um das Thor zu sprengen. Schon unter den ersten Hieben stöhnte und ächzte dasselbe, und in einigen Minuten brach es dröhnend zusammen, so daß die wilden bärtigen Gesichter der Zimmerleute zum Vorschein kamen. An Vertheidigung war nun nicht mehr zu denken. Die meisten der Milizen fühlten den unwiderstehlichen Trieb davon zulaufen, und selbst Herr Schaum war fast geneigt, dieser Versuchung nachzugeben, als ihm ein guter Gedanke durch den Kopf fuhr. „Wir können es mit dem Feinde

nicht aufnehmen," rief er seinen Leuten zu; „aber wir wollen ihm beweisen, daß wir doch auf dem Platze sind und das militärische Wesen kennen. Achtung! Richt't euch!" Wenn auch mit Mühe, so gelang es ihm doch endlich, seine Mannschaft, die nun doch wenigstens den Trost hatte, daß sie nicht in den Kampf mit der Uebermacht geführt werden sollte, in leidlicher Ordnung längs der Straße aufzustellen, während die Züge der feindlichen Truppen, eine bunte Musterkarte aller Waffengattungen, mit klingendem Spiel einrückten. Voran ritt eine Abtheilung der fürstlichen Garde zu Pferde, Husaren in prächtiger Uniform, dann folgte eine Abtheilung Landdragoner zu Pferde, weiter eine Abtheilung Schloßgrenadiergarde zu Fuß, eine Abtheilung vom Erbprinzen Friedrich-Regimente, eine Abtheilung vom Prinzen Wilhelm-Regimente, ein Kommando vom Landregiment zu Fuß, und eines vom Feld-Dragonerregimente zu Fuß, dazwischen eine nicht unansehnliche Artillerie mit den entsprechenden Bagagewagen. Das Ganze bot einen so imposanten Anblick, daß Lieutenant Schaum sich gedrungen fühlte, zu salutiren und das Gewehr präsentiren zu lassen, welcher Aufmerksamkeit, wie er später behauptete, es jedenfalls zu verdanken war, daß der Feind nicht die ganze Besatzung über die Klinge springen ließ oder sie wenigstens für kriegsgefangen erklärte.

Die bange Erwartung, in welcher die Stadt den Tag zugebracht

hatte, verhinderte doch nicht, daß sich ein Schwarm von Neugierigen sammelte, als die Truppen auf dem Markte Halt machten und hier einen friedlichen Verkehr mit den benachbarten Wirthshäusern eröffneten. Es ergab sich aus dieser friedlichen Haltung mindestens, daß man nichts Schlimmes gegen die Stadt im Sinne hatte, und zudem verlautete, daß der Feind sogleich weiter ziehen wolle. Dadurch wurde die Stimmung für die fremden stattlichen Soldaten immer günstiger, und hier und da ließ sich sogar ein Tadel hören, daß der Rath so honetten Leuten den Durchmarsch habe verwehren wollen, wodurch die Stadt ihr schönes Thor, das noch Kinder und Kindeskinder ausgehalten haben würde, eingebüßt habe. Indessen war die Dämmerung hereingebrochen, und noch immer machten die Truppen keine Anstalt zum Abmarsch, vielmehr schien sich eine Verhandlung zwischen dem noch versammelten Rathe und der im Gasthofe „zum Hirsch" abgestiegenen Generalität anzuspinnen, die wieder die abenteuerlichsten Gerüchte in Umlauf setzte und die Stadt aufs Neue mit Schrecken erfüllte. Es hieß, der Feind begehre eine starke Kontribution und habe mit Plünderung gedroht, wenn ihm sein Verlangen abgeschlagen werde, und die Ungeduld, die sich unter den feindlichen Soldaten nachgerade unzweideutig kund zu geben anfing, berechtigte nicht zu der Hoffnung, daß sie einen ihnen gegebenen Plünderungsbefehl allzu nachsichtig ausführen würden. Die Vorsichtigen hielten es daher für's Gerathenste, ihre besten Habseligkeiten so gut es sich in der Eile thun ließ, zu verstecken. Manche hatten sich auch für einen solchen Fall schon vorgesehen.

Endlich setzten sich die Truppen in Bewegung, aber nicht um weiter zu marschiren, sondern um auf den Lorbeern dieses Tages zu ruhen. Der Rath hatte nach langer Weigerung seine Einwilligung gegeben, daß die Gothaischen in der Stadt übernachteten, und zwar sollte kein Bürger verbunden sein, ihnen mehr als Obdach und Lagerstatt zu geben, es sei denn gegen baare Bezahlung. Die Truppen selbst aber erhielten den gemessenen Befehl, sich nicht auszukleiden, sondern jeder sollte sein Gewehr bei seiner Lagerstatt stehen haben und sich auf ein gegebenes Signal sogleich mit Ober- und Untergewehr bei seinem Chef einfinden, wer aber betrunken erscheinen werde, der solle durch das ganze Kommando bis auf den Tod Spießruthen laufen. Zum Beweis, daß es mit dieser Drohung Ernst sei, erhielt der Steckenknecht Befehl, sofort sechshundert Ruthen zu schneiden. Die Bürger nahmen ihre Gäste, in der Hoffnung, derselben mit dem an-

[illegible] freundlich auf, und so [illegible] Ende.

[illegible] Der Morgen kam, doch war- [illegible] zum Aufbruch; statt dessen ward Re- [illegible] Rasttag gehalten werden solle. [illegible] Köpfe, was in der Nacht Geheim- [illegible] unter den Bürgern aber, die den [illegible] begann der Unwille sich zu regen, zu- [illegible] haben, die darauf schließen ließen, daß [illegible] häuslich bequem machen wolle. An den [illegible] aufgeführt, regelmäßige Wachen eingerich- [illegible] Vertheidigungszustand gesetzt. Viele Bürger [illegible] verließen die Stadt, so daß die vom Appell [illegible] ausgesperrt fanden, worauf sie die Thüren [illegible] Einquartirung in Einer Person darstellten. [illegible] größer werden. Der Rath wurde nach [illegible] mit dem gemessenen Befehl zurück, den [illegible] aufzulegen, keinem gothaischen Soldaten Le- [illegible] verabfolgen zu lassen. Der Befehl wurde in [illegible] der bitterste Mangel unter den Truppen ein- [illegible] wußte sich zu helfen. Die nahe Stadt [illegible] und andere Lebensmittel, aus dem hessischen [illegible] Wagenladungen mit Bier, und die Juden aus [illegible] Ritterschaften trugen Fleisch in Menge zu. Auf [illegible] die Exekutionstruppen durch Hunger zum [illegible] gemacht, und nur die Bürger litten unter der [illegible] einen Verkehr unter ihren Augen sich ent- [illegible] die Last ließ, allen Gewinn aber entzog. [illegible] unter diesen Umständen immer lauter, und [illegible] Rathe geradezu: man werde nicht länger andern [illegible] und selber den Verdruß haben; man habe [illegible] gehorcht, aber man verlange auch Schutz; sei die [illegible] die Stadt von der Last der Einquartirung zu be- [illegible] Bürger auch nicht hindern, den möglichen Vortheil [illegible] Der Rath mußte dem im Stillen beistimmen und ver- [illegible] in Meiningen zu machen. Statt der Zurücknahme [illegible] dieselbe auf's Neue eingeschärft. Doch war der

Geist des Ungehorsams so mächtig geworden, daß eine Vorladung der Bürger „bei Strafe“ auf's Rathhaus gar nicht befolgt, sondern lustig gebacken, gebraut, gesotten und gebraten wurde und der Rath endlich selbst den städtischen Zapfen öffnete.

Nachdem das mißlungene Aushungerungssystem aufgegeben war, gestaltete sich das Vernehmen zwischen den Bürgern und ihren Gästen immer friedlicher. Die Fuchtel hielt unter den Truppen gute Ordnung, und da die Soldaten alle Bedürfnisse baar bezahlten, so fiel ein hübscher Gewinn für die Stadt ab, für den man schon einige Unbequemlichkeiten mit in den Kauf nehmen konnte. Der Bärenwirth zumal rieb sich vergnügt die Hände, denn, meinte er, einen Gast, wie den geheimen Rath Flörcke, den fürstlich gothaischen Civilkommissarius, der nichts als Wein trinke und den Groschen nicht ansehe, habe der „Bär“ noch nicht gehabt und werde wohl auch nie wieder bekommen. Zudem war durch die Soldaten mancherlei Kurzweil in das sonst so einförmige Leben der kleinen Stadt gekommen. Jeden Abend Zapfenstreich durch die Straßen und jeden Sonntag Parade mit Trommeln und Pfeifen auf dem Markte: besser hatte man's in der Residenz selbst nicht und vielleicht kaum so gut, denn das gothaische Militär gehörte zu dem besten im Reich, und nun gar die Gardehusaren — Leute wie Riesen und dabei so sauber, wie aus dem Ei geschält! Die Offiziere aber, besonders die Herren Majore, das waren Leute, die sich um den Finger herumwickeln ließen, die jede Beschwerde leutselig anhörten und sich sogar herabließen, mit einem oder dem andern der angesehneren Bürger freundschaftlich zu verkehren, wenn man sich im Honoratiorenstübchen des „Hirschen“ zusammenfand. Nur einer war darunter, der that stolz und trotzig, wie der römische Kaiser selbst, dem ging jeder gern aus dem Wege, Soldat und Bürger, und selbst die höheren Offiziere hatten Respekt vor ihm, wie man munkelte. Das war der Adjutant Rauch, Lieutenant bei den Grenadieren vom Erbprinzen Friedrich-Regimente, ein Mann, der den Dienst kannte wie keiner, der den Teufel im Leibe hatte, rühmten seine Leute, mit dem jedenfalls nicht gut Kirschen essen war, urtheilten die Bürger nach dem bloßen Ansehen.

Von Meiningen her lauteten die Nachrichten anfangs kriegerisch genug. Man hatte die Stadt in imponirenden Vertheidigungszustand gesetzt und namentlich das untere Thor mit Kanonen gespickt, hinter denen die Kanoniere Tag und Nacht mit brennenden Lunten standen. Dann hatte man die „Defensioner,“ das erste Aufgebot des Landsturmes, aufgeboten, und es hieß, daß man einen Angriff auf Wasungen beabsichtige. Aber

Tag und Tag war vergangen, ohne daß etwas Feindseliges geschah, ja die Regierung zu Meiningen gab dadurch ihre Geneigtheit zum Frieden zu erkennen, daß sie die Helena dieses trojanischen Kriegs, die Landjägermeisterin von Gleichen nebst ihrem Gemahl ihrer Haft entließ und zu den gothaischen Truppen nach Wasungen sendete. Hatte man aber dadurch den Abzug des Feindes zu bewirken geglaubt, so hatte man sich getäuscht. Frau von Gleichen sah sich in Wasungen von ihren „Befreiern“ mit Kälte empfangen, und der geheime Rath Flörcke gab ihr nicht undeutlich zu verstehen, daß ihre Ankunft ihn in Verlegenheit setze, und er müsse neue Instruktionen von seiner Regierung einholen, da es sich nicht allein mehr um ihre Sache handle. Bis dahin möge sie sich's in Wasungen gefallen lassen. Ob diese Instruktionen nun eingelaufen waren, oder nicht, blieb den Uneingeweihten ein Geheimniß. Thatsache war, daß Woche um Woche, Monat um Monat verging, daß der Schnee der wärmer strahlenden Sonne wich und Wälder und Fluren sich in den grünen Schmuck des Frühlings kleideten, ohne daß die fremden Truppen Anstalt machten, die liebgewonnene Stadt zu verlassen, ja man hatte sich förmlich häuslich eingerichtet, indem einzelne Offiziere sogar ihre Familien hatten kommen lassen.

Seufzte Einer unter dem Drucke der gegenwärtigen Zustände, so war es unser heldenmüthiger Lieutenant Schaum, nicht etwa aus gekränktem Patriotismus, o nein! sein Herz schlug kosmopolitisch für die ganze Welt — auch nicht, weil er vielleicht besonders schwer belastet gewesen wäre: er hatte als Junggeselle nicht nur keine Einquartirung, sondern es fiel ihm, dem Haar-, Bart- und Zahnkünstler, noch hie und da ein hübscher Verdienst ab, der von ihm keineswegs mit Geringschätzung betrachtet wurde. Es mußte also noch eine ganz besondere Bewandtniß haben, warum Herr Christlieb Schaum den Abzug der Truppen sehnsüchtig herbeiwünschte. Und die hatte es in der That! Es war nichts Geringeres, als die Eifersucht, die das arme Herz des ehrlichen Barbiers Wochen und Monate lang gleichsam auf einem glühenden Roste briet, die Eifersucht war es, die ihn mit ihren phantastischen Bildern verfolgte und die Ruhe seiner Tage wie die lieblichen Träume seiner Nächte verscheuchte. Welcher Dämon mußt' es auch gerade fügen, daß der Bürgermeister, Herr Matthäus Keßler, als Einquartirung einen der schmucksten Offiziere der Schloßgrenadiergarde erhielt? Fähndrich Wedler war eine so schlanke blühende Gestalt, daß ihrer Jugendfrische selbst der steife bepuderte Zopf keinen Eintrag zu thun vermochte. Mit einem Wort, er war ein Mann, der

einem unbewachten Mädchenherzen gefährlich werden konnte, und daß Herr Schaum für das seiner Angebetenen Gefahr fürchtete, war ihm um so weniger zu verdenken, als er selbst bisher nur ein stummer Liebhaber gewesen war, der seine Huldigungen auf vielsagende Blicke und nur dem Liebenden verständliche Andeutungen beschränkt hatte. Aber dieser Zustand des Zweifels und der bangen Ungewißheit mußte ein Ende nehmen. Schaum konnte den Gedanken nicht länger ertragen, die still Geliebte den Liebenswürdigkeiten des Fähndrichs schutzlos ausgesetzt zu wissen; es mußte eine Erklärung herbeigeführt werden, sei es, auf welche Weise es nur wolle. Hatte ihn auch das Glück mit seinen Gaben nicht freigebig überschüttet, so war er doch als angesessener Bürger, der sein bescheidenes Brod hatte, eine annehmlichere Partie als der Fähndrich, der nichts besaß, als sein hübsches Gesicht, seinen Degen und die Aussicht, in der nächsten Schlacht todtgeschossen zu werden. Er beschloß daher, bei dem Bürgermeister geradezu anzuklopfen, ihn auf die Gefahr, die sein Töchterchen lief, aufmerksam zu machen und ihm seine soliden Absichten zu gestehen. Aber er verschob die Ausführung dieses Entschlusses von Tag zu Tage. Schon mehr als einmal hatte er seinen Sonntagsrock angezogen, um den verhängnißvollen Gang zu thun, und immer hatt' er ihn wieder abgelegt, weil ihn eine unbegreifliche Blödigkeit überfiel, sobald er den Weg nach dem wohlbekannten Hause antreten wollte. Doch mußte das Wagniß endlich unternommen werden!

Herr Schaum nahm all seinen Muth zusammen, kleidete sich auf's Sorgfältigste an und ging, ehe die alte Zaghaftigkeit wieder über ihn kam. Auf dem Wege nach dem Hause des Bürgermeisters fiel es ihm indessen ein, daß es doch gut sein würde, wenn er zuvor noch eine Herzstärkung zu sich nähme. Im Schlundhaus gab es ein vortreffliches Bier; im Vorbeigehen ein Glas konnte seinem Vorhaben nur förderlich sein. Aus dem einen Glase wurden aber zwei und drei, und Herr Schaum gerieth dadurch in eine Stimmung, in der er sich Mann genug fühlte, es mit der ganzen Welt aufzunehmen. Diese Stimmung durfte nicht unbenutzt vorüber gehen. Er brach rasch auf und eilte nach dem Hause des Bürgermeisters. — Schon vor der Thür hörte er die Stimme des gestrengen Herrn, und zwar in einer Weise, die ihm fast den mühsam gewonnenen Muth wieder raubte. Aber sein besserer Genius siegte; er klopfte an, und als Herrn Keßler's Stimme ein starkes „Herein!" rief, war es zu spät, die Flucht zu ergreifen, so sehr ihn seine Beine auch dazu verlockten. Er trat ein, und der Empfang konnte nicht besser sein. — „Er kommt wie

gerufen!" sagte der Bürgermeister. „Ich hab' die Nacht kein Auge zuthun können vor dem verwünschten Zahn! Nur gleich mit dem Geißfuß heraus und tüchtig angepackt, daß er mir die Krone nicht abbricht!"

„In zwei Minuten bin ich wieder da, Herr Bürgermeister!" antwortete Schaum und eilte davon. Nach kurzer Zeit erschien er wieder, seine Instrumente in der Tasche. Der Bürgermeister war allein. Wasser zum Mundausspülen hatte Philippinchen besorgt, sich dann aber vor der bevorstehenden Operation aus dem Staube gemacht. — „Wenn's nun gefällig ist, Herr Bürgermeister!" — Herr Keßler setzte sich. „Das sag' ich Ihm aber, wenn Er mir den Zahn abbricht" — „Fürchte Er nichts, Herr Bürgermeister!" beruhigte Schaum. „Ich werde meine ganze Kunst aufbieten." — Als der Gestrenge nun den Mund öffnete und der Barbier seine zwei Zahnreihen besichtigte, um den Schuldigen zu entdecken, da überstrahlte ihn einer jener lichten Gedanken, wie sie ihm in entscheidenden Momenten stets zu kommen pflegten. Vom Schmerz gepeinigt, Befreiung davon durch die kunstgeübte Hand Schaum's sehnsüchtig erwartend, war der Bürgermeister diesem menschlich näher gerückt als sonst. Wie, wenn Schaum diesen Augenblick zu einem Sturm auf das Herz des Gestrengen benutzte? Aber mit der Thür ins Haus fallen konnte er doch auch nicht; es mußte ein kleiner Umweg gemacht werden. Schaum beschäftigte sich mit der Untersuchung des kranken Zahnes länger als wohl nöthig gewesen wäre. „Ist noch keine Aussicht, daß wir unsere Gäste verlieren?" fragte er dabei. Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. „Es ist himmelschreiend!" fuhr Schaum fort. „Sie haben doch nun gar nichts mehr zu suchen. Des Kaisers Wille ist geschehen; Frau von Gleichen ist ausgeliefert —" — „Wir machen's nicht anders," war die verdrießliche Antwort. — „Ich will gar nicht reden von der Last, die die Stadt mit den fremden Truppen hat," redete Jener weiter; „aber die Gefahr, in welche die Moralität kommt, ist die Hauptsache. Die Väter, die erwachsene Töchter haben, können gar nicht genug auf der Hut sein!" — „Er hat ja keine!" versetzte der Bürgermeister trocken. — „Aber ich sehe Manches, was mir um meiner Mitbürger willen leid thut! Versetz' er sich selber einmal in die Lage; wenn, ich setze nur den Fall, Jungfer Philippine in die Verstrickungen fiele, die —" — „Kümmere Er sich nicht um ungelegte Eier!" rief der Bürgermeister unwirsch. „Mach Er lieber, daß Er fertig wird!" — „Es wird bald geschehen sein, Herr Bürgermeister! Ich weiß, was ich weiß! Jeder Vater thut in solchen Zeitläuften wohl, *seine Tochter* an einen soliden Mann zu bringen, um aller möglichen Ge-

fahr vorzubeugen. Der Teufel nimmt oft eine gleißende Geſtalt an, um Jugend und Unerfahrenheit zu berücken. Fähndrich Wedler zum Beiſpiel—“ — „Was will er damit ſagen?“ fuhr der Bürgermeiſter auf. — „Durchaus nichts Ehrenrühriges!“ verſetzte Schaum und brachte ſein Inſtrument in den Mund ſeines Patienten. „Nur ruhig, Herr Bürgermeiſter! Ich habe den Burſchen und er ſoll mir gewiß nicht davon laufen. Aber ich ſtehe für nichts, wenn er nicht die Gewogenheit hat, mäuschenſtill zu halten. Was ich vorhin ſagen wollte! Ich habe ſchon längſt etwas auf dem Herzen, das mich drückt und das herunter muß, es mag gehen wie's will. Er kennt mich als anſtändigen Mann. Ich hab' keine Reichthümer, aber mein gutes Auskommen, mit dem ich eine Frau ernähren kann; ich bin kein Jüngling zwar, aber in meinen beſten Jahren, geſetzten Weſens, kein Säufer, kein Spieler. Eine Frau fährt nicht ſchlecht mit mir! Noch ein klein wenig Geduld, Herr Bürgermeiſter, ich bin gleich zu Ende. Herr Bürgermeiſter, ich liebe Ihre Tochter Philippine und halte hiermit geziemend um ihre Hand an. So, nun iſt's heraus, und der Zahn iſt auch heraus! Drei Wurzeln!“

Unter ſeltſameren Umſtänden iſt wohl nie ein Heirathsantrag gemacht, mit größerem Erſtaunen wohl auch nie einer aufgenommen worden. Der Schmerz, den Schaum's Eiſen in des Bürgermeiſters Munde verurſachte, hatte anfangs jedes andere Gefühl übertäubt; nun aber, als die Wunde nur noch nachblutete, ſah er den Barbier erſt mit großen Augen an und rieb ſich dann die Stirne, als habe er geträumt und bemühe ſich, den Traum in ſein Gedächtniß zurückzurufen. „Hab' ich denn recht gehört?“ ſprach er. „Ich meine, was er da von meiner Philippine —“

„Gewiß, Herr Bürgermeiſter,“ verſetzte Schaum. „Ich hab's lang mit mir herum getragen und hab' nicht gewagt, mein Wort anzubringen. Aber heut' hatt' ich mir ein Herz gefaßt, und ſo hoff' ich, daß mein gutes Wort eine gute Statt gefunden hat.“ — „Alſo wirklich und wahrhaftig!“ rief Herr Matthäus Keßler. „Er hat wirklich die Unverſch— ich wollte

sagen —" Hier unterbrach sich der Gestrenge selbst mit einem lauten Lachen, von dem sich schwer sagen ließ, ob es mehr ein Ausfluß des Zorns, oder der Heiterkeit war, das aber den armen Schaum so verblüfft machte, daß er dastand wie Einer, dem, nach dem Volksausdruck, die Hunde die Butter vom Brod gefressen. — „Ich will nicht hoffen, Herr Bürgermeister," sagte er, „daß mein Antrag —"

„Also Er will wirklich meine Philippine heirathen?" sagte der Bürgermeister, endlich zu sich kommend. — „So bin ich gesonnen, vorausgesetzt, daß der Herr Bürgermeister sein Jawort gibt —" — „Und Philippine?" fragte Jener weiter. „Ist die Dirne toll genug — das heißt, weiß Philippine um den Handel, steckt sie mit Ihm unter Einer Decke?" — „Noch hab' ich nicht gewagt, der Jungfer Keßlerin die Gefühle meines Herzens anders zu erkennen zu geben, als durch die Sprache der Augen, weil ich zuvor der Zustimmung des verehrten Vaters gewiß sein wollte." — „Daran hat Er wohl gethan!" nickte der Bürgermeister. „Also die Liebschaft existirt nur in Seinem Kopfe! Dacht' ich's doch, daß Philippine — — Weiß Er was? ich sag' Ihm jetzt weder Ja noch Nein! Ich zwinge meine Tochter zu nichts, denn ich will ihrem zeitlichen Wohl in keiner Art hinderlich sein. Versuch' Er sein Glück! Seh' Er, wie weit Er's bei Philippine bringt! Will sie Ihn, so reden wir dann weiter darüber, will sie Ihn nicht, so bleibt's beim Alten! Ist's Ihm recht so!" — „Es muß mir recht sein, obwohl — wenn auch —" versetzte Schaum mit einem Seufzer, da ihm viel lieber gewesen wäre, der Vater hätte das Amt des Freiwerbers bei seiner Tochter übernommen. Indeß war doch schon Einiges gewonnen, und sein gutes Glück, so hoffte er, werde ihm auch ferner beistehen. Für heute fühlte er sich freilich außer Stande, sein Wort bei Philippine vorzubringen; dazu gehörte Ueberlegung und vor Allem ein ungestörtes Alleinsein mit ihr.

„Der Kerl ist rein des Teufels!" rief Herr Matthäus Keßler, als Schaum das Haus verlassen. „Sein Handwerk versteht er, das ist wahr! Aber es wäre doch gar zu lächerlich! Philippine!" — Das Mädchen kam. „Ist's vorbei?" fragte sie. — „Schaum hat seine Sache gut gemacht. Und du Närrchen läufst hinaus!" — „Ich kann so etwas nicht sehen!" — „Hahaha! Kannst's nicht sehen! Das paßt freilich nicht in den Kram. Eine Badersfrau muß das Alles sehen können!" — „Was soll das heißen?" fragte das Mädchen verwundert. — Rath' mal, was der Schaum in seinem Bratenrock eigentlich gewollt hat!" — „Er wird doch nicht —" *rief Philippine erschrocken.* — „Dich hat er gewollt, um deine Hand hat

er angehalten —" — „Lieber sterben!" — „Das hab' ich mir gedacht, mein Mäuschen!" schmunzelte der Bürgermeister, seinem erglühenden Kinde die Backen streichelnd. „Sag' ihm nur selbst, wie dir's um's Herz ist. Deine Antwort ist auch meine Antwort!"

Herr Schaum fand die Ausführung seines Vorhabens doch noch schwieriger, als er gedacht. Er hatte sich die schönste, schwungvollste Anrede einstudirt; aber wenn es ihm auch an Vorwänden nicht fehlte, in Philippinens Nähe zu kommen, so war sie doch entweder nicht allein, oder wußte so geschickt alle seine diplomatischen Angriffe abzuschlagen, daß er nie über die Einleitung hinauskam. Am widerwärtigsten war es, wenn er den Fähndrich Wedler in ihrer Gesellschaft traf, was leider gar nicht selten der Fall war. Der junge Offizier behandelte ihn mit einer Art Kordialität und erlaubte sich so anzügliche Witzeleien gegen ihn, ja sogar in Bezug auf seine Lieutenantswürde, daß er sich gewaltsam bezwingen mußte, um nicht eine blutige Katastrophe herbeizuführen. Je standhafter Schaum aber seinen gerechten Groll niederkämpfte, um so größer ward derselbe, und der arme Dulder begann Tag und Nacht auf eine recht empfindliche Rache zu sinnen. — Das Geschick war ihm günstig.

Herr Schaum hatte vermöge seines Geschäftes viel Verkehr mit den benachbarten Ortschaften und in Folge dessen auch eine ausgebreitete Bekanntschaft. So erfuhr er denn, daß im Amte Sand ganz in der Stille Truppenzusammenziehungen vorgenommen wurden und daß ein Hauptschlag gegen die Gothaner vorbereitet werde. Er kam sogar mit dem Kommandanten jener Landestruppen in Berührung und offenbarte dabei eine so entschieden vaterländische Gesinnung, daß man auf den Gedanken kam, sich der Dienste des gewandten Mannes zu bedienen. Schaum ging mit Freuden auf die Rolle ein, die man ihm zugedacht. Er sollte nämlich über die verschiedenen Postenstellungen der feindlichen Besatzung und über deren militärische Anordnungen überhaupt, so weit sie ihm bekannt wurden, berichten, zu welchem Zweck ein Zwischenträger an ihn gewiesen wurde. Der letztere, ein Handelsjude aus Walldorf, Levi Schmul, in Wasungen wohl bekannt, war ein verschmitzter Geselle, der sich äußerlich den Schein der Bornirtheit zu geben wußte, um unter diesem Deckmantel Jedermänniglich zu überlisten.

Die beiden Ehrenmänner hatten bereits verschiedene Zusammenkünfte mit einander gehabt; aber immer schien dem beabsichtigten Handstreiche ein Hinderniß entgegenzustehen. So war Pfingsten gekommen, das Lieb-

[illegible] das Fest der verjüngten Erde. Grüne [illegible] Feste die Kirchen und Brunnen, die [illegible] Huldigung der jungen Bursche gegen [illegible] den letzteren eine Maie vor die Thür [illegible] Bewohnerin gar stolz ist. Am [illegible] Nachmittagsgottesdienst erschallt dann [illegible] und Jung und Alt strömt herzu, um [illegible] Freude. Auf diesen Umstand schien [illegible] haben. Herrn Schaum wurden [illegible] Pfingstfeiertage Tanzmusik gehalten [illegible] Militär vorzugsweise besucht [illegible] sorgfältig eingezogenen Erkundi-[illegible]

[illegible] in hergebrachter feiertäglicher [illegible] gaben ihren Beitrag durch eine [illegible] Glanz entwickelten. Der zweite [illegible] an, wie es sich eigentlich für die [illegible] und mochten die guten Wasunger noch [illegible] aufsehen, er wollte sich heute nicht in [illegible], sondern blieb in sein graues Trauer-[illegible] das unfreundliche Wetter nahm gar [illegible] Aufmerksamkeit der Bürger in Anspruch. [illegible] gewöhnlich lebhafte Kommunikation zwi-[illegible] Rath Flörcke residirte, und dem „Hir-[illegible] Schütz, wohnte, die auf irgend ein [illegible] schien. Unter den Truppen selbst [illegible] Es liefen dunkle Gerüchte um, [illegible] Abmarsch, bald von einem beabsichtigten [illegible] der Gothaner auf die Meininger, oder [illegible] Lieutenant Rauch, der die Wachen inspi-[illegible] und traf so energische und umfassende [illegible] Letztere zu schließen wohl berechtigt war. [illegible] und gegen Abend sah man ihn [illegible] verschlossenen Wagen, in dem man den ge-[illegible] sehen, durch das untere Thor nach [illegible] Zu derselben Zeit waren die Truppen auf den [illegible] worden, wo sie erwartungsvoll der kommenden [illegible] ein feiner Sprühregen ihre Lage nicht zu der be-

neidenswertheſten machte. Endlich lief die überraſchende Ordre durch die Reihen, die Gewehre anzuſetzen und aus den Quartieren die Bagage zu holen, während zugleich Befehle an die verſchiedenen Wachen gingen, alles Kriegsgeräthe einzupacken und ſich auf dem Sammelplatze einzufinden.

Die Nachricht: die Gothaner ziehen ab! verbreitete ſich wie ein Laufeuer durch die Stadt, und trotz des immer ſtärker werdenden Regens verſammelte ſich eine Menge neugierigen Volkes, um den Gäſten das Geleite zu geben. Das Schauſpiel, das ſich aber jetzt entfaltete, war ein ſo klägliches, wie es die ehrlichen Waſunger nie geträumt. Während die Soldaten mit ihrem Gepäck ſchon wieder nach dem Sammelplatz eilten, kamen andere erſt von den Wachen und rannten nun ihrerſeits, ihre Habſeligkeiten zu holen. Die Vorpoſten aber hatte man ganz und gar einzuziehen vergeſſen, und Niemand dachte an ſie, bis ſie, durch das Lärmen und Schreien in der Stadt ſtutzig gemacht, nun ebenfalls nach ihren Quartieren liefen. Aber ehe noch Alles auf dem Sammelplatz ſich eingefunden, war der Befehl zum Abmarſch ſchon ertheilt, hatte die Kommandantſchaft die Stadt ſchon verlaſſen. Von einer Aufſtellung der Truppen war nicht die Rede, im wirren Durcheinander wälzte ſich der Strom dem untern Thore zu, wie unſer Gewährsmann, der ehrliche Lieutenant Rauch in ſeiner derben Weiſe erzählt: „ſo wie der Hirte das Vieh zum Thore hinaus treibt, und iſt ſolches ein ſo ſchändlicher Anblick geweſen, daß es nicht genugſam zu beſchreiben.“

An empfindlichen Spottreden von Seiten der zuſchauenden Menge fehlte es nicht. „Da laufen ſie wie die Spitzbuben! Am Tage ſind ſie hereinmarſchirt, und des Nachts laufen ſie wieder fort, wie die Schelme und Diebe!“ Das waren noch die glimpflichſten Abſchiedsgrüße, die den Flüchtlingen nachgeſendet wurden. Herr Schaum zumal war voll Jubel und Seligkeit. Mit einer unbeſchreiblichen Genugthuung ließ er, des ſtrömenden Regens nicht achtend, die ordnungsloſe Maſſe vor ſich vorbei ſtrömen, und als der Fähnrich Wedler in ſeine Nähe kam, konnte er ſich's nicht verſagen, ihn mit den höhniſchen Worten anzureden: „Er hat's ja gar preſſirt, Herr Fähndrich! Wohin ſo über Hals und Kopf? Hat doch nichts vergeſſen?“ „Geh' Er zum Teufel!“ antwortete der Fähndrich knirſchend; Schaum aber rief ihm nach: „Will mir Zeit dazu nehmen, hab's nicht ſo eilig, als der Herr Fähndrich!“ — Vergeblich ſuchten vor der Stadt einige Hauptleute Ordnung in den verwirrten Knäuel zu bringen. Alles fluchte und ſchimpfte, Niemand gehorchte, und als aus den Gebüſchen mehrere Schüſſe fielen, war an ein Verweilen vollends nicht mehr zu

denken, bis man aus dem Bereiche des feindlichen Feuers zu sein glaubte, wo dann die Mannschaften truppweise Schutz vor dem Regen unter den Bäumen suchten. Noch schlimmer erging es der Artillerie. In der Hast hatte man sich damit begnügt, die Kanonen mit Lunten an die Pulverwägen zu binden. Weil aber die dünnen Stricke jeden Augenblick rissen, kam man nur äußerst langsam vorwärts, und endlich blieben die Geschütze gar in einem Hohlwege stecken, wo sie ein Hauptmann, der die verspäteten Mannschaften gesammelt, ohne alle Bedeckung, im elendesten Zustande, „bald die Räder, bald die Laffeten oben" fand.

Während die Häupter der flüchtigen Reichstruppen sich allmälig in Schwallungen sammelten und der Lieutenant Rauch, in seinem Eifer alle Rücksichten der Subordination vergessend, fluchte und wetterte, daß man ihn auf so arglistige Weise aus der Stadt, wo er Weib und Kind zurückgelassen, gebracht, stürmte unter hellem Kriegsgeschrei vom Schloßberge herab ein starkes Corps meininger Milizen und setzte sich in Besitz der kaum vom Feinde geräumten Posten, wobei ihm eine vergessene gothaische Schildwache in die Hände fiel. Die ganze Stadt war nun wieder voll Bewegung, denn die Milizen drangen nun wieder in die Häuser, um versteckte Gothaer zu suchen und die im Stiche gelassenen Kranken kriegsgefangen zu erklären, und machten um so mehr kriegerischen Lärm, je leichter ihnen die Eroberung geworden war. — Der glückliche Barbier hatte sich rasch in seine Lieutenantsuniform geworfen und sich unter die Ankömmlinge gemischt, unter denen er so manchen guten Bekannten fand. Daß er in der Freude seines Herzens seine gewöhnliche Bescheidenheit vergaß und nicht undeutlich zu verstehen gab, daß man ihm einen guten Theil des Erfolges dieses Tages zu verdanken habe, wird ihm der günstige Leser gern nachsehen. Uebrigens bedauerte er, daß man, wie er sich ausdrückte, die Vögel nicht mehr im Neste erwischt. Er habe sie natürlich ziehen lassen müssen, da er keine Ordre gehabt; wäre es aber zum Betteltanz gekommen, so würd' er auch ohne Ordre dabei gewesen sein. Das verstehe sich von selbst! denn das Herz hab' ihm schon lang' geblutet, daß er die gothaische Wirthschaft mit habe ansehen müssen. Es sei aber nun an der Zeit, daß die Stadt auch etwas thue gegen etwaige Wiedereroberungsgelüste, und er wolle den Bürgermeister darauf aufmerksam machen. Letzteren Entschluß eilte er sogleich auszuführen, zugleich von der Neugierde getrieben, welchen Eindruck wohl der übereilte Abschied des Fähndrichs zurückgelassen haben möge.

Im Hause des Bürgermeisters war allerdings eine bedenkliche Krisis eingetreten. Wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel hatte das Wort des Fähndrichs: Wir müssen fort! das Herz Philippinens getroffen, und sie hatte kaum so viel Fassung behalten, dem Scheidenden die zitternde Hand zum Abschied zu reichen, wobei ein Blick der beiden jungen Leute Alles aussprechen mußte, was ihre Seele bewegte; denn in Gegenwart des Vaters war eine vertrauliche Zwiesprache nicht mehr zu gewinnen. Als aber nun der Fähndrich das Haus verlassen hatte, da brachen aus Philippinens Augen die Thränen unaufhaltsam hervor, und als Herr Keßler erstaund ausrief: „Aber was ist dir denn, Pinchen?“ stürzte sie an seine Brust und weinte so heftig, daß dem zärtlichen Vater angst und bange ward. — „Aber um Gottes Willen, Pinchen, ich will doch nicht hoffen“ — „Ich hab's Ihm schon lange gestehen wollen, Vater,“ schluchzte Philippine, „aber ich hab's nicht gekonnt, weil ich mich fürchtete. Aber Er muß es ja doch wissen, daß wir uns lieb haben, daß wir uns das Wort gegeben haben, nimmer mehr von einander zu lassen. Ich weiß gar nicht mehr, wie's gekommen ist. Aber ich kann nichts dafür!“ — Der Bürgermeister war leichenblaß geworden. Er machte sich aus den Armen der Tochter los und fragte in halb schmerzlichem halb drohendem Tone: „Philippine, wie weit ist's mit Euch gekommen?“ — Philippine ahnte die Bedeutung dieser Frage und eine helle Röthe flammte über ihre Wangen. „Nichts, was der Ehre zuwider wäre!“ antwortete sie. „Wir haben uns gesagt, daß wir uns lieben und daß wir einander angehören wollen.“ — „Gott sei Dank!“ seufzte der Bürgermeister, nun wenigstens von der bangsten Sorge befreit. „Gott sei Dank, daß das Unglück nicht größer ist! Das Andere wird sich wohl geben. Denn Du bist vernünftig genug, einzusehen, daß Ihr Euch beide nichts helfen könnt. Fähndrich Wedler ist nichts als Soldat, kann keine Frau brauchen, wenigstens bist Du zu gut zur Soldatenfrau!“ — „O was das betrifft, Vater,“ fiel Philippine eifrig ein, „so hängt's nur von Wedler ab, ob er Soldat bleiben will! Er ist guter Leute Kind, hat die Kaufmannschaft erlernt und ist Soldat geworden, weil ihn der bunte Rock angelockt hat. Aber er hat das Soldatenleben herzlich satt, wie er mir gesagt hat, und wenn ich wolle, oder vielmehr, wenn Er wolle, Vater, so zieh' er lieber heut als morgen die Montur ab.“ — „Also das Alles habt ihr schon überlegt, so hinter meinem Rücken!“ brummte Herr Keßler. „Die ganze Geschichte ist mir sehr fatal, und ich danke meinem Schöpfer, daß sie aus ist! In den nächsten vierzehn Tagen hat er dich vergessen, das ist gewiß! Ein ander Städtchen ein ander Mädchen! heißt's

bei diesen Windbeuteln!" — „Er ist nicht wie die Andern!" — „Wird sich ausweisen! Daß er mir im bunten Kittel nicht kommen darf und um mein Pinchen freien, versteht sich von selbst; wenn er aber als reputirlicher Kaufmann anklopft, so wollen wir sehen, was zu machen ist. Das kannst Du ihm schreiben, wenn Du willst; dann aber hört alle Korrespondenz auf, und wenn ich den geringsten Unrath merke, so bin ich kapabel und geb' dem Schaum mein Jawort!" Das Gespräch ward durch den hastig eintretenden Rathsdiener unterbrochen, der den Einmarsch der meininger Milizen meldete. — „Nun geht der Teufel von Neuem los!" brummte der geplagte Bürgermeister. „Geh' er zum Rathsmeister und zum Stadtschreiber; ich lasse sie bitten, sich auf dem Rathhaus einzufinden. Ich selbst würd' im Augenblick kommen." — Bald darauf sah sich Philippine allein. Sie hatte bereits die Lampe angezündet und setzte sich in den Sorgenstuhl des Vaters, ihren Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen nachhängend. Da klopfte es zögernd an die Thür, und als sie es überhörte, oder Herein! zu rufen vergaß, öffnete sich dieselbe leise und herein trat Herr Schaum, suchend sich umsehend, bis er Philippine erblickte. — „Ist der Herr Bürgermeister nicht zu Hause?" fragte er. — „Er ist auf dem Rathhause," antwortete das Mädchen aufstehend. „Wenn Er was anzubringen hat, so findet Er ihn dort." „O das hat durchaus keine Eile!" fuhr Schaum freundlich fort. „Ich muß vielmehr dem Zufall dankbar sein, daß er's so gefügt hat, daß ich Sie allein finde, Jungfer Philippine." — „Jungfer Keßlerin, wenn's Ihm gefällig ist!" — „Jungfer Keßlerin!" sprach der Barbier, durch die ernste Zurechtweisung etwas verblüfft. „Unter Freunden nimmt man das nicht so genau, und ich habe ja die Ehre, ein alter Freund, will sagen, seit langer Zeit ein Freund dieses Hauses zu sein. Was sagt Sie denn zu den Neuigkeiten, Jungfer Keßlerin! Das war ein Ausreißen! Fähndrich Wedler lief, als wenn's hinter ihm brenne!" — „Das ist nicht wahr!" rief Philippine eifrig. — „Wie ich Ihr sage, Jungfer Keßlerin! Wie ein Schneider lief er! Nahm sich kaum Zeit, zu antworten, als ich ihn fragte, ob er etwas zu bestellen hätte." — „Daran that er Recht!" — „Freilich war's die höchste Zeit! Die Meininger saßen ihnen schon hart genug auf dem Pelz!" — „Aber was geht mich das alles an?" fragte das Mädchen ungeduldig. „Der Vater ist auf dem Rathhaus; geh' Er dahin, wenn Er ihn zu sprechen hat. Mich aber laß' Er in Ruhe!" — „Selbst im Zorn ist Sie schön, Jungfer Keßlerin!" rief der Barbier begeistert. „Und wenn's das Leben kostete, so muß ich Ihr sagen, daß ich — daß *mein Herz* — daß ich diesen Augenblick nicht um ein Königreich verkaufen

würde, um Ihr zu sagen, daß ich Sie anbete, daß ich —" „Herr Schaum, wenn Er zu viel getrunken hat, so geh' Er nach Hause und schlaf' Er seinen Rausch aus!" versetzte Philippine, in ihrer heutigen Stimmung über die Liebeserklärung erzürnt, die sie sonst wohl nur komisch gefunden haben würde. „Ist's aber ernst gemeint, was Er faselt, so sag' ich Ihm einmal für tausendmal: wenn ich in die Versuchung käme, Ihn zu heirathen, oder in's Wasser zu springen, so würd' ich" — „Nun, Jungfer Keßlerin, Sie würde?" — „In's Wasser würd' ich springen, wenn Er's denn wissen will!" „Gut denn! Kommt Zeit, kommt Rath!" versetzte Schaum gekränkt. „Ich wünsch' Ihr nichts Böses, dafür bewahre mich der Himmel! Aber merke Sie sich doch das Sprüchlein: Hochmuth kommt vor dem Fall! Gute Nacht, Jungfer Keßlerin!"

Tiefgekränkt ging Schaum nicht zum Bürgermeister auf's Rathhaus, sondern in den „Hirsch," um seine Grillen zu vertreiben. Die Gaststube war gedrängt voll Milizen und auf dem Tanzboden spielte die Musik auf, um die fast verlorene Festfreude einzubringen. Der Regen hatte längst aufgehört und die Sterne schimmerten am dunklen Nachthimmel. Schaum saß lange in sich gekehrt hinter seinem Glase, das er häufiger, als sonst geschah, füllen ließ. Allmälig aber verwandelte sich sein Herzeleid in eine fast überlaute Lustigkeit, die einen Kreis der flottesten Zechbrüder um ihn gesellte. Schon war Mitternacht vorbei und noch wollte der Lärm kein Ende finden, obwohl die Zungengeläufigkeit des Barbiers immer mehr schwand und hier und dort schon einer und der andere der Zecher in den Schlaf des Gerechten gesunken war.

Indessen zog sich ein neues Ungewitter über der guten Stadt zusammen. Die Lichter in den Schenken waren nach und nach erloschen, und nur auf den Tanzböden war noch reges Leben. Aber auch hier schwiegen die Geigen und Pfeifen plötzlich, denn von der Straße herauf hallte Trommelschlag, und der Schreckensruf: die Gothaner sind wieder da! ging von Mund zu Munde. Im Nu war nun Alles zerstoben. Die halbtrunkenen Milizen stürzten, schnell ernüchtert, davon, um das Schicksal der Ihrigen zu theilen. — Lieutenannt Rauch war es nach vieler Mühe gelungen, die zersprengten Häuflein der Executionsarmee vor dem Dorfe Schwallungen zu sammeln und in Schlachtordnung aufzustellen, und eben war er damit zu Stande gekommen, als der Major von Benkendorf von Gotha kam, mit dem gemessenen Befehl des Herzogs Friedrich, Wasungen bis auf den letzten Mann zu halten. Der Major, nicht wenig von dem Geschehenen betroffen, war sogleich nach dem Gasthofe geeilt, wo der geheime

Rath Flörcke und die Kommandirenden noch beisammen waren, und das Resultat der Besprechung war die Ordre gewesen: Zurück nach Wasungen! Im Schutze der Nacht und durch die Sorglosigkeit der nichts Arges ahnenden Meininger begünstigt, waren die Truppen unbemerkt bis vor das Unterthor der Stadt gekommen, wo die überraschte Schildwache leicht überwältigt, die kleine Pforte aufgebrochen und die Thore dann von innen gesprengt wurden. Eine Kompagnie Milizen, welche die Straße besetzt hatte, warf die Gewehre weg und lief davon, als Rauch, der die Gothaer führte, mit einem kühnen Griff ihren Offizier gefangen genommen hatte. Während die so unsanft aus ihrer Ruhe aufgeschreckten Vaterlandsvertheidiger nach dem oberen Thore stürzten, um den Weg nach Meiningen zu gewinnen, entspann sich am Mittelthore, an der Werrabrücke ein kurzes Gefecht zwischen den meiningischen Jägern und gothaischen Grenadieren, welches mit dem Rückzuge der erstern endete. Zu einem ernsten Zusammenstoße schien es am Oberthore kommen zu wollen. Rauch hatte bereits daselbst Posto gefaßt, als eine Schwadron Küraſſiere, die Vorhut der von Meiningen heranrückenden Hauptkolonne, mit blanker Waffe angesprengt kam. Rauch sandte den Reitern aber aus einem Geschwindstück einen so scharfen Gruß entgegen, daß die Reiter kehrt machten und auch die Haupttruppe nebst den sie begleitenden meiningischen Räthen sich zu schleunigem Rückzug wendete. Ein von einer Abtheilung Milizen, die in dem jenseits der Werra liegenden „Kloster“ übernachtet hatte, unternommener Angriff auf die Werrabrücke wurde ebenfalls abgeschlagen, so daß sich die Gothaer mit anbrechendem Morgen wieder im unbestrittenen Besitz der Stadt befanden.

Auch auf Herrn Schaum hatten die Ereignisse der Nacht wunderbar ernüchternd gewirkt. Vorsichtig um nicht einer feindlichen Patrouille in die Hände zu fallen, hatte er sich an den Häusern fortgeschlichen und glücklich seine Wohnung erreicht, wo er sich erschöpft auf sein Lager warf. Bald kam ein wohlthätiger Schlaf über ihn, und als er erwachte, schien ihm die Sonne gar freundlich in's Gesicht. Es war ihm, als sei alles Vergangene nur ein wüster Traum; aber der dumpfe Druck, der auf seiner Stirne lastete, erinnerte ihn empfindlich daran, wie sehr er von seiner gewöhnlichen Lebensweise abgewichen, und ein Blick aus dem Fenster überzeugte ihn, daß auch der übrige Theil seines Traumes Wahrheit sei. Er hatte jedoch nicht lange Zeit, sich in Betrachtungen über den Wandel alles Irdischen zu verlieren; denn kaum hatte er sich völlig angekleidet und die Spuren der Uebernächtigkeit aus seinem Gesichte zu verwischen gesucht, als

der Rathsdiener bei ihm eintrat und einen Empfehl von der Jungfer Keßlerin ausrichtete, und wenn der Herr Lieutenant gewisser Verhandlungen mit dem Juden Schmul sich erinnere, so möge er sich bei Zeiten salviren, sintemal jene Verhandlungen ruchbar geworden seien. — Wie vom Blitz getroffen starrte Schaum sprachlos vor sich hin, und erst nach langer Zeit vermochte er mit unsicherer Stimme zu antworten, er lasse der Jungfer Keßlerin seinen Empfehl und seinen schönsten Dank sagen, und er wolle sich die Warnung zu Herzen nehmen, obwohl er sich keines Unrechts bewußt sei. Seine Kunden ergingen sich vergeblich in allerlei Muthmaßungen, was den sonst so pflichteifrigen Barbier heute abhalten möge, sie zu bedienen. Mehre schickten nach ihm, aber der Gesuchte war nirgends zu finden, und auch der folgende Tag verging, ohne daß eine Spur von ihm zu entdecken war, so daß man, zumal seine Nachtschwärmerei im „Hirsch" bekannt wurde, auf den Gedanken kam, er möge in seinem trunkenen Zustande nach dem „Kloster" gegangen und in der Werra verunglückt sein. Erst nach mehren Tagen brachte ein Bürger aus Meiningen die Nachricht mit, er habe Schaum dort gesprochen; derselbe lasse all seine lieben Freunde und Mitbürger grüßen und ihnen vermelden, daß er sein Patent als Feldscheer bei der Grenadierkompagnie erwarte. Sobald seine liebe Vaterstadt von den Feinden gesäubert sei, was, so Gott wolle, des Nächsten geschehen werde, gedenke er in Wasungen einen fröhlichen Tag des Wiedersehens zu feiern.

Dieser Tag des Wiedersehens sollte jedoch so bald nicht kommen, als Herr Christlieb Schaum wünschte und erwartete. Die gothaischen Truppen machten sich's nun erst recht bequem in der wiedergewonnenen Stadt, die von Seite des Herzogs von Gotha nun als Pfand für die aufgewendeten Kriegskosten betrachtet werde, deren Ersatz er von Meiningen forderte und die ein Mandat des Reichskammergerichts anerkannt hatte. Herzog Anton Ulrich aber erklärte das ganze Verfahren des Reichskammergerichts für eine sträfliche Nichtachtung fürstlicher Hoheit und als eine Verletzung der Reichsgesetze, da, wenn überhaupt eine Exekution hätte verhängt werden sollen, damit ein Stamm des fränkischen Kreises, zu welchem Meiningen gehörte, hätte beauftragt werden müssen. Den Herzog von Gotha beschuldigte er der Ländergier, der Rachsucht und feindseliger Gesinnung wegen früherer und noch schwebender Prozesse. Während er nun beim Reichstag zu Regensburg seine Klage führte und hierzu durch Briefe und Gesandtschaften die Stimmen der deutschen Reichsstände zu gewinnen suchte, mußte

die heimgesuchte Stadt Wasungen in Geduld verharren und sich mit dem Gedanken trösten, daß die Völker ja nur dazu da seien, sich einander die Köpfe blutig zu schlagen, wenn einer der hohen Potentaten dem Nachbar den Krieg erklärte, weil jener genieſt und dieser „zur Gesundheit" zu sagen vergessen hatte. Es war eben die gute alte Zeit, die so manches aufzuweisen hatte, an das wir in unserm aufgeklärten, nüchternen Jahrhundert kaum zu glauben vermögen, weshalb wir auch nur verwundert die Köpfe schütteln, wenn ein Anklang aus jener guten alten Zeit in unsrer Gegenwart auftaucht.

Von Seite Meiningens wurde kein Versuch mehr gemacht, sich mit Gewalt in Besitz der verlorenen Stadt zu setzen, obgleich noch dann und wann die Wasunger Besatzung durch Gerüchte allarmirt wurde, welche einen neuen Ueberfall als nahe bevorstehend ankündigten. Unter diesen Umständen trat auch die beabsichtigte Verstärkung derselben nicht in vollem Umfange ein, und nur zwanzig berittene Landesdragoner wurden eingezogen, aber alle zwölf Tage abgelöst, „da sie mit der Länge der Zeit Heimweh bekamen." Auch den Kommandanten scheint ihre Stellung nicht besonders zugesagt zu haben, denn nachdem der Major Schütz nebst den übrigen Offizieren, welche die Flucht aus Wasungen beschlossen, von einem Kriegsgericht verurtheilt worden waren, wechselte der Oberbefehl überaus schnell. Obgleich es an beständigen Reibungen und gegenseitigen Beschwerden zwischen den Besatzungstruppen und den meiningischen Behörden nicht fehlte, indem man die Meininger namentlich beschuldigte, die häufigen Desertionen unter der geworbenen Mannschaft zu begünstigen, herrschte doch im Ganzen ein gemüthlicher Friedenszustand, der so weit ging, daß man, wenn die wasunger Milizen nach Meiningen zu den Waffen gerufen wurden, sie wohlbewaffnet und uniformirt durch Wasungen ziehen und auch wieder einrücken ließ, und dennoch brachte jedes Gerücht, daß meininger Milizen zusammengezogen würden, eine außerordentliche Aufregung hervor.

Schon war seit dem neuen Einzug der Gothaer fast wieder ein Jahr vergangen und noch ließ sich ein Ende des Streites gar nicht absehen, als plötzlich ein Zwischenfall eintrat, welcher der Sache eine andere Wendung gab. Herzog Ernst August von Weimar war im Januar 1748 gestorben, nachdem er kurz vor seinem Ende seinem Oberstallmeister die Verfügung in die Schreibtafel diktirt, daß nach seinem Hintritt Herzog Friedrich von Gotha die Vormundschaft über seinen hinterlassenen Prinzen führen sollte. In Folge dessen hatte sich Herzog Friedrich sofort in den

faktischen Besitz der Vormundschaft gesetzt, wogegen der Herzog Anton Ulrich von Meiningen als Senior des Gesammthauses und Franz Josias von Coburg-Saalfeld als nächster Agnat Ansprüche auf die Vormundschaft erhoben. Beide bestritten die Rechtmäßigkeit der Vormundschaftsergreifung durch Herzog Friedrich, geriethen aber zugleich unter einander in so heftigen Streit, daß Anton Ulrich die Vermittlung Friedrich's des Großen von Preußen annahm, in Folge deren er die Vormundschaft über den minorennen Prinzen von Weimar dem Herzog von Gotha überließ, wogegen dieser die Commissionstruppen aus Wasungen abzuführen und auf die Kriegskosten zu verzichten versprach. Als Recompens für seine guten Dienste hatte sich Friedrich der Große die auserwählte Gardemannschaft von Weimar, zweihundert Mann, ausbedungen, die mit ihm in den siebenjährigen Krieg zog. Mit dieser Verschacherung endete der „wasunger Krieg," der, durch den Rangstreit zweier Frauen veranlaßt, eine Zeitlang das ganze heilige römische Reich in Bewegung gesetzt hatte. Das Gleichensche Ehepaar hatte übrigens Wasungen längst verlassen und war nach Römhild ausgewandert, wo beide kurz nach dem endlichen Austrag des Streites das Zeitliche segneten. — An demselben Tage, an welchem die letzten gothaischen Truppen Wasungen verließen, stolzirte der Kompagniefeldscheer, Herr Christlieb Schaum, in seiner lichtbraunen Grenadieruniform durch die Straßen seiner Vaterstadt, mit Herablassung alle seine alten Bekannten grüßend. Die völlige Abwicklung seiner hiesigen Verhältnisse machten einen Besuch bei dem Bürgermeister nöthig, dessen Schwelle er sonst schwerlich betreten haben würde, denn Philippine hatte er, wie er sich selbst überredete, vergessen, wenn auch das Herz ihn Lügen strafte, das bei der Erinnerung an sie stets in heftigere Wallung gerieth. Und als er nun an die wohlbekannte Thür klopfte, da war es ihm schier, als sei die alte Zeit wiedergekehrt, als wolle die alte Zaghaftigkeit ihn übermannen. Aber der Gedanke an seine Stellung, die Ueberzeugung, daß ihn ja nichts hierher führe, als das Geschäft, richtete seinen Nacken wieder straff. Er trat ein und sah — welche Feder beschreibt sein Erstaunen! — Philippine mit dem verhaßten Fähndrich Wedler Arm in Arm und daneben den Bürgermeister, Herrn Matthäus Keßler, der ihm freundlich die Hand reichte und ihm das junge Paar mit dem Worten vorstellte: „Herr Kaufmann Wedler und meine Tochter empfehlen sich als Verlobte." Erlaubt es Seine Zeit und will Er an dem kleinen Familienfeste Theil nehmen, das wir heute feiern, so ist er von Herzen eingeladen. Bei einem frischen Trunke wollen wir der alten Zeiten gedenken und die neuen leben lassen!"

„Die alten Zeiten sind für mich begraben!“ antwortete Herr Schaum. „Lassen wir die Todten ruhen! Dem verlobten Paare meine submisseste Gratulation! Für Seine freundliche Einladung, Herr Bürgermeister, bin ich obligirt, muß mich aber exkusiren, sintemalen mich die Pflicht nach Meiningen zurückruft, und Er kennt das Sprüchwort: Herrendienst geht vor Gottesdienst! Im Uebrigen befind' ich mich in diesem Herrendienst wohl, da das bischen Talent, das mir Gott verliehen hat, anerkannt wird, und ich kann es einer gewissen Warnung und der göttlichen Fürsehung gar nicht genug danken, die es also gefügt haben. Wir Alle haben unser Schifflein aus diesen schweren Zeitläuften gerettet, und was ein großes Unglück schien, ist uns zum Glück ausgeschlagen! Darum vergess' Er nicht, Herr Bürgermeister, am heutigen Feste dem Andenken des wasunger Kriegs ein volles Glas zu weihen!“

Die Neujahrsnacht.

Von **Johannes Schneyer** in Hildburghausen.

n ihrn Dörfle stenn die Bauern
Un spanne drauf, daß zwölfe schlöt;
So stenn se schä a Stunn un lauern
Uffs neue Jahr, — es schlöt halt net!

Von annern Dörfern härt mr läut'n,
Mr härt's ja in der Nacht gar weit,
Un ruhig wärd's von all'n Seit'n,
Jetzt wärsch nu doch die höchste Zeit!

Die Uhr is heut an Tag gegange,
Dös viele Genn macht doch ah müd,
Was is da weiter ahzufange
Gett har, mr singe unner Lied!

Jetzt ſtenn mr ſchä a Stuun un paſſ'n
Un paſſ'n nuch a Stunner drei,
Wenn wir uns uff die Uhr verlaſſ'n,
Da warn mr alte Karll derbei!

So heßt's. — Dan Volk is drah gelag'n
Sie welln jetzt nimmer länger ſteh,
Un öpper net 'n Hunger wag'n,
Da künt'n ſie's mit ahgeſeh.

Sie hamm ſchä ſo was zu ſich g'numme,
Was in die Haut get, dös muß nei,
Der Haring is ſchä rümm geſchwumme
In Kaffee, Bier und Brandewei.

Die Nacht heit halt mr feſt beim Krag'n,
Da wärd gelabt, dös net fern Spaß,
Zu ſo ere Feier g'härt a Mag'n
So ung'fahr wie a Spühligfaß.

Vergaß'n wärd heit Noth un Kummer,
Dös alte is ja no verbei,
Un mit en feierlich'n Brummer
Get's no ganz ſtaat ins neue nei.

Was nütz'n aber all die Sach'n,
War hilft aus dare Schwulitet!
Die Hauptſach is jetzt, was ſe mach'n,
Wenn's net bei Zeit'n zwölfe ſchlöt!

Jetzt wärd no arnſtlich Rath gehalt'n.
Der Köpp, a g'ſetzter Mah, nimmt's Wort:
„Folgt ihr mein Rath un laßt's bein Alt'n
Un ſchreibt dan Jahrgang heuer fort!“

Drauf ment der Stöff, grad ah ke Dummer:
„Dan Fürſchlag geh ich glei mit ei,
Mr hatt'n ſo en ſchlacht'n Summer,
No rach'ne mr nuch en mit nei!

Ob mir a grad dan Tag mit feiern,
Dös kümmt uff en wohl a net ah,
Mr sparn da unnre Gabn un Steuern,
No sagt, was wellt'r merre ha?"

Dar gute Rath wärd ahgenumme
Un findt gleich überall Gehär,
Sie hamm ah's Harz mit durchzukumme,
Wenn doch nar ah der Schulz da wär.

Da macht nar net lang Faderlasens
Un rückt ins Haus und tramelt net,
Un brühheß ohne all'n Wasens
Erfährt's dar gute Schulz in Bett.

Dar kann sich net genug gewunner:
„Was die fer Strech macht, die Gemeh!
Dös tutt doch so net gut inzunner,
Mir müssen mit der Jahrzahl geh!"

Husch! war ar aus'n Bett un Kammer,
A so a Mah dar kan sich helf,
Steigt nauf'm Tharm un nimmt'n Hammer
Un schlöt — un schlöt — halt richtig zwölf! —

Jetzt is Neujahr in all'n Eck'n,
A Jubel un a Heldenfrehd,
Un no a Prost'n un a Blöck'n,
Daß en Här'n un Senn verget!

Un Jung un Alt läft schnall zusamme
Un stimmt mit ei in Lobgesang,
Mit all'n Glockn schlöt mr zamme
Un Alles get sein gut'n Gang.

Die Bauern hamm von Glück zu sag'n,
A so a Mah, dös is a Glück!
Wär dar net nauf het zwölf geschlag'n:
Die wärn — Gott weß! — **wie weit zurück!** —

Das Röthelgeierchen. *)

Ein wahres Vogelstellerstückchen aus Thüringen, von A. Justus in Rudolstadt.

In R. . . ., einer kleinen Residenzstadt Thüringens, lebte in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts der Präsident Weiß, ein Mann, der wegen seiner Herzensgüte von Jedermann geachtet und geliebt wurde. Weiß war ein leidenschaftlicher Vogelsteller und die meisten der noch in der Umgegend von R. . . . bestehenden Vogelheerde verdanken ihm ihre Entstehung. Diese Vogelheerdhäuschen lagen meist auf romantischen Plätzchen der reizenden, waldigen Gegend, mitten im Walde und waren trotz ihres unscheinbaren Aeußern im Innern recht comfortabel eingerichtet, mit Koch- und Küchgeschirr reichlich versehen und jedes hatte sicherlich einen kleinen, doch mit diversen Weinen gespickten Kellerraum aufzuweisen. Denn Weiß liebte die Freuden der Tafel und Geselligkeit, welche zu genießen ihm sein Reichthum die Mittel bot. Sein Haus war das gastlichste in der kleinen Residenz und selbst die vornehmsten Bewohner derselben verschmähten es nicht, seinen Einladungen gern zu folgen, weil Weiß den liebenswürdigsten Wirth zu machen verstand, sein Tisch nicht nur mit den delikatesten Speisen und Weinen, sondern immer auch von geistreichen Männern und Künstlern besetzt und eine muntere, frohe Laune, welche der Wirth so trefflich zu wecken verstand, vorherrschend war.

Der Weißische Vogelheerd lag ohngefähr eine Stunde Wegs von der Stadt, nicht weit von dem Dorfe Mörla, an dem Ende eines höchst malerischen Thales, auf einem im Thal vorspringenden Bergkegel, welcher von dunklen Fichtenwäldern umschattet war. Er hieß von den Vögeln, welche vorzugsweise hier in großer Menge gefangen wurden, oder von dem Berge worauf er stand, der Schnerrenhügel **). Es war der Lieb-

*) Röthelfalke, Röthelgeier, Cerchneis.

**) Schnerre, Schnarre, Misteldrossel, turdus viscivorus, L.

lings-Vogelheerd unſeres Weiß ſchon deshalb, weil er bequem zu begehen war, aber auch aus dem Grunde, weil das Häuschen geräumiger und wohnlicher als die der übrigen Vogelheerde eingerichtet, daher geeigneter war, einer größeren Anzahl fröhlicher Gäſte zum Tummelplatz zu dienen, auch der hier den Dienſt verſehende Vogelſteller, Namens Rolle, aus dem benachbarten Mörla, ein origineller Kauz war, welcher den mitunter ausgelaſſenen Gäſten ſtets zum Stichblatt ihrer Witze dienen mußte, die von ihm aber oft mit einem kernigen, hausbackenen Humor erwidert wurden. War der Präſident früh nicht ſelbſt auf den Vogelheerd gekommen, woran er durch Amtsgeſchäfte oftmals verhindert wurde, ſo mußte ihm Rolle jeden Mittag nach beendigter Stell- und Fangzeit die gefangenen Vögel in die Stadt bringen, wo er dann, je nach der Größe des Fanges, und ob derſelbe aus Droſſeln *) oder den gewichtigern und geſchätzteren Krammſern **) beſtand, ein beſonderes Trinkgeld, in jedem Falle aber ein Glas Wein „für den alten Rolle“ gab.

Rolle war aber auch ein Vogelſteller comme il faut. Er kannte nicht nur alle „ſpeisbaren“ Vögel genau, ſondern war auch mit allen Vogelſteller-Geheimniſſen und Vortheilen ſo vertraut, daß er in der ganzen Gegend in dem Rufe des geſchickteſten Vogelſtellers ſtand, deſſen Worten Abends in der Schenke, wo ſich die Vogelſteller in der Stellzeit zu verſammeln und entſetzlich zu lügen pflegten, unbedingtes Vertrauen geſchenkt wurde, obgleich er, zumal wenn er beim dritten Kännchen Lagerbier ſtand, nicht weniger log als die andern. Er hatte ſich aber gewaltig in Reſpekt geſetzt, weil er der Vogelſteller des „Herrn Präſident“ war und von dieſem mit großer Vertraulichkeit behandelt wurde. Für ihn gab es keine Würde und keinen Stand, und Gnade Jedem, der das Unglück hatte, ſich zu verſchlafen und erſt bei Tages Anbruch, wenn die Vögel ſchon im Zuge begriffen waren, auf den Vogelheerd zu kommen.

So ging es einmal einem alten, penſionirten Oberſtlieutenant, welcher ſonſt ein von Rolle gern geſehener Gaſt war, weil er bei jedem Beſuche ein Douceur für denſelben unter ſeiner Kaffeetaſſe zurückließ. Der Oberſtlieutenant, wegen ſeiner trockenen Witze nur „der Trockene“ genannt, kam eines Morgens auch zu ſpät und trat in dem Augenblick aus dem Holze, als eben ein unüberſehbarer Zug Krammſer auf den Kra-

*) Rothdroſſel, Weindroſſel, turdus iliacus L.

**) Wachholderdroſſel, turdus pilaris, L. in Th[illegible] Krammetsvogel genannt.

keln *) „angefußt“ war. Es mochten wohl mehrere hunderte sein und in dem Häuschen pochten die Herzen der Gäste vor froher Erwartung, daß man es vor der Thür hören konnte. Rolle stand an der Ruckleine und zählte mit stockendem Athem jeden Vogel, welcher in die „Beerwand“ **) fiel; — ein Fang stand sicher in Aussicht, welcher den Neid aller Vogelsteller erregen mußte. Da geschah, Entsetzliches, — nimmer Erwartetes! — Mit lautem „Schack, schack, schack“!!! flogen alle Krammser plötzlich davon. — Ein Schrei des Entsetzens ertönte im Häuschen; Rolle aber stürzte hinaus, um die Ursache dieses Schreckens zu erforschen und denjenigen zu züchtigen, welcher es gewagt hatte, in diesem so verhängnißvollen Augenblicke dem Schnerrenhügel zu nahen und die Vögel zu verscheuchen. Und vor ihm stand der alte Oberstlieutenant, nicht ahnend welch' Unwetter sich über seinem Haupte zusammengezogen hatte. „Herr!“ donnerte Rolle dem alten Herrn entgegen, „plagt Sie denn der Kukuk, in diesem Augenblick zu kommen, — haben Sie denn die Vögel nicht gesehen, mit welchen die Krakeln bedeckt waren?“ — „Nein, lieber Rolle, ich habe die Vögel nicht gesehen, wahrscheinlich aber haben sie mich gesehen“ — war die Antwort des Trockenen.

Ein schallendes Gelächter ertönte aus der geöffneten Thür des Häuschens und Rolle, durch die Ruhe des alten Oberstlieutnants total entwaffnet, brannte ruhig seine über den gehabten Schrecken ausgelöschte Tabakspfeife wieder an.

So trug es sich auf einer Jagd zu, daß Rolle allein auf dem Schnerrenhügel war. Er war mißmuthig, denn, wenn keine Gäste kamen, fiel auch das leckere Frühstück weg, an welches er so sehr gewöhnt war. Auch die Lockvögel gaben keinen Laut von sich und Rolle hatte sich schon mit Resignation drein ergeben, ein paar recht langweilige Stunden auf dem Vogelheerde allein zuzubringen, als der dem Häuschen zunächst hängende Lockvogel, ein stattlicher Krammser, auf welchen Rolle, weil es ein „Quieker“ war, wie man ihn selten findet, große Stücke hielt, einen ganz eigenthümlichen Ton ausstieß, der auf etwas Außerordentliches schließen ließ. Wie der Blitz war Rolle am Guckloche — Himmel, was mußte er sehen

---

*) Dürre Bäume, welche zum Anfliegen der Vögel um den Vogelheerd aufgestellt sind.

**) Strauchplatz, Beerwand. Eine mit Wachholderbeeren besteckte Erhöhung in der Mitte des Platzes, um welche das Garn liegt.

— die Beerwand wimmelte von Vögeln! — Rasch zog Rolle die Ruckleine und mit starkem Geräusch schlugen die Garne über die Beerwand zusammen. — In wenigen Sekunden sehen wir Rolle mit funkelnden Augen eifrig beschäftigt ein ganzes Volk Rebhühner *) zu morden, welches sich unvorsichtigerweise zum Frühstück in die Wachholderbeeren der Beerwand eingefunden hatten. — Rolle, Rolle! was beginnst du? — Weißt du nicht, daß du einen der strafwürdigsten Jagdfrevel begehst, welcher mit dem Zuchthause bestraft wird? — Willst du die Gunst deiner Gönner so leichtsinnig verscherzen, dich und deine Familie unglücklich machen? — Rolle hörte nicht mehr auf die Stimme des Gewissens; er hatte einmal Blut geleckt und als das erste Opfer gefallen war, mußten sämmtliche Gefangene, neun an der Zahl, das Schicksal desselben theilen. — Es war geschehen! — Rolle war zum Verbrecher geworden und verloren, wenn Jemand sein strafbares Beginnen bemerkt hatte. Zitternd stand er jetzt vor seiner Beute; mit scheuem Blick durchspähte er schnell die Umgegend und als er sich allein sah, vertilgte er schnell jede Federspur auf der Beerwand, packte die Rebhühner auf und eilte mit ihnen zum Häuschen zurück.

Nach Verlauf einer Stunde sah man einen Mann mit einem sorgfältig verdeckten Handkorbe langsam und gesenkten Hauptes, allen ihm Begegnenden scheu ausweichend, zur Stadt wandern. Es war unser Rolle mit seiner Vogelheerdsbeute beladen; diesmal aber nicht froh und triumphirend, sondern demüthig und tief darnieder gedrückt. — Wo will er hin? — Will er sich selbst der Behörde als Verbrecher stellen? — Jetzt betritt er die Stadt. — Gleich eines der ersten Häuser in der freundlichen Vorstadt ist die Wohnung des Präsidenten Weiß. Hier bleibt Rolle zögernd stehen, stößt einen tiefen Seufzer aus und betritt dann entschlossen die Freitreppe des Hauses. Er hat den Präsidenten am Fenster bemerkt, der ihm freundlich zugenickt hatte. Er öffnete ihm auch die Thür, als Rolle in die Hausthür getreten war. „Guten Morgen, Rolle" — grüßte der

*) Feldhuhn, Rebhuhn, perdix Lath.

freundliche Mann den zitternd daſtehenden Frevler, „bin heute verhindert worden zu kommen, haſt gefangen?“ — „Ja, Herr Präſident,“ entwand es ſich ſchwer und ſtockend aus Rolle's Bruſt, „gefangen hab' ich wohl, aber was ich gefangen, weiß ich nicht. Hier hab' ich's im Korbe, ſehen Sie die Vogel*) ſelbſt! — ich halte ſie für junge Röthelgeierchen.“——

Der Präſident hob den Deckel des Korbes auf, warf einen prüfenden Blick auf den Inhalt deſſelben und dann einen längern auf den vernichtet vor ihm ſtehenden Rolle und ſagte dann mild: „Wahrhaftig, Rolle, lauter Röthelgeierchen, trag' ſie ſchnell in die Küche, 's is gut, wenn dieſes Raubzeug vertilgt wird!“

Als Rolle nach dieſen Worten des Präſidenten einen harten Thaler in ſeiner Hand fühlte, da kam das Gefühl über ihn, als wäre er eben von dem Schwurgericht eines angeklagten ſchweren Verbrechens freigeſprochen worden. Er ſchwor niemals mehr einen gefangenen Vogel zu tödten, den er nicht ganz genau kenne, ging zu einem damals berühmten und ihm befreundeten Maler und verlangte, daß dieſer ihm für den vom Präſidenten geſchenkten Thaler zwei Bilder, ein Rebhuhn und einen Röthelgeier naturgetreu male, damit er, dieſe vor Augen, nie wieder in Verſuchung komme, ein ähnliches Verbrechen zu begehen. Allein der ſchlaue Maler, welcher Rolle's Schwäche recht gut kannte und ſogleich merkte, was derſelbe mit den Bildern bezweckte, malte dieſelben mit ſo viel Kunſt und Geſchick, daß ſelbſt der Naturforſcher nicht zu unterſcheiden vermochte, welches Bild das Rebhuhn und welches den Röthelgeier vorſtellen ſollte.

Die beiden Bilder ſind noch heute im Häuschen des Schnerrenhügels zu ſehen.

---

*) Vogel — nicht Vögel; term. techn.

Hans im Mond.

Gedicht von G. Heußinger in Neustadt a. d. Haide.

Im Katechismus steht:
Du sollst nicht stehlen!
Merkt das, wie's dann auch geht,
's kann Euch nicht fehlen.

Und auch im Monde steht:
Du sollst nicht stehlen!
Wie die Geschichte geht
Will ich erzählen.

Hans war ein Diebsgelüst
Von erstem Schlage;
Er stahl zu jeder Frist
Bei Nacht, am Tage.

Hans war ein Pfiffikus
Ein rechter schlauer;
Nur war das Glück ihm just
Von keiner Dauer.

Einst will zur Mitternacht
Umher er schleichen,
Und in den Garten sacht
Des Nachbars steigen.

Hat auch den alten Zaun
Schon übersprungen;
Der Streich, der ist ihm, traun,
Schon halb gelungen.

Er hat vom Kohl den Kopf
Schon in den Händen;
Schon will der arme Tropf
Sich rücklings wenden:

Da sieht der Wächter just
Zur Mondesscheibe;
(Ihm war's, als ob's die Brust
Ihm schier zertreibe:)

Sieht drin, 's ist wahrlich wahr,
So ganz natürlich,
Den Dieb mit Haut und Haar
So ganz figürlich.

Bläst mächtig in sein Horn
Als gäb's Gespenster,
Im Nu steht Jedes vorn
Im Haus, am Fenster.

Man sieht, wie's mal so geht,
Zum Mondeslichte;
O weh, o weh, da steht
Die Diebsgeschichte:

Hans mit gestohlnem Kohl
Mit Diebeszügen!
Solch Zeugniß, das kann wohl
Unmöglich lügen.

Der Dieb kann nicht zurück,
'ſ geht ihm zu Kragen.
Oft kann ein Augenblick
In Feſſeln ſchlagen.

Und andern Morgens, ſeht,
Thut man erzählen:
Im Mond, ihr Kinder, ſteht:
Du ſollſt nicht ſtehlen!

Gemeiner Stadt Feinde.

Ein Stückchen Spät-Mittelalter. Chronika-Ausbeute
von **Ludwig Bechſtein.**

1.

Eifrig thätig ſaß der Rathsſchreiber Laurentius Lämmerzahl hinter einem ſchon mehr als halb gefüllten, ſtarken Folianten und als er ſeinen Satz beendet, las er ſich denſelben laut vor, wodurch er überhörte, daß drei Rathsverwandte in die Rathsſtube traten: „In der Stadt trug ſich's zu, daß Einer mit einem Strohwiſche das Thor hinausgehend geſehen wurde. Wie man ihm nachſchickte und ihn ertappte, bekannte er, er habe Erfurtiſche Dörfer anſtecken wollen; worauf man ihm den Kopf abſchlug und ihn hingehen ließ, wohin er wollte."

Laurentius Lämmerzahl, ein kleiner, ſchon etwas bejahrter Mann mit einem liſtigen Geſicht, lachte laut und vergnüglich vor ſich hin, höchſt ſelbſtzufrieden mit ſeinem Witz, der fortan auf alle Zeiten die Chronika löblicher Stadt Erfurt ſchmücken ſollte. Hinter des Schreibers Stuhl aber ließ ſich ein kurzes Händeklatſchen vernehmen und die Stimme des neuen Rathskämmerers Claus Hennig, welcher beifällig ausrief, indem er den alten Stadtſchreiber belobend auf die Schulter klopfte, ſo daß aus deſſen Pelzſchaube etliche Motten erſchreckt von dannen flogen: „Recte bene! Werther Rathsſchreiber, Er Laurenz Lämmerzahl! Alſo müſſe es jedem unſerer Stadt Feinde ergehen, deren Anzahl leider Legion heißt, denn ihrer iſt viel, wie der heilige Evangeliſt Markus von den Teufeln ſagt, die in die Gadarener Säue fuhren."

„Hilf Himmel!" begann der zweite Verwandte eines ehrſamen Rathes, Heinrich Maurer, zu ſprechen. „Was ſind das für Zeiten, was ha-

ben wir nicht erlebt, und was werden wir nicht alles noch erleben! Ich will von früherem Unglück und Schaden des gemeinen Weſens gar nicht reden, wir wollen blos vier Jahre zurückdenken, und vom tollen Jahr und allen ſeinen wüſten Gräueln anfangen" — — „Nein — lieber ſchweigen!" unterbrach der Aelteſte der Eingetretenen, ein Mann von ſtattlichem Aeußern, der Vierherr Ludwig Komler, dem die Erinnerung eine unliebe war: „es iſt genug, wenn das alles im Chronikbuche aufgezeichnet ſteht. Es ſoll keiner den Teufel an die Wand mälen." — „Malt ſich ſchon ſelbſt daran, der böſe Beelzebub!" warf, ein Kreuz vor ſich ſchlagend, der Rathsſchreiber ein. „Könnt Alles leſen, edle Herren! Hab' Alles treulich aufgezeichnet, vero calamo. Kommt doch nie ein Unglück allein, kommen die Unglücke unſerer guten Stadt zu dicken Haufen. Drangſale von allen Seiten, von den Gläubigern, die Geld aus gemeiner Stadtkaſſe begehrten, und iſt doch wegen übler Wirthſchaft des vorigen Rathes kein Geld darin, von den Schnapphahnen, welche die Dörfer ausrauben und mit Feuer anſtoßen. Wißt Ihr noch, edle Herren, den Schrecken, wie Caspar Wagner, der Stadtfeind, in der Wagdaeide die Erfurter Knaben wegführte, in unſer Dorf Waltersleben einfiel, es brandſchatzte und einen Theil Bauern hinauf auf den Wald ſchleppte und in das Schloß Breitenbach ſetzte, wie derſelbige Wagner mit Wolff von Sellnitz und Thilo Knebel unſer Schloß Schalkenburg überfiel, ebenſo bald darauf unſer Dorf Berlſtedt, und wie der Graf von Arnſtadt dem Heimbürgen aus unſerm Dorfe Kirchheim einen Bolz in's Bein ſchoß, daß der Mann an der Wunde ſtarb, und einen ganzen Haufen unſerer Bauern in das unterſte Verließ des großen runden Arnſtädter Schloßthurms werfen und in Ketten und Banden elendiglich ſchmachten ließ, bis ſie ſich ranzionirten? Daß ſich Gott erbarme! Eine ganze Kette von Unthaten."

„Nun —" entgegnete mit Würde der Vierherr, „was ein ehrſamer Rath thun konnte, dem Uebel zu ſteuern, iſt geſchehen. Die ſtadtſchädlichen, treuloſen Bürger haben wir ausgewieſen und verbannt, und ſeufzen die, ſo nicht indeß verſtorben ſind, noch im Exilio. Für die Univerſität, die der Studententumult dem Ruin nahe gebracht, haben wir gethan was möglich, und hoffen wir, es ſolle die alte lakoniſche, vieldeutſame Prophezeihung: Erfordia — Praga, nicht in Erfüllung gehen. Gegen den Einfall der Stadtfeinde in Berlſtedt haben wir ſechshundert Mann bewehrte Bürger und dreihundert berittene Mainzer Reiſſige geſendet, vor welcher ſtattlichen Macht die Raubvögel davon flogen; nicht minder dreihundert Mann zu Fuße und ebenſo viele zu Roß bei einem zweiten Einfall, mit

welchem Berlstedt bedroht war. Der Feind kam aber nicht, weil er gewarnt war, weil ein Berlstedter Bauer alles was geschah, dem Caspar Wagner zutrug. Diesen Bauer bekamen wir in unsre Gewalt und haben den Verräther viertheilen lassen. Ferner sind wir darauf bedacht, durch Vermehrung von Wehr und Rüstzeug und übliches Aufgebot, auch Annahme von Söldlingen, unserer guten Stadt eine Achtung gebietende Streitmacht zu schaffen. Unserm Stadthauptmann, Philipp Grüpel, haben wir ernstlich geboten, stracks auf zu sein gegen der Stadt Feinde. Auch sind wir einig geworden, die Arkelei zu erneuern und zu vermehren, und haben in der Gießhütte des hochberühmten Erzgießers Meister Peter Vischer zu Nürnberg vier Stück neuer Geschütze bestellt mit zierlichem Ausputz, dem Wappen unserer guten Stadt, benebst Tritonen und Seejungfern als Henkel und die Jahrzahl des Gusses."

„Löbelich, höchst löbelich! Ei, wären wir — oder sie — die Stücke nämlich, nur schon da!" rief Lämmerzahl und rieb sich wohlgemuth die Hände. — „Es ist noch mehr geschehen, als unser ehrsamer Vierherr, Er Ludwig Komler, in seiner Bescheidenheit erwähnet!" nahm der Rathsmann Heinrich Maurer wiederum das Wort, sprach aber nicht mit einem ruhmredigen selbstgefälligen Tone wie Komler, sondern mit einem Anflug von Hohn. „Als im vorigen Jahre Wolf Sellmitz mehrere Erfurter Kaufleute, auf der Rückkehr von der Leipziger Neujahrsmesse, rein ausplünderte, sie gefangen fortschleppte und im Bunde mit Caspar Wagner der Stadt abermals großen Schaden zufügte, ist ihnen zwar von Raths und Rathstruppen wegen kein Härlein gekrümmt worden, weil wir allhier zu Erfurt es gerade so machen, wie die Nürnberger, die keinen henken, so sie ihn nicht zuvor haben, aber dafür haben ein ehrsamer Rath und die Vormünder fünf arme Gesellen, die sich für Michaelsbrüder ausgaben, und mit einem Pannier, gleich den Jakobsbrüdern im Lande singend und bettelnd umfuhren, hinrichten lassen. Dann kam der unglückselige Bobenzahnische Handel." Bei diesem letzten Wort erbebte Claus Henning und flüsterte: „Schweigt nur von dem Bobenzahn, ich bitte Euch!" — „Glaube es wohl, daß ihr, Er Henning, nicht gern an ihn denkt!" fuhr Maurer mit einiger Grausamkeit fort: „Ihr habt den armen Mann mit Eurer Zunge auf das Schaffot gebracht! Ihr hetztet den Kandel-Gießer Hans Kühne gegen den Syndicus und Doktor auf, Ihr theiltet ihm mit, Bobenzahn habe dem Rath seit zwei Jahre lang kein Geschoß entrichtet. Nun lärmte der rohe Handwerker gegen den Gelehrten, nun kam es zu offenem Hader und Mordlärm, zur peinlichen Klage, auf Leib und Leben,

Haut und Haar, Hals und Bauch, Fleisch und Blut als gegen einen Meuchelmörder, da wurde mancher Bürger darüber verstrickt und Doktor Bobenzahn so lange gefoltert, bis er bekannte, er habe die Stadt verrathen wollen; dann wurde Bobenzahn lebendig geviertheilt, und man ließ die vier Stücke drei Tage auf dem Rabenstein liegen, bevor man sie aufhing."

„Alles wahr, höchst wahr! So steht es fast Wort für Wort, nur etwas Weniges ausführlicher, auch in dieser meiner Chronika!" bemerkte der Rathsschreiber — der Rathskämmerer aber ward bleich wie eine Wand, zitterte, und vermochte kein Wort zu erwiedern. — „Haltet Frieden, ehrbare Herren!" nahm vermittelnd Komler das Wort. „Er, Heinrich Maurer, wird die Wichtigkeit des Wortes: Fiat justitia et pereat mundus — zu erwägen und zu würdigen wissen. Der Dokter und Syndicus Bobenzahn hatte den Rath hintergangen und schändlichen Hausfriedensbruch verübt. Der ehrsame Rath mußte mit bekümmertem Gemüthe in sein eigenes Fleisch schneiden, des großen Römers Brutus eingedenk. Wir haben recht gerichtet und nicht sonder Spruch und Urtel. Niemand kann und soll den ehrsamen Rath, die Vierherren, die Vormünder und den Rath der Gemeinde deshalb beschuldigen." — „Dessen ich mich für meine Person auch durchaus nicht unterfange!" erwiderte Maurer. „Einen bescheidenen Zweifel hege ich nur gegen gemeiner Stadt Streitmacht, wenn dieselbe gegen gemeiner Stadt Feinde auszieht. Hörte noch nichts von absonderlichen Thaten derselben." — „Als erst ganz vor kurzem ein edelmännischer Schnapphahn verdächtigen Aussehens mit drei Pferden und drei Knechten vor Berlstedt herum ritt und Miene machte, Pferde von der Weide zu stehlen, rückten die Bauern aus und erschlugen den einen der Knechte, worauf der Schnapphahn entritt. Die Bauern lieferten das Pferd des Erschlagenen hierher. Was thaten wir nun, ein ehrsamer tapferer Rath und Vormünder einer Stadt von vielen tausend Einwohnern, die sich so gern eine deutsche freie Reichsstadt nennen möchte? Als wir in Erfahrung brachten, der Schnapphahn sei am kursächsischen Hofe zu Weimar bedienstet, so sandten wir ihm mit dienstbeflissener Höflichkeit sein Pferd zu, er aber wieß es stolz zurück und schwur auf Cavalierwort, er wolle schon seinem Knechte die Rachefackel anzünden, daß Berlstedt lange genug daran denken sollte. Was thaten wir, ein ehrsamer Rath sammt Vormündern, auf diese Kunde? Wir bemannten Berlstedt mit einer starken Besatzung, die den Pferdedieb erschlug oder fing, nicht wahr? Quod non — keine Hand regten wir zum Schutze unseres Dorfes, und am Sankt Burchardts [illegible] sich der Raubritter

in den Hinterhalt, bis andern Morgens die Messe begonnen, dann sandte er zwei seiner Leute in die Kirche, dann wieder zwei, dann vier, dann immer mehr, und dann verschloß dieses Volk die Kirchenthüren, daß Niemand heraus konnte, und steckten das ganze Dorf in Brand. Dann erst öffneten sie die Kirche, ließen die Weiber heraus und nahmen die Männer gefangen. Mit Entsetzen sahen die Frauen ihre Häuser verbrannt, eilf Kindlein waren in den Flammen umgekommen! Ein Weib, das sich im Wahnsinn einer verzweifelnden Mutter wüthend auf den Mörderhaufen stürzte, wurde von den Bestien niedergeschossen, und Bauern und Raub wurde bis nach Jena geschleppt. Die gefangenen Berlstedter mußten dreihundert Gulden für ihre Loslassung aufbringen, wir haben ihnen nichts dazu gegeben." — „Doch Ehre dem Ehre gebührt!" fuhr der Sprecher unerbittlich fort, ohne sich durch die finstern, mißbilligenden Blicke des Vierherrn beirren zu lassen. „Als am Sonnabend nach dieser beweinenswerthen That die Botschaft in die Stadt herein kam, unser Städtchen Sömmerda sei von Feinden bedroht, schickten wir — ein ehrsamer Rath und Vormünder — wirklich eine Heeresmacht von einhundert- und fünfzig Mann hinaus — aber der Weg ist weit, die Mannschaft wurde hungrig — von einem Feind war nichts zu verspüren gewesen. Da wurde das tapfere Heer böse, den Weg vergeblich haben machen zu müssen, nahm auf dem Heimwege den Einwohnern in unserem Dorfe Großrudestedt ihre sämmtlichen Hühner und Gänse weg, und fügte ersterem noch außerdem merklichen Schaden zu. Als in unserm Dorfe Dondorf sich ein Bauer blicken ließ, der Gänse feil hatte, hielten ihn die Bauern dort für einen Kundschafter und verstrickten ihn, worauf sie uns den Mann sandten. „Wir — ein ehrsamer Rath und Vormünder — warfen den Mann in die Marterkammer und ließen ihn so lange foltern, bis

er die Fragen, ob er nicht das Dorf habe verrathen wollen, und ob er nicht bei dem Berlstedter Brande gewesen, mit Ja beantwortete. Darauf haben wir selbigen unschuldigen Mann erst köpfen, dann viertheilen lassen." — „Hingegen," sprach Maurer immer weiter: „als unser verwegner Stadtfeind Caspar Wagner ganz kürzlich aus Mühlberg, unserm Stadtflecken, vier Knaben und zehn Pferde wegführte, haben wir — ein ehrsamer Rath, und die Vormünder, den lieben Gott abermals einen guten Mann sein lassen, den Feind nicht verfolgt, die Weggeführten nicht gelöst, und warten dagegen hübsch auf die Ankunft der vier Stück Geschütze, die wir ganz kürzlich bestellt haben, und die unter zwei Jahren ganz sicherlich nicht geliefert werden." —

„Er Heinrich Maurer!" sprach jetzt der Vierherr mit unverhehltem Unmuth: „Ich kann Euch sagen, daß Ihr eine lebendige Chronik seid, aber keine schöne! — Mit Gott, Ihr Herren!" — Damit wandte sich der in seinem Innern verletzte Vierherr, und verließ die Rathsschreibstube; Maurer und Henning folgten ihm schweigend, und Laurentius Lämmerzahl blieb wieder allein. Skeptisch lächelnd blickte er den Gehenden nach, und murmelte für sich: „Wahr — und noch einmal wahr! Eine schöne Chronika nicht, aber eine wahre! Und das ist die Hauptsache! Hierin, in meiner Chronika, steht das alles! — Nun aber — Feierabend — und hinüber in das Rathstrinkstüblein." Mit einem großen Geräusch schlug der Rathsschreiber seinen Handschriftfolianten zu, zog den Schreibärmel von der Schaube, setzte das abgeschabte Barettlein auf das ergrauende, zum Theil schon kahle Haupt, schloß die Thüre und schritt über den mit Hellebarden, Sturmhauben, Haken- und Donnerbüchsen, Luntenflinten, alten Schilden und Tartschen, Armbrüsten und sonstigen Gewaffen geschmückten Vorsaal des alten herrlichen Rathhauses und zur Treppe hinunter.

2.

Vor dem Rathhause stieg ein stattlicher Reitersmann, auf dem Haupt eine Pickelhaube, über dem rothen Lederwams einen Brust- und Rückenharnisch festgeschnallt, auch sonst in Rittertracht, an der Seite einen langen Stoßdegen mit Wolfsklinge und schön verziertem Fechtkorb — von seinem nicht minder stattlichen Roß, einem starkknochigen Rappen. Sein reissiger Knecht war von dem bäuerischen Braunen herabgesprungen, um seinem edlen Junker hülfreich zu sein, und reichte selben einen von Geld

strotzenden Ledersack in dem Augenblick, als Lämmerzahl aus der Curia trat und stutzend den Ritter anschaute.

„Gott zum Gruß!“ rief dieser den Stadtschreiber an: „Sind noch Herren des ehrsamen Raths droben?“ — „Weiß nicht! vielleicht etzliche! Sessiones sind geschlossen. Ego ipse pennam fixi! Glaube nicht daß der Junker noch vorkommen kann, sintemal das Vieruhrstündlein geschlagen hat!“ erwiderte etwas vorlaut und spitz der Rathsschreiber. — Der Junker strich sich den Bart und erwiderte: „Dächte, wer Geld hat und bringt, kommt stets vor.“ — „O ja, zu Zeiten!“ antwortete Lämmerzahl. — „Zu Zeiten wie die jetzigen, wo ein ehrsamer Rath ganz geldlos ist, und an alle Welt schreibt ihm Vorspann zu leisten!“ war des Junkers Gegenrede.

„Doch wohl nicht an die Ritterschaft Sankt Georgs!“ stichelte der Rathsschreiber, und meinte mit diesem Ausdruck die Ritter vom Stegreif, wandte alsbald seinen Schritt weiter, schlüpfte links am Rolandbilde vorbei und steuerte dem Pförtlein des nahen Raths-Trinkhauses zu, der Junker aber warf ihm die Ehrentitel „Federfuchser! Spuhlwurm!“ verächtlich nach, gebot dem Reisigen, beide Pferde zu halten, und trug seinen Geldsack eigenhändig die Treppe hinauf. Droben sah er sich, nachdem der den Dienst habende Acht-Knecht ihn geziemend angemeldet, von Seiten des noch anwesenden Vierherrn Komler, der Rathsherren Dietrich Ritschel, Heinrich Maurer und des Stadtkämmerers Claus Henning mit erfreuten Blicken willkommen geheißen, und setzte mit einigem Geräusch seine Last auf den grünen Tisch des Sitzungszimmers. Der Acht-Knecht rückte ihm alsbald einen Stuhl, und der Junker begann: „Edle und Ehrenfeste, eines ehrsamen Rathes zu Erfurt Verwandte! Ihr habt mir geschrieben um eine eben entbehrliche Summe Darlehens, hier ist es. Zählt, bestimmt den Zinsabwurf und gebt mir Revers!“

Schnell setzte sich Heinrich Maurer an des nicht mehr anwesenden Rathschreibers Stelle zur Protokollaufnahme, der Rathskämmerer begann die Zählung, und der Vierherr Komler fragte: „Euer Name, edler Junker?“ „Asmus von Buttlar!“ war die Antwort, „gesessen zu Buttelstedt, drei Meilen von hier, und daselbst Erb- und oberer Gerichtsherr. Müßte der Ort eigentlich Buttlarstedt heißen, wird vor Alters auch so geheißen haben. Die Niedergerichte hat der dasige Stadtrath, wie einem ehrsamen Rathe ohne Zweifel zur Genüge bekannt. Frage geziemend, zu welchem Zinsfuße Ihr, edle Herren, mein bischen sauer erworbene und ersparte Armuth anzunehmen gesonnen seid?“ — „Zeit- und landesüblich,

wie sich von selbst versteht" — entgegnete der Vierherr. „Wie hoch beläuft sich die uns vorzustrecken gesonnene Kapitalsumme?" — „Sechshundert Gulden!" versetzte der Junker, der noch ein recht feuriger junger Junker war, und sah tief forschend in das Gesicht des Vierherrn mit einem festen Blick, als wollte er recht eigentlich dessen Herz und Nieren prüfen. — „Rectebene! Sechshundert Gulden! fehlt kein Deut!" rief der Rathskämmerer, der mit geübtem Blick und Finger bereits die Zählung der in harter Münze aufgelegten Summe überflogen.

„Er Heinrich Maurer, wolle belieben, dem edlen Jungkherrn Asmus von Buttlar einen Interimsrevers über den Kapitalempfang auszufertigen!" gebot der Vierherr. „Morgenden Tages werden im geöffnetem Pleno der Versammlung des ganzen Rathes und der Vormünder Beschluß über die Annahme dieses Darlehens und dessen Verzinsung fassen. Geliebt es Euch vielleicht, edler Jungkherr, in meinem armen Hause einen Imbiß anzunehmen? Bin zwar, Gott sei es geklagt, Wittwer, doch soll Euch meine Tochter Elsbeth einen Ehrentrunk kredenzen und mich soll es freuen, in Euch einen Freund unserer guten Stadt Erfurt, die leider Gottes der Feinde so viele hat, in meiner Behausung willkommen zu heißen!"

Die alten Nachrichten besagen nicht, daß die Rathsherrn und sonstigen Würdenträger das bezogen, was die neuere Zeit Repräsentationsgehalte nennt, welche von vielen Leuten vergnüglich bezogen werden, die gar nichts repräsentiren und am allerschlechtesten sich selbst; die nie einem zusprechenden Freunde einen Tropfen Wein anbieten — aber bei den alten Herren jener Zeit verstand sich dergleichen so ganz von selbst, daß es gröblich gegen das Herkommen verstoßen hätte, solch Anerbieten nicht zu machen, und ebenso hätte Ablehnen nahe an Beleidigung gestreift. Daher verneigte sich der Junker Asmus von Buttlar ganz höfisch und mit verbindlichem Lächeln, wobei er köstliche beneidenswerthe Zahnreihen zeigte, und schickte sich an, dem neuen Bekannten und Gastfreund in spe zu folgen, an welches in spe er noch andere Gedanken knüpfte. Komler ersuchte den Rathsherrn Maurer nur noch, den Revers, sobald er ausgefertigt, in seine Wohnung nachzusenden, oder noch lieber selbst zu bringen. Letzteres war freilich nur Höflichkeitsformel, denn der Inhalt des vor einer Viertelstunde von Maurer abgelesenen lebendigen Chronikblattes wirkte noch wie ein Sauerteig. Dagegen wurde der Rathsherr Ritschel um so freundlicher zum Mitgang eingeladen. — Junker Asmus gebot seinem reisigen Knecht, die Pferde in das Gasthaus zum Schleendorn zu führen und dort einzustellen, bis er den Wegritt bestimmen werde. Darauf verließen alle Her-

ren das Rathhaus und wanderten nach dem stattlichen, nicht allzufern entlegenen Patricierhause am Markt, nicht weit von „den Graden“ (der großen, zum Dom und zum St. Severinstift emporführenden Freitreppe), das dem Vierherrn Ludwig Komler eigen war und von welchen Stufen der ganze Platz den Namen: „Die Graden“ führte.

Aus dem Fenster des mittleren Stockes schaute ein blühendes Mädchen auf den weiten Markt hinunter, fuhr auf einmal schnell zurück und rief hastig: „Kordula! Kordula! Heilige Maria! Da kommt er leibhaftig mit meinem Vater und Ern Dietrich Ritschel! Gott, und wie sehe ich aus!“ — Die Gerufene, vertraute Dienerin und Zofe der tugendsamen Jungfrau Elsbeth Komler sprang herbei, und die Herrin rief ihr zu: Herzenskordel! Er kommt ins Haus! Himmelseinfall! Ich träume! Muß mich in den Finger beißen! Au! au! Das ist doch mehr als Traum — stäub' ab — geschwind! Nein — komm zu mir — steck' mir die Zöpfe frisch! Dort — die Nadel mit der Granatblüthe von edlem Granat geschnitten! Rufe den Jakob, daß er der Herren harret und auf den Dienst paßt! Spute Dich!“

Husch, flog das schöne bis zur Stirn erglühende Elsbethlein in ihr Closett und schob von innen den Riegel vor. Hoch schlug ihr Herz — sie kannte nicht nur den edlen Junker Asmus von Buttlar, sie liebte ihn sogar, und er liebte sie, aber noch nie hatte sich ein Anlaß geboten, daß er ihr älterliches Haus zu betreten hätte wagen können, denn der Vater war ernst und streng, wie die Väter sein müssen, die Töchter mit entzündlichen Herzen zu hüten haben. Die Bekanntschaft schrieb sich von einem Jahrmarktstage zu Buttelstedt her, allwo Elsbethlein eine Muhme hatte, bei der sie zum Besuch war. Dort hatte Asmus vor allen Balljungfrauen sie ausgezeichnet, war am liebsten und am meisten mit ihr an den Reigen getreten, und ihr Herz hatte sich unbedacht und unbewacht dem inniglichen, miniglichen Gefühle erschlossen, das nun einmal in jedem Menschenherzen —

und wäre es auch nur ein einzigesmal, als Lebens- und Liebesfrühling erwacht. Daß dem Liebesgedanken auch Heirathsgedanken folgen, ist so naturgemäß, wie auf den Wonnemond der Brachmone folgt. Doch war bei den beiden Liebenden von einer Verbindung noch keine Rede gewesen, eine solche auch kaum zu hoffen, und so lebte Elsbeth noch in der Zeit des süßen Hangens und Bangens.

Jacob trat den Herren geziemend in der Flur mit Reverenz entgegen; würdevoll schritten sie die breite Treppe mit braun lackirten Geländer herauf, lange stritten sie um den Vortritt beim Eintritt in das Empfangzimmer; Jacob trug die silbernen Humpen herbei und stellte sie auf; er enteilte, um im Keller mit duftendem Firnewein die vergoldete Kanne zu füllen. Nach der Tochter rief dann der Vater, und Elsbeth trat in ihrer Schönheit, Jugendpracht und Wunderfülle in den kleinen Saal, verneigte sich sittiglich und that, was ihres Amtes war. Sie nippte mit ihren Purpurlippen am Ehrentrank und bot ihn den erstaunten und erfreuten Gästen.

3.

Die Trinkstuben des Rathhauswirthes waren voll besetzt, obschon es noch früh am Tage war. Durst hat die Menschheit oft und viel, und insonderheit pflegt sich derselbe zwischen Mittag und Abend, absonderlich in Sommermonaten, häufig einzustellen. Laurentius Lämmerzahl saß hinten im Herrenstüblein, dessen Thür aber keineswegs abgeschlossen war; er hatte einen Sitz auf einer erkerähnlichen Erhöhung, von derer die ganze Zechgesellschaft überschauen konnte; diese bestand in seiner nächsten Umgebung aus Patriciern, weiter vor saßen an langen Tafeln ehrsame Bürger aus den großen und kleinen Handwerkern, und dem Eingang nahe nahm noch eine weite ebenfalls wie die übrigen Gemächer gewölbte Halle auch Leute gemeinen Schlages auf, als Roßkämme, Fuhrleute, Stein- und Schweineschneider, sowie fahrendes Volk, Walen-, Hechel- und Mäusefallenkrämer und dergleichen — nur Juden durften dieses Heiligthum nicht betreten, so wenig wie Scharfrichter, Henkersknechte, Abdecker, Schinder und Schaber. — Die Halle war wohlig kühl und die Luft in ihr rein und durchsichtig und stank nicht in so hohem Grade, wie heutigen Tages vornehme und gemeine Trinkstuben zu stinken pflegen, da man zu jener Zeit das Stänkerkraut in Deutschland noch nicht kannte und rauchte. Das Erfurter Bier war zu allen Zeiten gut, es mußte gut sein, sonst wären die Trinkhallen nicht so voll gewesen. Und wenn einer der Herren Wein trinken wollte, so konnte auch damit der Rathswirth trefflich dienen, es brauchte

nicht just Funfzehnhundertdreier zu sein, von dem zu seiner Zeit das Maaß der besten Lagen zwei Schneeberger Pfennige kostete, als welches köstlich war. Aber da Manche mit dem Nationalgewächs noch nicht zufrieden waren, so hielt der Wirth auch zum Überfluß fremde Biere vorräthig, auf welche man in Thüringen noch immer viel Werth legt, und schänkte Eimbeckisches und Naumburger Bier.

Leider — obschon an so lieben und guten Gottes-Gaben, wie Wein und Bier, wenn sie wohl gerathen sind, kein Mangel zu verspüren war, so war die Menschheit zu Erfurt doch nicht zufrieden und am allerwenigsten mit der Obrigkeit; man zog vielmehr gegen dieselbe fürchterlich los, sie mochte es nach bester Einsicht und noch so gut machen. Auch soll die Stunde noch immer schlagen, zu der eine Obrigkeit es dem süßen Pöbel recht macht.

Gewaltige Züge aus dem mit Eimbeck'schen Biere gefüllten Steinkruge thuend, saß im Herrenstüblein der Stadthauptmann Philipp Grüpel, um ihn her eine Schaar junger Führer der Stadtwehr, die auf die laute Rede ihres Obern hörte. „Hohen Rathes roher, wollt' sagen hoher Befehl!" rief dieser und schlug auf ein entfaltetes Mandat. „Schwarz auf weiß! Das sage ich, das gelobe ich, das schwör ich: nicht zum zweitenmal soll man mir eine solche Ordonnanz zufertigen! Donner und Dornbusch! Auf Tod und Leben, Ihr Heldenherzen, oder gar nicht! Wer ein Heldenherz hat, folgt mir! Wer ein Hasenherz hat, mag ins Mäusloch kriegen! „Sammeln — ausziehn — angreifen — todtschlagen — Maus wie Mutter! Nicht eher wieder zum Thore herein, bis die Tenne draußen gefegt ist! Kein Sellmitz mehr, kein Thilo Knebel mehr, kein Wagner mehr! Punktum! Und das sage ich, der Hauptmann Philipp Grüpel! Wartet nur, ihr Schnapphahne, ihr Hallunken, ich will euch grüpeln, daß ihr euch verkrümeln sollt — alles in die Mäuslöcher hinein! Potz Blitz nnd Krach! Ja! Das sei hoch geschworen! — Runde, Kameraden! Darauf angestoßen! Pereant omnes communis urbis in — inni — innimici!" — „Pereant omnes!" riefen auf diese Standrede die jungen Führer der Bürgerwehr, und die Steinkrüge klirrten schallend an einander.

„Na nun höre nur einer den Lärm, den Krakehl! Thut der Hans Dampf dort nicht als wenn er die ganze Welt in's Bockshorn jagen oder in den Sack stecken wollte?" brummt in der anstoßenden vorderen Halle ein riesengroßer Fuhrmann, dessen Gesicht ganz im Barte stak. „Was hat denn der Krippenreiter?" „'Sist gemeiner Stadt-Hauptmann! Sprich nicht so laut, Fackentitscher, könnt Dir sonst übel bekommen!" erwiderte auf diese

Frage ein Bekannter des Fuhrmanns, der Oelmüller Caspar Krebs, ein Allerweltsspötter, der mit ihm zechte.

„Wer durch die Welt gut kommen will,
Trinke fein und schweige still!“

„Werd' mich absonderlich groß fürchten vor den hiesigen Kraut- und Waidjunkern! Vor den Bornkerschfressern (Brunnenkreßfressern), den Buffbohnenkönigen!“ hohnlachte der bereits etwas angetrunkene Fuhrmann laut, als mehrere Stimmen zugleich entrüstet riefen: „Hört doch! Hört! Buffbohnenkönige! Wer hat Buffbohnenkönige gesagt! Der Donner soll ihn! Ei daß solchen Lumpen Sankt Veits Marter schände!“ — „Heda! Holla!“ schrie ein Bauer: Da finde ich ja meinen Pferdedieb!“ und deutete auf den Fackentitscher. „Kerl, miserabler! du hast mir ein Pferd gestohlen!“ —

„Ein Stadtfeind! Hört ihr's? Ein Stadtfeind mitten unter uns! Hussa! Holla! Den wollen wir auf der Stelle viertheilen!“ schrie Grüpel und erhob sich mit Geraffel und Gepraffel — doch etwas schwankend — während gleichzeitig Fackentitscher aufstand. Bald war nur noch ein Platz besetzt, und zwar von Lämmerzahl, der sich vergnügt die Hände rieb und im Geheimen ausrief: „Hussa! Hussa! Chronikstoff!“ — Tumult in allen Ecken. Fackentitscher wurde umringt, angegriffen, — er schüttete den Angreifern Bier ins Gesicht, er warf ihnen Steinkrüge an die Köpfe, er empfing solche Liebesgaben mit vielen hundert Procent Zinsen alsobald zurück, plötzlich sprang er auf die Tafel, schlug, trat, nach rechts und links, sprang immer weiter von Tafel zu Tafel, immer angegriffen,

erhielt Schläge, Würfe, Stichwunden, riß endlich den kleinen schwächlichen Lämmerzahl von seinem Sitz empor und hielt ihn wie ein Schild vor sich hin, daß dieser die Hiebe empfange oder abwehre. Lämmerzahl, den der Riese wie ein Kind handhabte, zappelte und schrie Zeter und Mordio; die Angriffe ließen in der That nach, Fackentitscher drängte zum hinteren Stubenpförtlein, und als der Schänkwirth ihm dieses zuzuhalten Miene machte, schmetterte er ihn mit einem Faustschlage zu Boden, schleuderte Lämmerzahl wie einen Ball auf die Angreifer los, und brüllte, die offene Thüre in der Hand, in die Trinkhallen mit so donnernder Stimme hinein, daß die in ihrem Blei nur lose hängenden Rundscheiben zitterten: „Das soll euch gedacht sein, ihr verteufelten Buffbohniker! Daß Euch der Veitstanz und die helle Pestilenz anstoße! Wartet ihr Woll- und Weinsäcke, Ihr Pfefferkrämer! An den Fackentitscher sollt ihr noch gedenken! Diese Wunden sollt ihr mir theuer bezahlen!“ Damit entschwand er durch die Thürwand, warf das Thürlein ins Schloß, schob einen der Riegel vor und enteilte durch das Hinterhaus, ohne daß ihm Jemand folgte. Alles war bemüht, den Rathsschreiber aus der Ohnmacht zu befreien, in die er gesunken war.

„Gießt ihm ein Schöpplein Dreier (1503r) ein! Gleich wird er auf den Beinen sein!“ sang spottend Caspar Krebs aus dem Haufen der Gäste — doch lange konnte der Sturm sich nicht beruhigen. Alles wogte, zürnte, fluchte durcheinander. — „Wieder ein neuer Stadtfeind!“ rief eine Stimme. — „Und wenn's tausend, und wenn's zehntausend wären!“ schrie Grüpel. „Wir treiben sie zu Paaren, wir vertilgen sie. Achtung! Mannschaften! Die Trommler sollen Allarm durch die Stadt schlagen, die Soldateska soll sich sammeln, die Reiterei soll aufsitzen, alle Mannschaft in's Gewehr. Heute Abend sieben Uhr Verbündniß auf Tod und Leben; ein Valettrünklein hier vor dem Rathhaus, und um acht Uhr Auszug mit vollem Spiel und fliegendem Fähnlein. Sieg oder Tod! Kein Stadt-Feind mehr!“

Ein ungeheurer Patriotismus bemächtigte sich der Krieger. Es fuhr ein Muth in sie, der so beispiellos war, wie der jener tapfern neuzeitlichen Turnerschaar, die wirklich zwei Wehrlose hinschlachtete und dem Namen Turner einen Makel anhing auf ewige Zeiten.

Fackentitscher war entflohen. Er sandte Briefe und Boten nach seinen zurückgelassenen Pferden, Schiff und Geschirr. Der Rath ließ ihm wissen, daß eines Friedensstörers Schiff, Geschirr und gesammte Habe gemeiner Stadt verfallen bleibe. —

4.

Im Hause des Vierherrn Ludwig Komler wurde viel höfisches Gebahren hinüber und herüber entfaltet. Man sprach von Diesem und Jenem und sprach auch dem Becher wacker zu. Der schöne Jungherr entfaltete alle ritterliche Liebenswürdigkeit, zeigte sich ungemein entrüstet gegen den Schnapphahn, der Berlstedt und Erfurt so argen Schaden zugefügt, erzählte mit geläufiger Zunge, welche Gräuel das Geschlecht des Stadtfeindes Wolf Sellmitz verübt, wie Wolff's Bruder Hanns mit seiner Stiefmutter zugehalten und auf deren bösliches Anstiften sein eignes Weib, eine fromme Frau von Adel, auf das empörendste ermordet, dafür denn auch er sammt der Stiefmutter von Rechtswegen verstrickt, er auf das Rad gelegt und die Alte lebendig begraben worden, doch nur bis an den Kopf, der dann mit einem neuen Pflug, neuen Pferden und durch einen Knecht, so noch nie an den Acker gegangen, ihr abgepflüget worden sei, nach altem Brauch. Die Erzählungen solcher neuen Stücklein ersetzten in jener „guten, alten Zeit" die Zeitungen der jetzigen. Neben der Unterhaltungssprache solcher Art führten aber der prächtige Jungherr und die tugendbelobte Jungfrau Elsbeth noch eine andere Sprache, nämlich die der Augen. Selbige hatte für Rädern, Köpfen und Henken gar keine Worte, desto reicher war sie an Ausdrücken der Begriffe „lieben, hoffen, treu bleiben, heirathen" und sonstige den Menschen insgemein angenehme Einzelnheiten des Sprachschatzes, und als die Zeit endlich zu scheiden gebot, hatte sich das junge Paar ganz ohne Worte dahin verständigt, daß es sich gegenseitig zugethan sei und solches auch immerdar bleiben wolle, daß man sich ehebaldigst wieder zu sehen hoffe, daß der gestrenge Herr Vater des Jungfräuleins auch seine Stelle habe, an der er sterblich, daß er ungemein gern das hohe Pferd des Patriotismus reite und durch nichts mehr zu gewinnen sei, als wenn man es mit dem Wohle gemeiner Stadt gut meine, durch nichts aber schwerer zu kränken und bitterer zu beleidigen, als wenn man sich feindlich gegen die treue Tochterstadt des Erzbisthums Mainz: Erfurt bezeige. — Gleichgültigere Dinge wurden laut verhandelt, wie unter andern, daß der Weg nach Buttelstedt nicht zu den schönsten gehöre, daß man durch das Krämpfer Thor müsse, um auf selbigen Weg zu gelangen, daß vor dem Krämpfer Thore Er Ludwig Komler einen schönen Obst-, Wein- und Würzgarten besitze, und dicht neben demselben auch eine Muhme der Jungfrau Elsbeth einen Garten mit Häuslein inne habe, mit welcher Elsbeth oft in Gemeinsamkeit auch noch zur

Abendzeit sich erlustirend spaziere. Winke genug für mehr als ein künftiges zärtliches Stelldichein unter dem bekannten Wahlspruch: kommt Zeit, kommt Rath!

Vergnügt schieden die Gäste, höflich zum baldigen Wiederzuspruch eingeladen, und fiel auch nicht schon dieses Mal ein Küßchen ab, so fehlte doch nicht ein zärtlichleiser Händedruck, und Asmus ging vergnügt, wie ein Gott, seine Stimmung war durch Wein und Liebe selig gehoben. Elsbethchens Herz schlug freudighoch. So heiterglücklich wie heute, hatte sie sich nie gefühlt. Er Dietrich Ritschel schritt gravitätisch einher, würdevoll, mit dem schönen Bewußtsein, sehr guten Wein getrunken zu haben.

Vom Rathhaus schallte durch die Marktstraße lauter Lärm, dort sammelte, ordnete, musterte Grüpel seine tapfern Schaaren, redete ihnen Muth und Feuer in die Seele, ließ sie allerlei Eide schwören, welche auf Vertilgung jeglicher Stadtfeinde Bezug hatten, und entflammte die ziemlich rohen Rotten zu ganz außergewöhnlicher Heldenherzigkeit. Endlich schmetterten Trompeten, Trommeln wirbelten, Pfeifen gellten, Fähnlein wurden geschwungen und Rotte um Rotte setzte sich in Bewegung. Der Heereszug nahm seine Richtung durch die Prediger- und die Paulsstraße nach der Langen Brücke zu, bog in die Löber-Straße ein und marschirte zum Löber Thore hinaus, in der Absicht, durch den Steigerwald zu rücken und, rechts durch den Wald gedeckt, die an das Erfurter Gebiet unmittelbar anstoßenden Gothaischen Dörfer gleichsam strichweise zu durchziehen, um nach gemeiner Stadt Feinden zu spähen und diese zu Paaren zu treiben. „Leib und Leben einer für Alle, Alle für einen!“ Das war der Wahlspruch und das Kriegsgeschrei der Heldenschaar, hinter welcher an Statt der Geschütze einige Tonnen gutes Erfurter Bier gefahren wurden, denn es war Jacobstag, Juli, mithin durstige Jahreszeit, und man bedurfte einer Herzstärkung gegen die bösen Morgennebel, wenn man die ganze Nacht marschirt war oder im feuchten Walde Beiwacht gehalten hatte. — Die Rotten theilten sich am Beginn des der Stadt nahen Steigerwaldes; einige Haufen zogen die Anhöhe auf den Weg nach Arnstadt empor, der ein Stückchen durch den Wald führte, andere hielten sich mehr rechts im Gerathale nach Möbisburg zu, absonderlich die Reiterei, meist erzbischöflich Mainzisches Volk, das auf gemeiner Stadt Unkosten sich gütlich, außerdem aber gar nichts that. Am Ausgange des Waldes bei dem Bächlein, das von Epstedt herab in die Gera rinnt, wollte man sich bei Tagesanbruch wieder sammeln.

Dieser Tagesanbruch sollte für Viele sehr unheilvoll kommen. Die

gesammte und gesammelte Heldenschaar bezechte sich am frühen Morgen über die Maaßen und rückte nun in die nächstgelegenen gothaischen Dörfer ein, als da waren Molsdorf, Eischleben, Rockhausen, Thörei. Nirgends fand sich ein Feind, wohl aber waren die Bauern verwundert über den unverhofften Einfall und empfingen die Gäste sehr thüringisch derb. Bald entbrannte Hader überall; die trunkenen Heldenherzen fielen in die Häuser der Bauern, schlugen Kisten und Kasten auf, zerbrachen Tische, Stühle und Bänke, und beluden sich mit Raub, worauf sie triumphirend von einem Dorfe zum andern zogen. Das währte aber kaum einige Stunden, denn plötzlich läutete die große Klosterglocke zu Ichtershausen Sturm, in Elrleben, Rudisleben, Rehstedt läuteten sie Sturm — in Kirchheim selbst, einem nahen Erfurtischen Dorfe, läutete man ebenfalls Sturm, denn man wußte nicht, was das Stürmen in allen Nachbardörfern bedeute; die Amtsvögte auf den drei Gleichenschen Burgen, zu denen das Nothgeläute drang, ließen dicke Rauchsignale aufsteigen, und alles Volk im ganzen Gebiete griff zu den Waffen. Von der hohen Altenburg über Arnstadt donnerten Stückschüsse und der Graf von Schwarzburg-Arnstadt ließ seine Reissigen gegen Ichtershausen zu marschiren.

Nie wurden Heldenherzen so schlecht geführt und so schlecht belohnt. Von wildem Bauernvolk umwogt, umzingelt, bedroht, angegriffen, versprengt dahin und dorthin, suchten die Rotten das Weite, warfen ihren Raub von sich, flohen nach dem Steiger zurück, aber da wimmelte schon der Wald von den bewehrten Einwohnern der geplünderten Dörfer. Ein Theil der Reiter sprengte durch, hieb sich durch, die Fußvölker aber mußten, wie die Chronik wörtlich sagt, „Haare lassen", und mancher mit den Haaren das Leben. Wo war der tapfere Führer? Eben als er auf dem Rückweg wieder nach Molsdorf zuritt, wurde sein Pferd scheu vor den entgegenrückenden schreienden Bauern und wandte stracks um. Einige Reiter glaubten, der Führer habe mit Absicht sein Pferd gewendet und schlossen sich ihm an. Das Pferd rannte wie besessen querfeldein, kaum konnte der Reiter sich halten. Unter Haarsträuben ging es nach Haarhausen zu, die Fasol entlang, Holzhausen durch, bis in das Gebiet von Ohrdruf. Erst dort konnte ausgeschnauft werden. Mittlerweile machten die Bauern das ganze Söldnerheer zu Gefangenen bis auf zwei, welche entrannen und die Kunde nach Erfurt brachten, davon der Schreck dem Magistrat, den Vormündern und der Gemeinde das Herz im Busen erstarren machte.

Ein Trupp adeliger Vasallen der Sachsenfürsten stieß auf Grüpel und seine wenigen Begleiter und wollten ihn zum Gefangenen anneh-

men, aber er setzte sich mannhaft zur Wehre, durchschoß einem der Angreifer mit einem Pfeile den Arm, warf einem zweiten die Armbrust an den Kopf, hieb einem dritten, der seinem Hengst einen Stich in die Seite gab, nieder und entrann auf dem blutenden Pferde. Wohin er kam — weiß bis heute Niemand zu sagen. Seine Begleiter wurden gefangen. —

Schrecklich waren die Kunden, die in Erfurt auf dem Rathhaus einliefen. Sie erfreuten nur eine Seele, die des Rathschreibers Laurentius Lämmerzahl. Er freute sich über den neuen Chronikstoff.

Die Gefangenen wurden nach Gotha, Waltershausen und Eisenach geführt. Die Reiter Grüpels wurden enthauptet, nicht minder wurden von den gefangenen Erfurter Bürgern und Bürgersöhnen sechs zu Gotha, sieben zu Waltershausen und neun zu Eisenach mit dem Schwerte gerichtet. Und dabei kamen noch unfreundliche Schreiben an Rath und Gemeinde von Seite der Sachsen-Fürsten: „Ihr müsset wissen, daß unsere Meinung ist, die Straßenräuber sammt und sonders zu richten, die bei Nacht und Nebel den Unsrigen in unserm Fürstenthum das ihrige genommen.“ Es bedurfte großer Fürbitten, daß den übrigen Gefangenen das Leben geschenkt wurde. Von dem unseligen St. Jakobstage den 25. Juli, bis zum Freitag nach Mariä Himmelfahrt, war der 19. August, mußten die Gefangenen in ihrem Kerker schmachten.

Wüthend war darüber Erfurts Bürgerschaft gegen die Fürsten, aber die Wuth half nichts. Es kamen Räthe von Mainz, welche die ganze Bürgerschaft auf das Rathhaus entboten, und ihr sagten: „Lieben Bürger! Ihr sinnet darauf, euch an den Fürsten zu rächen? Das lasset fein bleiben. Warum ist diese Sache so gar unklug angefangen worden? Warum hat ein hochweiser Rath so hochunweise gehandelt? Guter Stadt Feinde konntet ihr immer suchen — aber den armen fremden Unterthanen in die Häuser zu fallen und sie zu berauben, solches ist unrecht und schändlich. Darum gebt euch zufrieden und sinnet lieber darauf, demnächst wenn unsers durchlauchtigsten Kurfürsten und Erzbischofs Albertus Gnaden bei euch einreiten, alten Brauch zu bewahren, in guten ganzen Harnischen zu paradiren, Abends die Gassen mit Laternen zu beleuchten, auch euch überhaupt in allen Stücken so zu halten, wie getreuen und gehorsamen Unterthanen ziemen will, ansonsten man euch um einen oder etwelche Köpfe kürzer zu machen wissen wird. Dieses ist unser getreuer Rath.“

In so offenem und redlichem Deutsch redeten zu jener Zeit die Oberherren mit Stadträthen und Bürgerschaften, und war insonderheit der Stadtrath zu Erfurt gar übel daran. Mitten im Lande sächsischer Fürsten

lag das Erfurtiſche Gebiet, zum Theil den Fürſten lehnbar, während das Erzbisthum Mainz die Oberhoheit über Erfurt in allen kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten beanſpruchte. Da gab es gar häufig von drei Seiten herüber und hinüber unangenehme diplomatiſche Reibungen, und der angekündigte Einritt des Erzbiſchofs und großen Kurfürſten Albert von Brandenburg dazu gleich ein Beiſpiel. Der Rath verordnete, daß jeder Hausbeſitzer und jeder Biereige (Bürger, auf deren Häuſer die Braugerechtigkeit ruht) ſich einen neuen vollen Harniſch anſchaffe, es wurden 200 Bürger und reiche Bauern veranlaßt, ſich beritten zu machen, erſtere ſämmtlich in rother, letztere in grauer Hoftracht. In allen Gaſſen wurden neue Laternen aufgehangen und alle Keller des Rathes mit Eimbeckiſchen und Naumburgiſchen Biere gefüllt. Von Nürnberg wurde ein hoher vergoldeter Silberpokal verſchrieben, der 204 Gulden koſtete, und mit Erfurtiſchen Silberpfennigen gefüllt, ebenſo ward ein purpurnes, mit Zobelpelz verbrämtes Pallium nebſt Hut mit Hermelin zum Geſchenk für den Kurfürſten angefertigt. Dagegen langten Briefe der Sachſenfürſten an, daß ſie einen prunkhaften Einritt des Kurfürſten in Erfurt nicht dulden würden; er könne, wie ſeine Vorgänger, mit geringem Gefolge einreiten und brauche nicht ſo pomphaft empfangen zu werden. Da der Kurfürſt von Magdeburg her erwartet wurde, ſo ließen die Fürſten die Unſtrutbrücken abbrechen, beſetzten die Päſſe mit Kriegsvolk — und der Einritt unterblieb gänzlich, der Rath mußte ſein Eimbeck'ſches Bier allein trinken und daſſelbe, da es ſtark ſauer wurde, ſammt dem Naumburgiſchen nicht nur ſpottwohlfeil verſchänken ſondern auch verſchenken. So ſtand es damals um die deutſche Einheit nur allein auf ſo kleinem Gebiete.

5.

Der Vierherr Komler hatte am Trinitatisſonntage des Jahres 1515 mit Elsbeth und einigen werthen Gäſten, dem Junker Asmus von Buttlar, dem treuen Freund Dietrich Ritſchel und noch einigen Rathsgenoſſen, ein heiteres Mahl beendet; die Männer ſaßen noch beim Nachtiſch, gemüthlich plaudernd und Zeiterreigniſſe beſprechend. Caspar Wagner, der Stadtfeind, hatte wieder für Redeſtoff geſorgt und einem Walterslebener Bauer drei Pferde entführt.

„Es iſt eine wahre Noth jetzt," ſprach der Vierherr, „um Scharfrichter. Jetzt ſitzen in unſerer ſchwarzen Dörntze die Knechte, die in Döndorf mit anderen gezecht und dann uneins wor[illegible] daß ſie im Rauſch ihrer

zwei todt geschlagen, und wir müssen zweien der Gefangenen nothwendig auch die Köpfe vor die Füße legen lassen — nun aber ist kein Scharfrichter da." — Junker Asmus lächelte ein wenig spöttisch, und sagte: „Das ist ja zu Erfurt eine Seltenheit! Wo ist doch eines ehrsamen Rathes Scharfrichter hingekommen?" — „Damit will ich Euch dienen, edler Junker!" nahm Ritschel das Wort. „Im vorigen Jahre erlebten wir ein übles Skandalum. Ein Schuhknecht erschlug einen Schneidergesellen. Der Mörder war trunken, als er zum Gefangenen angenommen wurde, unser Scharfrichter und der Stockmeister packten ihn, stießen ihn, da er um sich schlug, mit Gewalt in die Temnitz, der Knecht stürzte die Treppe hinunter, schlug sich den Kopf ein und brach den Hals. Der Stockmeister führte, wie bald darauf verlautete, ein schandbares Leben, und wurde als Gefangener in den Spitalthurm gelegt. Da schrie er immerdar, es komme bei jeder Mahlzeit ein großer Wurm, der mit ihm esse. Endlich fand er eine Röhre von eines Menschen Bein, grub sich damit unter dem Thurmgemäuer durch und kam mit dem Kopfe am Spittelsteg zum Vorschein. Ein Weib sah es und rief es dem Bierrüfer zu, der auf dem Thurme wohnte. Alsbald wurde der gefangene Stockmeister durch seinen Collegen in die Temnitz geführt und zum Tode durch's Schwert verurtheilt. Auf dem Rabensteine stand der Scharfrichter, der mit dem armen Sünder den Schuhknecht zu Tode gestürzt, zitternd und zagend, von seinem Gewissen geschlagen, und führte kraftlose Hiebe; — statt des Stockmeisters Haupt abzuschlagen, hackte er ihn einmal in die Schulter. Es war grausenvoll mit anzusehen; die Herren, welche die Execution begleitet, unter denen auch ich war, ritten eilend vom Platze hinweg, das Volk schrie wüthend auf, es flogen Steine und der Scharfrichter wurde zu Tode geworfen."

„Dergleichen mag allerdings abschreckend wirken, wenn das Volk solche Justitiam in Anwendung bringt. Kann unmöglich aufmunternd wirken, eines ehrsamen Raths und gemeiner Stadt Scharfrichter zu werden," spöttelte Asmus von Buttlar. — „Dieses gebe zu!" nahm Komler wieder das Wort. „Bleibt aber unsere Verlegenheit dieselbe, denn im Paradiese sitzt noch einer — leider aus unsern eigenen Bürgern, auf den Tod, welcher mit einem andern, so entkommen, einen Kaufmann erschlagen, der hierher kam, um Kirschen einzukaufen, und ihm sechszig Gulden genommen." — „Es riecht stark bei Euch nach Blut, ehrsame Herren!" sprach der Junker Asmus von Buttlar. — „Fiat justitia et pereat mundus!" gegenredete der Vierherr. „Kurzer Prozeß muß gemacht werden, absonderlich mit allen Stadt-Feinden. Hätten wir nur den Caspar Wagner und den

Wolff Sellmitz! Wollten sie mit Vergnügen rädern sehen. Hat doch letzterer sich an voriger Ostermesse abermals erfrecht, zwei hiesige Kaufleute auf ihrer Reise gen Leipzig zu überfallen, ihre Güter zu rauben und auf sein Raubnest, die Fitzenburg, zu führen, und sodann nochmals ein paar Andere in Gemeinschaft mit Thilo Knebeln, dem gottverdammten Schnapphahn!"

Komler redete noch, als einer der acht Stadtknechte (Achtknechte, Rathsdiener) eintrat. — „Nun Oswald? Was bringst du, was giebt es?" fragten Komler und Ritschel. — „Schuldigen Reverenz und unterthänigen Gehorsam zu vermelden, hochachtbare Herren des Rathes — gute und schlimme Botschaft! antwortete der Achtknecht. — „Dann das Schlimme zuerst!" rief Ritschel, „damit wir hernach die gute Nachricht als ein Heilpflästerlein auf die Wunde legen, welche die schlimme Nachricht schlug!" — „Ach Gott, hochgebietende Herren!" begann Oswald seinen Bericht. „So eben ist Botschaft herein, daß gestern des Tages abermalen gemeiner Stadt Feinde sich bei Mühlberg gezeigt und den Einwohnern achtzehn Pferde von der Weide weggeführt haben!" — „Wer denn? Welche Feinde denn?" fragte Komler hastig. „Einer von Stein soll es gewesen sein! Genau hat man es nicht erfahren, er hat kein Brieflein mit seinem Namen und Wohnsitz abgegeben." — „Das war wiederum ein neuer Feind!" seufzte Ritschel; „es wird schlimmer von Tage zu Tage." — „Nun sage die gute Botschaft an!" gebot der Vierherr. — „Laßt's einen neuen Feind sein, hochedle Herren!" sprach Oswald: „dafür seid ihr einen alten los. Wolff Sellmitz ist todt!" — „Sellmitz todt? Wär gut, hör' ich gern!" rief Komler. „Wie so das? Weißt du Näheres?" fragte gespannt Dietrich Ritschel.

„Ganz zu Befehl!" entgegnete Oswald. „Die Nachricht kam so eben von Halle. Als vor einiger Zeit Sellmitz und Thilo Knebel unsere Kaufleute beraubt hatten, theilten sie die Beute und warfen das Loos darum. Das fiel nicht nach Sellmitz's Wunsche, und er nahm Thilo's Loos. Solches verdroß diesen so sehr, daß er sprach: Wolff, friß alles! kommen wir wieder zusammen, so verläßt nur einer von uns lebend den Platz. Hie hast du meine Hand darauf! — Topp Thilo! — antwortete Sellmitz. Darauf nehme ich nicht nur deine Hand, sondern die ganze Welt zum Zeugen. Grollend gingen beide auseinander. Seschzehn Wochen vergingen; da war Wolff Sellmitz mit seiner Frau und seinem Söhnlein auf einer Hochzeit zu Halle und ging vom Schlosse nach der Stadt herunter. Da begegnet ihm Thilo Knebel und ruft jenen an: Nun wehre dich, mein

Wolff! Hier theilen wir — bist du ein Ehrliebender von Adel, so thue dein Kind von dir. — Wohlan! sagte Wolff, führte den Knaben zur Seite und zog sein Schwert. Wüthend lief Thilo ihn an und führte ihm einen solchen Hieb nach dem Haupte, nach Kehle und Hals, daß der Kopf

auf den Rücken zu hängen kam. Wolff Sellmitz stürzte todt nieder, Thilo ging in seine Herberge, setzte sich auf sein Pferd und entritt."

„Nemesis!" sprach Komler ernst und bedeutsam. „Dieses Factum erinnert an die alte Fabel des Publius Ovidius Naso von dem Kadmo und seiner Drachenzähnesaat. Möchten sich doch alle Stadtfeinde einander selbst aufreiben!"

Die Gäste schieden mit Dank. Elsbeth war nicht sichtbar. Sie war zur Muhme in den Garten vor dem Krämpfer Thore spazieren gegangen, zumal sie auch im eignen Garten manches zu besorgen und anzuordnen hatte. Die Straße nach Buttelstedt ging ja dicht an beiden Nachbarsgärten vorbei.

6.

Die Zeit hat immer Flügel, selten trägt sie ein Schneckenhaus, vielleicht für Hoffende, für Glückliche aber nie.

In Erfurt machte es der Einwohnerschaft, insonders dem höher stehenden Theile derselben viel zu reden, daß der allen wohlbekannte Erfurter Augustiner-Mönch, Doctor Luther, der von dort nach Wittenberg als Professer an die neue Hochschule berufen worden, durch angeschlagene Thesen stark am alten Glauben rüttle, und es fehlte nicht an der Bildung von Parteien, wenn gleich — wie das auch später vorgekommen — es den Parteien häufig an Bildung fehlte. Aber mächtig wurden Stimmungen, Verhältnisse, gesellige Rücksichten geändert — Befreundete verfeindeten sich, Liebende gewannen Haß gegen einander — jenen ganz überflüssigen, zwecklosen Haß über Glaubensmeinungen.

Im Hause Komlers wurde viel gestritten. Elsbeth hielt zu den Ansichten ihres Geliebten, die allerdings tieferer Ueberzeugung entbehrten; der Vater hing starrköpfig am alten Papstthum, in dem einzig und allein er das Christenthum erblickte, und faßte eine Abneigung gegen Asmus als einen Anhänger und Verbreiter von Irrlehren. Das rückte die Hoffnungen der jungen Liebenden in eine unbestimmte und trübe Ferne, und Asmus Junkersinn hielt sich auch nicht verpflichtet, dem ihm abgeneigt gewordenen Vater der Geliebten besonders gute Worte zu geben. Doch wollte er noch einen Versuch machen, an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Er wollte jetzt geradezu um die Hand seiner Elsbeth anhalten lassen, und, wenn er diese erhielt, sich auf seine Burg und Hufe zurückziehen und sich um die stets unruhige Stadt nicht weiter bekümmern. Mit seinem Anliegen wandte sich Asmus an den biedern Dietrich Ritschel, aber dieser erschrak förmlich, als der Junker ihn um die Freiwerbung bei dem alten strengen Vierherrn ersuchte und sprach: „Schlagt's Euch aus dem Sinne, lieber Jungkherr. Der Alte sagt in Ewigkeit nicht Ja. — Ihr seid vom Adel — Jungfrau Komler ist ein Bürgerkind — also eine ungleiche Verbindung von vorn herein. Ihr spendet dem Doctor Luther Beifall, der alte Komler haßt ihn und würde das Seelenheil seines einzigen Kindes durch Euch gefährdet glauben. Ihr wohnt in Buttelstedt, oder sonst wo — Komler will, weil er lebt, seine Tochter im Auge, das heißt hier in Erfurt, ja im Hause behalten. Das hat er mir oft gesagt: „wenn meine Elsbeth sich verheirathet, darf es einmal nicht nach der Bibel gehen, sie darf nicht ihrem Manne folgen, sondern mein Schwiegersohn muß zu

mir in's Haus ziehen. Groß genug ist's, es könnte vier Familien aufnehmen." — „Ich habe mich mit Elsbeth verlobt — ich muß um sie anhalten!" erwiderte Asmus ziemlich herabgestimmt. „Verlobt, und heimlich! Ohne des Vaters Zusage! Das darf ich gar nicht aussprechen! Das ist ja gegen alle Sitte, gegen Brauch und Herkommen! Nun — ich will Euern Auftrag vollziehen, will Euch auch Euer Glück nicht versagen, aber legt es mir nicht zur Last, wenn der Bescheid abschläglich lautet."

Und es kam alles so, wie Ritschel geahnet hatte, Komler schlug den Antrag rund ab, wurde heftig und schrie: „Das fehlt mir noch! Diese adeligen Buschklepper sind mehr oder minder alle Stadtfeinde und Raubritter!" — Elsbeth hatte ihren trübsten Tag. Sie weinte, sie schrie, sie wurde heftig, und der Vater tobte: „Den Buttlar bekommst du ein für allemal nicht, und wenn Du nicht einsehen willst, was Dir zum Heil und Frieden dient, so lasse ich Dich noch heute in das Kloster der Augustinerinnen ins Neue Werk bringen und einsperren. Da kannst Du heulen, so lange Du magst! Vom Junker aber kein Wort mehr!" — In der That hörte der Vater aus Elsbeth's Munde vom Junker Asmus von Buttlar kein Wort mehr — aber dennoch von ihm noch Worte und Wörter viel mehr als ihm lieb war.

Es war um Neujahr des Jahres 1518, als Asmus dem versammelten Rathe angemeldet wurde. Vorgelassen sprach derselbe: „Verzeiht, edle Herren eines ehrsamen Rathes, daß ich komme, Euch um den Zins meines Darlehens von sechshundert Gulden, zu bitten, den ich seit vier Jahren stehen ließ." —

„Unser Rathskämmerer wird Euch befriedigen, edler Junker!" antwortete Komler, und zu Claus Henning, dem Kämmerer, sich wendend, sprach er: „berechnet den Zins, Er Rathskämmerer. Vier Jahre — von sechshundert Gulden — zu vier Procent wird thun — sechs und neunz" — „Mit nichten, hochedler Vierherr" — unterbrach Asmus von Buttlar. „Sechs Procent! Erinnert Euch Eurer eigenen Worte, die Ihr zu mir spracht, als ich Euch das Geld brachte und nach dem Zinsfuß fragte: Zeit- und landesübliche Zinsen, wie sich von selbst versteht." — „Ganz recht!" nahm der Rathskämmerer das Wort: „Vier Procent und nicht mehr, waren im Jahre Vierzehn landesüblich, und konnte dafür ein ehrsamer Rath Geldes genug bekommen. Daß Manche jetzt sechs Procent heischen oder auch, wenn die Noth sie drängt, geben, liegt in der unruhigen Zeit, die sich bedrohlich anläßt und viele Ausgaben nöthig macht."

„Ich verhoffe nicht, daß die edlen Herren des Rathes ihren Spott mit mir zu treiben denken!" erwiderte Asmus sehr ernst. „Ein ehrsamer Rath

brauchte das Geld damals so hoch, wie er es heute braucht, und ich weiß, daß er es vor vier Jahren zu sechs Procent und nicht zu vier von Andern entlehnt hat! Weshalb soll ich verkürzt werden? Ich bestehe auf meinen Zinsen, wie sie landesüblich sind, jetzt landesüblich, und kündige hiermit einem ehrsamen Rathe mein Kapital. Will mein Geld in Weimar anlegen, — will nicht," fügte Asmus mit Hohnlächeln hinzu, „daß ein hiesiger Rath vielleicht damit das Muhmenhaus wieder aufbaue, das ihm im vorigen Jahre abgebrannt ist, daß die Funken und die Mühmlein in alle Gassen stoben. Könnte ein ehrsamer Rath fremden Geldes entrathen, so würde derselbe nicht neue Auflagen und Schatzungen machen, die Gemäße verringern und dergleichen." — „Ihr redet sehr kecklich, Junker Asmus von Buttlar!" ergiff jetzt der Rathsherr Heinrich Maurer das Wort: „wollt Ihr Euch unterfangen, hier in der Curia einen ehrsamen Rath zu meistern? Wenn der Rath sich genöthigt sah, neue Auflagen und Schatzung zu machen, so geschah dies, um Gläubiger Eures Gleichen ehebaldigst abzufinden und Mannschaften anzuwerben, um ein- und ausziehenden Bürgern Schutz und Hülfe gegen Wegelagerer und adeliche Buschklepper und Schnapphähne zu gewähren; wie im vorigen Jahre einige derartige noble Rathsgläubiger unsern Bürgern, die wir nach Eimbeck Bierholens halber gesendet, Wagen und Pferde und zweihundert Gulden Geld genommen und uns einen Spottbrief und Schmachlibell sandten, wir möchten den Schadenersatz ihnen als Zins in Rechnung stellen." Asmus keuchte vor Zorn bei diesen anzüglichen Reden, doch kam er nicht zum Worte, denn alsbald nahm wieder Komler das Wort: „Ferner brauchte der Rath das Geld zu Arkelei-Stücken, zur Abwehr schädlicher Stadtfeinde, welche Stücke von Nürnberg anlangten und die wir morgenden Tages probiren wollen; wer Lust haben sollte, sich unsern Feinden zuzugesellen, möge es immerhin thun!" „Meint Ihr mich, Vierherr?" fragte Asmus jetzt mit einem Wuthblick: „hütet Euch wohl, mich zu meinen! Es dürfte Eurer und Euer Stadt Nutzen bei Gott nicht sein!" — „Also unser Schaden!" versetzte Komler mit Ruhe. „Ihr könnt thun was Ihr wollt, Junker Asmus von Buttlar. Es wird Euch, dem Abkömmling eines alten schottischen Adelsgeschlechtes, ganz wohl anstehen, Euch auf eine Stufe zu stellen mit dem Caspar Wagner, dem Thilo Knebel und dem Fuhrmann und Straßenräuber Fackentitscher. Das gäbe ein recht sauberes vierblättriges Kleeblatt, und widerfährt unsern Bürgern oder Bauern neue Unbill, so wissen wir nun schon im Voraus unsern Feind und Schädiger, und will ich darauf antragen, daß wir einen ganz besondern Galgen für ihn aufrichten." — „Genug! und über genug!" zürnte

Asmus, stülpte seine Pickelhaube trotzig aufs Haupt, überschaute mit durchbohrenden Blicken die ganze Versammlung und fügte hinzu, indem er die Schwurfinger empor streckte: „Euch geschehe, wie Ihr glaubt! Ihr sollt von mir hören! Das schwöre ich Euch zu!“ Damit wandte sich der Junker, schritt ohne Gruß und Verbeugung aus dem Saale und mit hellem Sporenklang die Treppe hinunter.

Die Rathsherren schauten einander bedenklich und verlegen an und Dietrich Ritschel sprach vorwurfsvoll zu Komler: „Mit Gunst, werther Freund! Ihr seid zu weit gegangen. So macht man gemeiner Stadt Feinde.“ — Der Vierherr fühlte die Wahrheit des Wortes nnd schwieg. Es herrschte eine peinliche Stille, die aber plötzlich von der Stimme des protocollirenden Rathsschreibers Laurentius Lämmerzahl unterbrochen wurde, der sich allein glaubte und laut den Schluß seines Protocolles ablas: „So macht man gemeiner Stadt Feinde.“ —

7

Fast die halbe Bevölkerung der Stadt Erfurt war auf den Beinen und sammelte sich um das Rathhaus. Es war ein heller Wintermorgen, die Sonne drückte den Nebel auf die Thaltiefe herab; die Glocken riefen feierlich in die Kirchen zu Messe und Hochamt, und nach beendigtem Gottesdienst sollte aus den neuen Geschützen den Erfurtern das Neujahr angeschossen werden. Die vier Stücke glänzten wie Gold, die Lafetten waren mit dem weißen Rade des Mainzer und Erfurter Wappens in rothem Felde bemalt und die Rohre waren mit frischgrünen Kränzen von Brunnenkresse, die das Wintergrüne ersetzten und eine Art städtische Symbolik darlegten, geschmückt. Das Kaliber war verschieden. Die Probe sollte auf einer Anhöhe unter dem Cyriarberge, der zu jener Zeit zur Festung umgeschaffen wurde stattfinden.

Nach der großen Kirchen-Parade durch die neue Streitmacht, begleitete letztere die Geschütze im feierlichen Zuge vom Fischmarkt vor dem Rathhause aus durch die Marktstraße, über den Gradener Platz, durch die Mainzer Hofstraße, den Brühl, das Brühler Thor, dicht von vor- und nachwimmelndem Volk umdrängt. Musik fehlte nicht, und alles gewann ein volksfestliches Ansehen. Mit dem Glockenschlage 12 Uhr krachte der erste Probeschuß des kleinsten Geschützes und bis in die Stadt herein drang gleich nach dem Knall das Jubelgeschrei der Menge. Der Rathsschreiber und der Rathskämmerer waren nicht mit bis zum Ziele des Probeschießens gegangen, sie luftwandelten längs der Stadtmauer am Brühler Thor,

wo sie in einiger Entfernung die wimmelnde Menge im Auge hatten. Wieder wallte Dampf auf, und nach zwei Secunden schlug der Knall des zweiten Probeschusses, stärker als der erste, an ihr Ohr, und wieder folgte lauter Jubel des gemeinen Volkes und der Gassenjungen nach.

„Sie knallen gut, die Dingerchen!“ sprach Henning, „und sind wahrhaft zierlich. Werden wohl ihre Kugeln in ziemliche Weite schicken!“ „Werden auch bald genug zu schicken bekommen,“ bemerkte Lämmerzahl mit Doppelsinn. — „Ach, was ich dächte!“ verneinte Henning, „belagert werden wir nicht werden, und gegen Buschklepper helfen uns keine Kanonen, denn die halten sich weislich aus der Schußweite.“ — Jetzt krachte der dritte Schuß, noch stärker wie die vorigen, und lauter tobte das Jauchzen der Menge zu den Lustwandelnden herab. — „Wenn nur alles gut abläuft!“ warf, von einer Ahnung berührt, Lämmerzahl hin: „Möchte nicht gern die Chronika dieses neubegonnenen Jahres mit etwas Trübseligem beginnen — giebt ohnehin so Manches aufzuzeichnen, das nicht erfreut!“

Der Rathsschreiber redete noch, als der vierte Schuß aus dem größesten der Geschütze sich furchtbar krachend und schmetternd entlud — dem wieder lautes Geschrei folgte. — „Das war stark!“ sprach Henning. „Um Gott, was ist das?“ rief Lämmerzahl und deutete nach der Stelle, wo die Geschütze standen. Nach allen Seiten hin stob ein Theil der Menge schreiend auseinander und lief herunter nach der Stadt zu — ein andrer Theil umdrängte dicht die Geschütze — das Geschrei, das jetzt erscholl, war nicht Jubel, es war herzzerschneidende Wehklage. Man sah Personen, welche andere, am Boden liegende, aufhoben und in das Burggebäude hinauf trugen, und nahm bei der Menge vielfache Zeichen des Schreckens und des Entsetzens wahr. Von den der Stadt Zueilenden hielten sich manche mit Tüchern die Gesichter, andere stürzten ohnmächtig zu Boden. „Das ist ein Unglück!“ rief voller Bangen Claus Henning. — „Omen! Omen!“ stimmte Lämmerzahl ein.

Einer der ersten von denen, die das Brühler Thor erreichten, war der Achtknecht Oswald mit einem seiner Freunde, Georg Boley, und als sie die Rathsverwandten gewahrten, stürzten sie auf diese zu mit raschem Bericht. „Ein entsetzliches Unglück! das größte der Geschütze ist beim ersten Schuß gesprungen! der Büchsenmeister und zwei Arkebusirer sind in unförmliche Blut- und Fleischmassen verwandelt — man kann nicht erkennen, ob sie Menschen oder sonst was gewesen!“

Leider war der Bericht kein übertriebener. Gegen hundert Personen waren theils todt, theis schwer oder leicht verwundet. Das Geschütz war

in zahllose Stücke und Splitter auseinander gefahren und das Unglück brachte die ganze Stadt in Bestürzung und Aufruhr.

Mit gar trübseliger Miene saß gegen den Schluß des Jahres 1520 am St. Ottilientage Laurentius Lämmerzahl in seinem Schreibecloset neben der großen Rathsschreibstube, las in seiner Chronik und seufzte: „Böse Zeiten, böse Zeiten! Sonst freute ich mich, wenn ich anziehenden Chronikenstoff aufzuzeichnen hatte, und jetzt muß ich weinen. Ja, ich muß Thränen vergießen, die Niemand sieht als der allsehende Gott, über gemeiner Stadt Leid und Unglück. Klagten wir, Claus Henning und Er Heinrich Maurer, nicht schon vor sechs Jahren über dasselbe, und was hat sich nicht alles indessen Schlimmes und Schlimmeres zugetragen? Stete Zwiste mit den Sachsenfürsten, steter Hader mit dem Mainzer Erzbischof. Im Sommer des fünfzehnten Jahres der Unsinnszug Grüpels, der so vielen Stadtkindern Leib und Leben kostete, dann Raub und Mord und Bedrückung der Unsrigen an allen Orten und Enden. Im Herbst des Jahres Siebenzehn das entsetzliche Sterben durch die Pestilenz. Zu Neujahr Achtzehn das große Unglück durch Zerspringen eines nagelneuen Geschützes. Asmus von Buttlar's Raub- und Rachezug gegen unsre Dörfer, damit er gemeine Stadt um sechstausend Gulden schädigte. Mitten aus dem Felde bei Vargula trieb er mit seinen Rottgesellen einem ehrsamen Rathe fünfhundert Schafe weg und mißhandelte die armen Bauern ganz grausam und unmenschlich, während der Hund, der Fackentitscher, den ganzen Thüringer Wald unsicher machte, unsern von Nürnberg heimkehrenden Kaufleuten die Waarenfässer aufschlug und für mehr als zweitausend Gulden an Werth hinwegführte. Dann ein entsetzliches Donnerwetter und Einschlag in den Thurm der Karthause; dann wieder Brand in Walschleben, allwo Asmus von Buttlar Feuer einschoß und sechszehn Höfe in Asche legte. Und da halfen weder Mannschaften noch Geschütze. Der Rath mußte klein beigeben, sich mit ihm vertragen und ihm neunhundert Gulden herauszahlen. — O weh, o weh! Welch ein Unglücksregister!" seufzte Lämmerzahl, im Buche blätternd, laut auf. „Im vorigen Jahre wieder großer Brand im Klostervorwerk zu Sankt Petri, dabei fünf Pferde umkamen — und heuer abermals Asmus von Buttlar das A und O aller Drangsal. So geht es, wenn die Rathsherren sich allzuklug dünken und vorlaute Schwätzer sind. Der Junker will mit aller Gewalt Komler's Elsbeth zum ehelichen Gespons haben und der Alte will sie ihm nicht geben. Muß die ganze Stadt darunter leiden. Ist ein feuriger Brautwerber der Junker Asmus. Vor'm Jahr reitet er mit fünfzig berittenen Reissigen vor

unser Dorf Kindelhausen *), es war just Kreuzerhöhungstag — ei ja, schöne Kreuzerhöhung das! schießt Feuer ein und steckt vier Gehöfte in Brand. Als die Nachbarn aus Tiefenthal herbeieilten, löschen zu helfen, wandten sich die Mordbrenner dorthin und äscherten eilf Häuser ein, führten auch eine Anzahl Bauern gefangen mit sich fort. Was half es, daß ein ehrsamer Rath eintausend Mann gegen die Feinde den Dörfern zu Hülfe sandte? Ehe die schlimme Botschaft her und die tapfere Mannschaft hinkam, waren die Räuber auf und davon. Und so geht es fort und fort! Heuer hat der Buttlar erst Dachwich in Brand geschossen, dann in Schallenburg acht Häuser eingeäschert, und wer weiß, auf wessen Anstiften das Feuer am Tage vor Simon Judä in der Walen-Gasse ausgekommen? O liebster Gott! Geht es so fort, so werden wir noch allesammt geröstet und gebraten!"

Heftig ward jetzt die Thüre zu Lämmerzahl's Schreibcloset aufgerissen und schreckenbleich stürzte sein Freund Claus Henning, der Rathskämmerer, herein und schrie: „Diebio! Diebio! bestohlen! bestohlen! Eines ehrsamen Rathes Kassa bestohlen! Löcher in die Kästen gebohrt und die Rollen herausgelangt!" — Lämmerzahl sprang auf, jener enteilte wieder — in der Rathskämmerei drängten sich die anwesenden Rathsherren um die bestohlene Kasse, in allen Mienen gab sich Bestürzung kund. Es war ein unerhörter Fall. Wen sollte man des Diebstahls zeihen? Am Tage konnte er nicht geschehen sein, Nachts waren nur die Achtknechte als Wächter abwechselnd im Rathhaus. Der Ober-Vierherr gebot, sie sämmtlich zu verhaften und peinliche Verhöre mit ihnen zu beginnen. Sie wurden unschuldig befunden, bis auf Oswald; diesem entpreßte die Marter ein Geständniß: er habe einmal in der Retordat-Stube ein Röllchen mit zehn Schock Groschen am Boden liegend gefunden und an sich behalten. In die Kämmerei sei er nicht gekommen. Auf dieses Bekenntniß hin wurde ihm der Galgen zuerkannt.

Am andern Tage trat Henning wieder in die Stube des Freundes mit bekümmerter Miene. „So eben" berichtete er, „wurde unser wahrer Kassendieb von Kirchheim, wo er durchwischen wollen, hereingebracht." — „Und wer ist's?" fragte Lämmerzahl. — „Oswald's guter Freund, der Georg Boley. Er hat schon unterwegs freiwillig bekannt, Du wirst nicht zu protocolliren brauchen!" erwiderte Henning und fügte traurig hinzu: „Mich dauert nur der arme Oswald." — „Was ist's mit diesem? Der wird ja nun wohl loskommen? Die Herren werden ihn doch nicht um diese

*) jetzt Kühnhausen.

Groschen halber henken lassen?" fragte der Rathsschreiber. — „Er ist schon todt —" erwiderte der Rathskämmerer dumpf, „er hat sich in voriger Nacht den Kopf an der Temnitz-Maurer eingerannt." —

Ein Achtknecht erschien und rief den Rathsschreiber in die Sitzungsstube. „Er Rathsschreiber!" sprach der Vierherr Ludwig Komler: „Wollet ad Protocollum nehmen, was maßen ein hoher und ehrsamer Rath beschlossen haben, daß Georg Boley unsere Rathsstube und Kassa, nach eigenem freien Bekenntniß, mit einer Seche, *) so derselbe im Krämpfer Felde gestohlen hat, erbrochen und beraubt, wie folgt: Es soll ein neuer, zwiefacher Galgen gebaut werden und Georg Boley, Andern zum abschreckenden Exempel, ihm aber zur gerechten Strafe, morgenden Tages an dem höchsten dieser Galgen vom Leben zum Tode gebracht werden. Von Rechtswegen."

8.

Das Jahr 1521 hatte begonnen und lenzete frühzeitig. Aller Schnee war schon hinweg, als der Sonntag Lätare mit seinem freudigen Evangelium von Christi Speisewunder in das Land ging. Man konnte auch billig statt Lätare Ierusalem — Lätare Erfordia! singen, denn es war bis zu Mitfasten der guten Stadt noch kein neues Unheil widerfahren, außer daß der schlimme Stadtfeind Asmus von Buttlar am Tage der heiligen drei Könige wieder in Groß-Vargula eingefallen war und sechs Hofstätten in Asche gelegt, mehrere Einwohner niedergeritten und großen Raub hinweggeführt hatte. — Die Wintersaaten grünten herrlich, die Lerchen wirbelten über ihnen ihre Frühlingslieder, Finken ließen sich hören, und im Dreienbrunnen begannen sogar an den milden Abenden die Frösche und Röhrlinge ihre vielstimmigen Liebeslieder.

Ein solcher Abend war es, an welchem noch im dämmernden Zwielicht eine edle Jungfrau, von ihrer Zofe begleitet, im Garten vor dem Krämpfer Thore weilte. Sie hatte Arbeiter gehabt, die den Garten in Ordnung brachten, die Beete reinigten, die Buxuseinfassungen beschnitten, die Quellbrünnlein ausputzten, und nun Feierabend gemacht hatten und nach Hause gegangen waren. Elsbeth aber hatte noch allerhand zu thun; Kordula säuberte mit geschäftiger Hand das Gartenhaus von Spinnweben, eingeflogenem Laub und Staub, Elsbeth sah nach den Veilchen, ob sie nicht schon blühen wollten, und pflückte sich früh gekommene Märzglöckchen und Schneetröpfchen und roch daran und legte die

*) Pflugschaar.

Hand auf das pochende Herz, das voll süßer Unruhe schlug, und noch mehr schlug, als draußen vor der Gartenmauer Rosseshufschlag erscholl und am Pförtlein ein Reiter absaß und den Zaum in den Ring desselben befestigte. Es war der Geliebte, der böse Stadtfeind, Junker Asmus von Buttlar; unversehens war Elsbeth in der Nähe der Pforte, unversehens brannten heiße Küsse auf ihrem Munde, unversehens war sie zum Pförtlein hinausgezogen und eben so saß sie, ohne zu wissen wie, vor Asmus auf dem

Sattelknopfe seines starken Rappen — und schrie nun, auf welches Geschrei Kordula eilend aus dem Gartenhause stürzte; dieser warf Asmus über die Mauer ein Brieflein zu und entritt mit Elsbeth, die bald nicht mehr schrie, ohne daß Asmus ihr den Mund mit der Hand zuhielt oder ihr einen Knebel in selbigen steckte.

Mit Zetergeheul und Geschrei stürzte Kordula nach Hause und verkündete dem entsetzten Vierherrn, wie ihre Herrin im Garten lustwandeln gegangen, derweilen sie, die Dienerin, noch im Hause zu schaffen gehabt, und da sei plötzlich Jungfrau Elsbeth's um Hülfe rufende Stimme zu ihr gedrungen — sie habe aber Hülfe nicht leisten können, indem ein oder

zehn Reisige die edle Jungfrau umringt und sie von dannen geführt. Einer aber habe ihr dies Brieflein entgegen geworfen. — „Unglückskind! Schmach über Dich und mich!“ schrie der Vierherr und fuhr sich raufend in die Haare, die das Entsetzen emporsträubte. — Das Brieflein war mit einer Wachsoblate gesiegelt, und es zeigte das Siegel desselben ein sehr nützliches Hausgeräth, nämlich eine Butte. Es war zierlich beaufschriftet: Dem ehrsamen gestrengen Ern Ludewigen Komler, Vierherrn und Rathsverwandten, meinem günstigen lieben Herren zu eigner Hand. Der Inhalt lautete:

„Ehrsamer, achtbarer, Hochgelahrter Vierherr! Meine willigen schuldigen Dienste sein Euer Ehren zuvor. Euch ist nicht unbekannt, daß ich Euer und des Rathes gemeiner Stadt Feind worden, wozu mich eines Rathes Unbilligkeit hart gedrungen hat. Bin aber der Zwietracht und des Haders müde, und lege es in Eure Hand, den Span zu schlichten. Wie dieses am füglichsten geschehen könne, ist Euch wohl bewußt. Ich habe mir von Euch ein gar werthes Faustpfand genommen. Wollt Ihr geneigen, mir selbiges Pfand zu lassen, so soll aller Span und Hader abgethan sein, wo nicht, so habt Ihr und gemeine Stadt Euch des Allerschlimmsten zu befahren, und sollte ich Leib und Leben daran setzen und lassen müssen. So Ihr Euch aber gebet und mir willfahren wollet, so will ich wieder Euer und der Euern guter Freund sein, und Euch mit meiner Armuth dienen nach allem meinen Vermögen, und Euer Ehren spare mich mit und nutze mich als Euern Diener. Datum auf Montag nach Lätare Anno 1521.

Asmus von Buttlar auf meinem Schlosse
bei Minden. Mein Hand.“

„Unerhört! schmachvoll!“ schrie wuthzitternd der Vierherr und wollte den Brief zerreißen, besann sich aber doch eines andern und warf ihn nur auf den Tisch. „Schweige!“ gebot nach einigem Ueberlegen Komler der noch immer Heuchelthränen weinenden Zofe Kordula. „Gegen keine Seele ein Wort, sonst ist mein Haus auf ewig geschändet. Ich muß erst ruhig werden, einen Rathschluß fassen. O mein Kind! mein Kind! Hätte ich sie doch in's Kloster gethan, da wäre sie gut aufgehoben gewesen! Geh, heiße den Jakob zum Vierherrn Ritschel eilen; er soll ihn bitten, mich sogleich auf eine Viertelstunde zu besuchen. Der Fall sei dringend!“ —

Kordula ging und der Vierherr maß sein Zimmer mit großen Schritten. „Nein! Ich überleb's nicht!“ rief er aus. „Meine Tochter das Weib eines Schelms, eines Straßenräubers, Mordbrenners und Raubbanden-

führers! Und also nicht zu Buttelstedt ansässig, wie er uns vorlog, daß ich ihn bei den Sachsen-Herzogen verklagen könnte, sondern bei Minden im fernen Westphalenlande! — Und hätte ich mich noch so sehr gegen Gott und Welt versündigt, diese Strafe wäre doch allzuhart! Und gleichwohl — er will Elsbeth zum ehelichen Weibe — wenn ich nun Nein sage — habe ich nicht zu befahren, daß er mir meine Tochter entehrt zurückschickt? Entsetzlicher Gedanke!" —

Ritschel kam, wußte aber keinen Ausweg. „Gebt Eure Elsbeth dem Junker — da er sie doch einmal schon hat" — rieth Ritschel. „Dabei erwerbt Ihr Euch den ewigen Dank unserer Stadt; Ihr erscheint als ein hochherziger Patriot, der sein eigenes Fleisch und Blut auf dem Altar des Vaterlandes zum Opfer darbringt. Abraham ist ein Schatten gegen Euch mit seinem Opfer. Kein Haus unserer Bauern wird ferner mit Feuer angestoßen werden, kein Mann gefangen, kein Dorf gebrandschatzt, kein Vieh weggeführt. Ihr gebt dem Stadtgebiet den goldenen Frieden, Ihr seid sein Erlöser. In allen Kirchen soll man für Euch beten, Euer Andenken wird in Segen blühen bis zu späten Enkeln. Eure Großthat bessert einen Sünder und rettet seine Seele vom Verderben. Eure Tochter, die zukünftige Frau Asmussin von Buttlar, wird ihren Herrn und Gemahl auf die Pfade alles Guten lenken." — Halb verdrießlich, halb zum Lachen angereizt, hörte Komler diese Rede an und erwiderte: „Wenn ich nicht wüßte, Dietrich Ritschel, daß Ihr in der That mein Freund seid, so müßte ich Arges denken. Ist mir doch als hörte ich einen Schalk aus Euch sprechen, etwan wie Heinrich Maurer, dessen Zunge stets ein verwundendes Schwert ist. Oder einen Freund Hiob's! Wir wollen's bedenken und beschlafen." — Aber Ehren-Komler brachte eine völlig schlaflose Nacht zu. —

Es war der Sonnabend vor dem Sonntage Quasimodogeniti und in allen Straßen und Gassen Erfurts wieder einmal eine unruhevolle Bewegung. Die Bursen und Nationalitäten der zahlreichen Studentenschaft prunkten in Festestracht, eine ziemliche Anzahl junger Cleriker und Canoniker des Domstifts Beatä Mariä und des St. Severin-Stifts schritt in Begleitung adeliger Domicellaren aus dem Brühler Thore; fast wie in Procession, doch ohne Crucifix und Kirchenfahnen; eine Menge Patricier, Professoren der Hochschule, Bürger, Handwerker, Frauen, Jungfrauen, Schüler und gemeines Volk füllten die Gassen zum Schmidtstätter Thore und den Weg gen Weimar. Alle wollten den kühnen vormaligen Erfurter Augustiner, den Doktor Luther sehen und wiedersehen, der so viel von sich

reden machte, der jetzt unter kaiſerlichem und kurfürſtlich ſächſiſchem Geleite von Wittenberg kam, um den kühnen Gang gen Worms anzutreten. Und Luther kam laut von tauſendſtimmigem Jubelrufe begrüßt, dem er in ſeiner tiefen Beſcheidenheit Schweigen winkte. Gar ſchlicht und einfach war des großen Mannes Erſcheinung, der ſo gottfreudig ſeine Straße zog. Luther ſaß noch in ſeiner Auguſtinerkutte, ganz ein Mönch, in einem offenen Rollwägelein mit Juſtus Jonas, Nicolaus Amsdorf und einigen Andern, ſah ſich am Thore von lieben Freunden und alten Bekannten, darunter der Univerſitätsrektor Johann Crotus, Erben Heſſe, Juſtus Menius, Joachim Camerarius, Johannes Lange (Auguſtinerprior), Adam Crato, Johann Drado und Andere, freundlich angeſprochen und mit der Bitte beſtürmt, des andern Tages in ſeinem ehmaligen Kloſter bei den Auguſtinern zu predigen. Dies geſchah auch. Die Kirche faßte bei weitem nicht der Zuhörer drängende Menge. Die Freunde hatten Luther vielerlei erzählt und berichtet, auch die mannichfachen Leiden der Stadt durch ihre Feinde, von den Sachſenfürſten bis zu den Buſchkleppern, von der hohen Geiſtlichkeit vom Biſchofe bis zum Bettelmönch herab. Das gab ihm den Gedanken ein, zum Thema ſeiner Predigt das Evangeliſtenwort des Markus zu wählen: Habt Salz bei euch und habt Frieden untereinander, das er herrlich auslegte. Da erkrachte plötzlich mitten unter der Predigt, durch die Ueberfülle der Zuhörer berſtend, eine Empore — bleicher Schrecken fuhr ins Volk, alles wollte aufbrechen — nach Treppen und Thüren drängen, aber nun erhob Luther ſeine bisher ſanft gemäßigte Stimme allgewaltig, wie Donner: „Lieben Leute! Laſſet euch nicht äffen des Teufels Spiel und Spuk! Halte Friede du Teufel! du Spiegelfechter! du Herrgottsaffe! Das gebiete ich dir im Namen des dreieinigen Gottes!“ Und plötzlich wurde es in der Kirche wieder tiefſtill, kein Odemzug laut. „Ja, meine geliebten Brüder in Chriſto unſerm Herrn!“ fuhr Luther ruhiger fort: „viel iſt mir angeſagt, wie Ihr geplagt würdet von gemeiner Stadt Feinden. Ich will euch ſagen, wer gemeiner Stadt Feinde ſind. Nicht der Erzbiſchof zu Mainz, eure geiſtliche Behörde, nicht die biedern Fürſten von Sachſen, eure Nachbarn und Lehnsherren, nicht die Raubritter und Wegelagerer rings im Lande umher! Ihr! Ihr ſelbſt ſeid gemeiner Stadt Feinde! Des Rathes Ueberweisheit, der Patricier Dünkel und Hoffarth, der Gemeinde Zwietracht und Unverſtand! Das ſind die großen Feinde, deren ihr euch abthun müßt, und deren thut ihr euch ab, wenn ihr Frieden unter einander habt und haltet! Die kleinen Feinde, das verkünde ich euch, werden allzumal zu Schanden werden,

so sie nicht umwenden auf dem Wege ihrer Schandthaten gegen euch, denn Gott lässet seiner nicht spotten!"

Wenn auch Doktor Luthers Strafworte sich nicht allseits Beifall gewannen, sie waren doch ein Samen, von dem trotz dürren Fels und Dornen und Disteln etliches auf ein gutes Land fiel. Aber wie ein Unkrautsamen war durch Luthers Empfang und Einzug unter der lebhaftesten Begrüßung von Geistlichen sowohl, wie von Professoren und Studenten, einer der von ihm nicht genannten Feinde neu erweckt worden, das war der Fanatismus.

Auf dem Rathhaus trat Heinrich Maurer ganz erhitzt in die Sessionsstube, in der schon üblicher Weise die Mehrzahl der Rathsverwandten versammelt war, und rief: „Edle Herren! Hebt schleunig alle Sessiones auf! Der böse Feind ist los und durchzieht die Stadt wie eine hölliſche Furia! Die ganze Studentenschaft ist im hellen Aufruhr, der Graben wimmelt schon von Menschen!" „Weshalb? Was giebt es? Wem gilt es!" wurden viele fragende Simmen laut, während alles sich erhob und nach Hüten und Handschuhen griff. „Denkt Euch, edle Herren!" erwiderte Maurer!" die alten Pfaffen, der Domdechant Doctor Wiedemann am Liebfrauendomstift und der Dechant am St. Severinstift Doctor Doleatoris haben alle ihre jungen Cleriker, die dem Doktor Luther mit entgegen gezogen sind, aus dem Stifte gewiesen und sie excommunicirt, denn Luther sei im Bann in alle Ewigkeit, und alle Studenten und alle Bürger, die gegen den Luther freundlich gewesen, haben sie auch in den Bann gethan! Gott wolle Unglück verhüten, die Bursa ist wüthend! Laßt uns Lärm trommeln und die Bürgerschaft unter Waffen treten."

„Ach! Chronikstoff, prächtiger!" sprach leise zu sich selbst Laurentius Lämmerzahl und protocollirte fleißigst. „Hat sich was zu lärmtrommeln!" rief Dietrich Ritschel. „Ehe unsere Bürger in den Vorder- und Rückenharnisch kommen, oder gar in den ganzen Harnisch, ist das Abendstündlein da, und Alles vorbei." — Jetzt stürmte der Rathskämmerer in das große Sitzungszimmer und rief: „Nach Hause! Nach Hause, edle Herren! Schiebt alle Riegel vor! Ein neues tolles Jahr! Der helle Teufel ist auf dem Graben los. Es geht drunter und drüber!"

Der Rath stob rathlos auseinander, kaum konnte durch das Volksgedränge sich mühsam der Vierherr Ludwig Komler Bahn brechen, Ritschel und Maurer begleiteten ihn, um doch zu sehen, was es denn eigentlich gebe. — Erst nach gewaltigem Anklopfen öffnete der mit einer Jagdsaufeder und einer Pickelhaube eiligst bewaffnete Diener Jakob Komler's

Hausthüre, und bald darauf sahen die drei Rathsverwandten aus den Fenstern auf den großen volkwimmelnden Freiplatz herunter. Das war ein buntes Wogen, mit Stoßen, Drängen, Geschrei, Geheul. Rings um die Cavate, den steinern Umgang um das Domstift, standen die Häuser der Geistlichkeit, wohnlich und zum Theil reich eingerichtet, und in ihnen wütheten wie Vandalen Erfurts Studenten. Da blieb kein Fenster unzerschlagen, keiner der schönen mit Bildwerk bunt und grün glasirten Oefen stehen, keine Kanne, kein Teller, keine Schüssel ganz, mochten sie immer Erzeugnisse berühmter wälscher Töpferkunst sein. Die herrlichen, mit römischer und florentiner Mosaik eingelegten Schreine und Tische wurden alle in Trümmer zerhauen, welche durch die Fenster der Menge auf die Köpfe flogen und manches Loch schlugen! Becher und Humpen, Krüge und Pokale nahmen gleichen Weg, mochten sie vom Glase Murano's und Venedigs, oder von dem irgend einer Hütte auf dem Thüringer Walde geformt sein. Bald ergossen sich goldene Regen von Erbsen, Linsen, Buffbohnen, Eiern, Semmeln, Käsen, Butterwecken, Speckseiten und dergleichen auf die Straße, und mit Jubel stürzte sich, diese Gottesgaben zusammenraffend, wie es ging, der Plebs darauf. Bald folgten dem Beispiel, das die Studentenschaft gab, auch gemeine Leute, zumal Ausländer, Weinhöker aus Franken, Tagelöhner, Holzhauer, denn es war nun einmal der Dämon der zügellosen Unordnung entfesselt. Dieses Volk drang in die Keller der Geistlichen, die nicht leer waren und am mindesten Wasser enthielten, ein Spottvogel voran, der Oelmüller Caspar Krebs; der schrie immer „Hephata!" wenn er mit der Axt einem Fasse den Boden einschlug und dessen Inhalt in den Keller fluthen ließ. Dieses biedere Volk nützte, wie es bei allen solchen Gelegenheiten und zu allen Zeiten thut, die Stunden gut, soff sich toll und voll und achtete keinen Einspruch und keinen Widerstand.

„Seht doch nur! Was ist denn das? Schneit es denn?" fragte Ritschel, und Hartung erwiderte lachend: „Hat sich was zu schneien! Bettfedern sind es, die aus den aufgeschnittenen Ziechen zu den Fenstern herausgeschüttelt werden. Schau, schau! Ein frischer Westwind führt sie wie Wolken in die Höhe, so dick, daß man ja fast den Himmel nicht mehr sieht. Das ist eine schlimme Hulda, die hier die weichen Pfaffenbetten ausschüttelt!" — „Wahrhaftig!" bestätigte Komler, — „schon ist der ganze Erdboden wie beschneit. — „Sollten probiren, ob das nicht auch eine Schlittenbahn gäbe?" spottete Maurer. „Zeit wäre es aber doch, endlich dem Tumulte ein Ende zu machen; sie sind in ihrer Tollheit im Stande,

auch noch die Häuser anzuzünden." — „Befehl ist schon ertheilt!" erwiderte darauf mit wichtiger Amtsmiene der Vierherr Komler, und in demselben Augenblicke rasselten vom Rathhaus her die großen Trommeln und die drei neuen Geschütze, und die gesammte Stadtwehr rückte auf den Graben. Kam zwar etwas spät, doch ihr schadete dieß nichts. Das Stürmen und der Lärm dauerte die ganze Nacht hindurch.

Bittere Klage führte die Geistlichkeit des Dom- und Severi-Stiftes beim Magistrat über die ihr widerfahrene furchtbare Beraubung. Sie erhielt höflichbedauernde Antwort und wurde dahin bedeutet, daß sie keinen Schutz von Seiten der Stadt beanspruchen könne, indem sie solchen anzunehmen und etwas dagegen zu leisten, schon längst und stetiglich beharrlich verweigert habe. Aus dieser Verhandlung erwuchs dem ehrsamen Rathe gemeiner Stadt Erfurt eine große Wohlthat, über die sich Niemand mehr freute, als Claus Henning der treue Rathskämmerer. Die beiden reichen Stifte vereinigten sich dahin, sich mit allem ihren Hab' und Gut in den Schutz der Stadt zu begeben, „damit sie künftig sicher leben möchten" — und zahlten für sothanen Schutz die annehmliche Summe von zehntausend Goldgülden an die Rathskasse. — Das Pfaffenstürmen aber blieb lange im Gedächtniß; es wurden sogar Verse darauf gereimt, leider aber schlechte.

Eines Tages trat der Vierherr Ludwig Komler ungewohnter Weise in das Schreibeloset Lämmerzahl's, der wieder eifrig aufnotirend über seinem starken Chronikfolianten saß. „Immer fleißig? Immer Stoff?" fragte etwas spöttisch der Vierherr. — „Immer Stoff!" wiederholte, ohne sonderlich aufzublicken, der fleißige Schreiber. — „Darf man nicht das Neueste erfahren?" setzte Komler seine Fragen fort. — „Hm! Warum nicht? Wahrheit geht durch alle Lande." Und in sein Buch blickend fuhr Laurentius Lämmerzahl fort: „Die Geschichte von den Pfaffenstürmen ist genüglich bekannt, kann sie überhüpfen, obgleich ich alt und preßhaft werde, und wenn ich keine Gehaltszulage erhalte, um die ich zum öftern und aberöfterften schon in aller rathsschreiberischen Demuth supplicirt, werde ich ehebaldigst gar nicht mehr hüpfen können. Habe hier ein neues Capitulum begonnen, ist überschrieben: Von gemeiner Stadt Feinden. Lautet: „In diesen Zeiten nahm es auch mit der Mehrzahl von gemeiner Stadt Feinden ein drecketes Ende, außer daß ein ehrsamer Rath sich mit Caspar Wagner gütlich vertrug und ihm zu allem Schaden, welchen Wagner dem Rath zugefügt, noch dreihundert Gulden Sühnegeld gab. Wolff Sellmitz aber kam, wie oben berichtet, durch seinen

Bünsner Thilo Knebel um das Leben. Aber Thilo Knebel ſtarb jämmerlich im Gefängniß, darin Herzog Georg zu Sachſen ihn hielt; dem Fakentitſcher geſchahe es, daß er die mala francosa bekam, faulte ihm das ganze Angeſicht bei lebenden Leibe weg und ſtarb elendiglich." — „Am Abend nach Lätare Anno Eintauſend fünfzehnhundert und einunzwanzig hat ſich zugetragen, daß Asmus von Buttlar, gemeiner Stadt Feind, vor dem Krämpferthor ein edles Jungfräulein hinweggeführt, ſo die Tochter des ehrſamen und hochedlen" —

„Seid Ihr toll, Rathsſchreiber?" unterbrach entſetzt der Vierherr. „Diktirt Euch der Satan? So etwas werdet Ihr doch nicht in die Chronika bringen?" — Lämmerzahl warf einen liſtig lauernden Blick auf den Vierherrn und entgegnete mit einem Achſelzucken: „Scribo vero calamo." — „Unſinn!" rief der Vierherr. „Ich werde Euch Euern rohen Calmus überzuckern — aber das muß anders geſtellt werden. Das fehlte mir noch, mein Herzeleid und meine Schmach in die Chronik!" — „Will Euch was ſagen, hochedler Herr und Gönner!" verſetzte Laurentius Lämmerzahl. „Ihr ſeid zwar dem Doctori Luthero gram, iſt aber doch ein ganzer Mann. Folgen wir ſeiner Mahnung: Haltet Frieden unter einander, und habt Salz bei euch, das will ſagen, ſeid klug. Ich bin matt und ſchreibensmüde, ſetzt mich mit vollem Gehalt in Ruheſtand — dieſes Blatt ſchneide ich aus dem Buche — ſetzt dann hinein was Euch beliebt. Papier iſt geduldig, und ich ſage geruhig: Pennam fixi, maledicitis me, si male — aut inveritatem — scripsi." — „Wollen ſehen, was ſich thun läßt" — erwiederte Komler. „Schneidet nur immerhin das Blatt aus — aber gleich — gebt mir's, ich will es ſelbſt verbrennen." —

Elsbeth war Frau von Buttlar geworden und erfreute ihren Gemahl, der Erfurt fortan nicht mehr ſchädigte, mit einem Sohne. Ihre Burg lag eine Meile von Minden und verfiel gleich anderen Burgen. Der Sohn erbaute ſich in der Nähe ein neues Schloß und lebte als ein Biedermann. Um die graue Burg begann die Geſpenſterſage zu weben und zu ſchweben, und ſteht davon in einer alten ungedruckten Chronik: Es kann Niemand mehr darinnen wohnen, und da Jemand hinein gehen wollte, hat es nach Ihnen geworffen. —

Mit Folio 519 der Rathhauschronik begann eine neue Seite, noch von Laurentius Lämmerzahls, des Stadtſchreibers Hand, mit der Nachricht: Den Tag nach Lätare kam Asmus von Buttlar vor Erffurth, nahm vor dem Löber Thore einen Bürger gefangen, und wollte dieſer wiederum los ſein, mußte er ihm 50 Fl. erlegen." — Von da an führte eine

andere Hand die Chronik weiter, und eine viel spätere Hand hatte unter letzteren Satz geschrieben: Wer weiß, ob's wahr ist? —

Das gekochte Gesangbuch.

Von Fr. Räthel in Eisfeld.*

är, Nachber, loß Dir a Mel wos derziehl,
M'r mient nit, deß dös künnt passir.
As warn Dir dar Lügen derziehlt jetzt gar viel;
Ich gleb Dir, Du a mir.

Un duch is geschehn, dös will ich Dir sag,
Dare mordgescheiden Fra,
Nuch net lang, n' Sunntig für acht Tag,
Dare Schnipsern un ihrn Ma.

Ze früh vur der Kerch, do schießt se nuch rüm,
Als wär' sie net racht gescheid.
Schunt wills zesammschla, geputzt üm un üm,
Fallt's ihr ei in der Eiligkeit:

„Dürr Flesch un an Dinkel ka gekech ja dei Ma,
Do springste, geputzt, nuch g'schwind nauf
In die Kammer un schneidst an Rieme a
Dar ka gekech drei un drauf."

Jetz' läut's. Nu wird nuch größer die Eil,
Denn sie hat in die Kerch ja mord weit.
„Ihr Kinner, hult mei Gesambuch derweil,
Geschwind mei Gesambuch, kenn Streit!"

Nu war vun schwarz'n Lader im Eiband dös Buch
Un hatt su an rutten Schnitt,
Gerad so a Form hatt's dürr Fleisch dozu nuch.
Paß auf, was sich begitt.

Die Fra schießt nauf un widder ro,
Dan Hosen vum Hosenbratt runter,
Dan Dinkel nei un, du Lieber, o!
Statt den Fleisch dös G'sambuch drunter

Un Wasser drüber. — „Nu, Ma, setz zu;
Ich muß ja wahrlich fort."
Patsch! war die Thür zu un im Nu
Do wer se vorn im Ort.

Dar Ma setzt zu un kocht drauf lus;
„Dar Dinkel muß fertig war
Bis se hemm kümmt, süst setzt's an harten Stuß
Un himmellangs Gegahr."

Die Schnipsern, wie se in die Kerch kümmt nauf,
Do setzt se sich zeracht und batt
Un wickelt ihr Schnupptuch mit'n G'sambuch auf,
Un denk Der, wos se do hatt?

Dös Fleisch hett se mit! Un ki G'sambuch do,
Dös war derhemm im Tupf.
Sie dacht a gleich, d'r Himmel fellt ro
As wirbelt'r ner su im Kupf.

Nu war nar das Glück, es war an alts Lied
Do sung se nu ferchterlich nei,
Dech hielt se ihr dürr Fleisch immer bied
Als wär ihr G'sambuch debei.

Un wie se nu hemm kam un richt der Ma a,
Die Kinner sitzen drüm rüm,
Aus'n Hosen kümmt richtig 's G'sambuch a
Der Ma fellt gleich üm un üm. —

Auf steigt 'r un sögt: „Jetzt weß ich worüm
Mei Suppen net fett wullt wer,

Ki Agle uff der Suppen im Tupf üm un üm,
Dos is ja a Fraſſen für'n Ber."

Sie aber, die duch ner Schuld dra war,
Sie hatt an fatzen Beß.
Wie ich derziehlt, ſo warſch auf's Haar,
So wahr ich Casper heß.

Erlebniſſe nach der Leipziger Völkerſchlacht.

Bruchſtück aus einem Manuſcript „Erinnerungen aus meiner Kindheit," von **Adolf Bube** in Gotha.

Gegenwärtig, wo von Weſten her dem deutſchen Volke auf's Neue Gefahren drohen, iſt es wohl zeitgemäß, an Begebenheiten des Befreiungskrieges im Jahre 1813 zu erinnern. Die Zuſtände, die damals in unſrem großen Vaterlande herrſchten, mögen alle deutſchen Fürſten und Volksſtämme ermahnen, einträchtig das anzuſtreben und feſt zu begründen, was allein uns zu einem ſtarken Volke machen und uns vor Tyrannei, Knechtſchaft und Untergang bewahren kann.

Es ſind im Oktober d. J. ſieben und vierzig Jahre verfloſſen, ſeit die große blutige Völkerſchlacht bei Leipzig geſchlagen wurde. Ich war zu jener Zeit ein eilfjähriger Knabe, empfänglich für Kriegsbegebenheiten, wie nur ein Kind dieſes Alters ſein kann. Daher haben ſich die Ereigniſſe, deren Augenzeuge ich nach der Leipziger Schlacht war, um ſo tiefer in meine Seele geprägt, je bedeutender ſie waren oder mir erſchienen. Ich befand mich damals bei meinen Eltern in Molsdorf, dieſem unweit Erfurt an der Gera gelegenen Orte mit einem ſchönen Schloſſe und Park, vormals Wohnſitz des bekannten Grafen Gotter, kgl. preußiſchen Kriegsminiſters unter Friedrich dem Großen.

Der Monat Oktober des Jahres 1813 war schon halb verflossen. Seit mehreren Tagen hatte man vom Kriegsschauplatze keine bestimmte Nachricht erhalten. Es liefen nur dunkle Gerüchte von einer für Napoleon nachtheiligen Schlacht umher. In Erfurt war eine außerordentliche Anzahl Verwundeter eingetroffen. Tausende hatten auf dem Graben, dem Platze vor dem Dom, Tausende vor der Stadt gelegen. Die französischen Ehrengardisten, welche seit mehreren Wochen in dem benachbarten Ichtershausen einquartiert waren, brachen schleunig auf und nahmen ihre Richtung nach Westen. Ein Unteroffizier sagte, sie zögen nach Frankreich zurück, ihr Kaiser habe einen großen Sieg erfochten und brauche sie nicht mehr.

Am 19. Oktober schickte der Gutspachter Bennewitz einen mit Branntwein beladenen Wagen von Molsdorf nach Weimar. Bei Nohra hielten ihn österreichische Dragoner an und sagten zum Knechte, er möge dahin zurückfahren woher er gekommen, nach Weimar könne er nicht gelangen. Hieraus schlossen wir, Oesterreich habe sich mit Preußen und Rußland verbunden.

Den 21. Oktober kamen mehrere Leute voll Bestürzung von den Feldern auf den Anhöhen jenseits der Gera in das Dorf gelaufen und erzählten, daß sich aus der Gegend von Naumburg Kanonendonner vernehmen lasse. Wir fingen nun an, unsere Sachen zu verbergen, da der Schauplatz des Krieges so nahe war.

Einige Franzosen, die sich sehr schlecht betrugen, lagen noch im Dorfe, aber in der Morgendämmerung des 22. brachen sie sammt und sonders auf und eilten voller Bestürzung davon. Alles freute sich, solche Gäste los zu werden, und zwar, wie man hoffte, auf immer.

Am Abend des 22sten war der nördliche Himmel furchtbar geröthet. Wir erfuhren, daß dies der Wiederschein unzähliger Wachtfeuer sei, welche das französische Heer auf seinem Rückzuge an der Landstraße angezündet.

Der Morgen des 23sten brach an, feuchte, trübe Nebel senkten sich auf die herbstliche Gegend und vermehrten die bange Stimmung, in welcher sich Alle in Erwartung dessen, was kommen würde, befanden. Ich spähte umher und gewahrte mehrere in Nebel gehüllte Reiter. Sie jagten von dem Elsterberge hinab nach der Gera, setzten durch den Fluß und sprengten in's Dorf. Hier konnte ich sie deutlich sehen. Sie saßen zusammengekauert auf kleinen mageren Pferden, waren mit dunklen, weiten, unsren Schlafröcken ähnlichen Gewändern bekleidet, trugen mit Pelz verbrämte Mützen und Lanzen von beträchtlicher Länge. Das waren die er-

sten Kosaken, die ich sah, an Zahl etwa anderthalb Hundert. Sie fragten, wo Ingersleben liege, und erhielten Boten, die sie dorthin führen sollten. Zu Mittag kamen sie zurück und lagerten sich in der Nähe des Backhauses auf dem Rasen. Alles, was von Lebensmitteln und geistigen Getränken bei der Hand war, wurde ihnen willig dargebracht. Sie stahlen nicht das mindeste und waren genügsam. Während sie Mahlzeit hielten, hörte man Gewehrfeuer. Der Schall kam aus der Gegend von Möbisburg, wo Kosaken und Franzosen handgemein worden waren. Das Gewehrfeuer dauerte fort, bis der Abend zu dämmern begann. Da setzte sich ein Trupp Franzosen im nördlichen Theile Molsdorf's unweit der Schenke fest. Als dies die Kosaken vernahmen, schwangen sie sich in die Sättel, flogen, wie Vögel in der Luft, mit gespannten Pistolen das Dorf hinab, mit Hurrahruf auf die Franzosen los und feuerten gegen sie, ohne einen zu verwunden oder zu tödten. Die Franzosen ergaben sich und wurden am 24sten von den Kosaken weggeführt.

An demselben Tage flüchteten sich mehrere Bewohner benachbarter Ortschaften nach Molsdorf. Sie waren von Franzosen ausgeplündert worden. Was diese ihnen übrig gelassen, das hatten Kosaken und Oesterreicher noch geraubt. Dabei verstanden die Kosaken meisterhaft zu brandschatzen. Einer nahm unter anderm einem Geistlichen seine goldene Taschenuhr ab. Dieser suchte den Kosaken zur Wiederherausgabe zu bewegen und zeigte ihm einen Thaler. Der Kosak schüttelt mit dem Kopf. Der Geistliche zeigt ihm zwei, drei, vier, fünf und mehr Thaler. Endlich steigt die Summe bis auf zehn. Da streicht der Kosak sie ein und geht mit Geld und Uhr gravitätisch davon. Ein andrer Kosak bot einem Einwohner eine kostbare Halskette um einen Spottpreis zum Kauf an. Der Einwohner zahlt den Preis auf den Tisch, der Kosak steckt Geld und Kette ein und verläßt lachend den Geprellten.

Den 26sten trat die Kirmeß bei uns ein. Diesmal war aber an eine Feier derselben nicht zu denken. Den ganzen Tag zogen Truppen durch den Ort und ließen Plünderung befürchten. Einige mit Pfeilen und Bogen bewaffnete Baschkiren fielen mir besonders auf. Sie waren von mittlerer Größe und starkem Gliederbau, hatten platte, aber frische Gesichter, dunkles Haar, große Ohren, kleine aber vielsagende Augen. Sie blickten freundlich umher und kos'ten mit Kindern, wo sie deren gewahr wurden. Uebrigens waren sie sehr unreinlich. Sauerkraut steckten sie mit den Händen in den Mund und schoben, was sie nicht aufessen konnten, in die weiten Taschen ihrer dunkelfarbigen Röcke, an denen die Brühe herabträufelte.

Den 27sten sahen wir das österreichische leichte Korps unter dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Bubna vorüberziehen. Es war gegen 22,000 Mann stark. Die Blankenstein'schen und Kienmeyer'schen Husaren, lauter Ungarn, nahmen sich gut aus. Das eine dieser Regimenter trug kornblumenblaue Uniformen und mit hellgrünem Tuch überzogene Czakos. Die herrlichen Pferde verdienten Bewunderung. Es folgten ungarische Grenadiere, schlank gewachsene Gestalten mit hohen Bärenmützen und knapp anliegenden, hellblauen Beinkleidern, böhmische Landwehrmänner, stämmig, in einfacher weißer Kleidung, von ächt kriegerischem Aussehen. Bei jedem Infanterieregimente befand sich ein zahlreiches Musikchor, das fortwährend muntere Weisen spielte. Zwischen den dahin ziehenden Kolonnen wurden große Heerden Rindvieh, darunter ungarische Ochsen mit weitgestreckten Hörnern, einhergetrieben. Den Heerden schlossen sich Wagen mit großen Käfigen an, in welche Federvieh eingesperrt war. Häufig trennten sich Gemeine von dem Zug, drangen in Haus und Hof ein und nahmen mit Gewalt, was ihnen zu Gesichte kam, besonders Hühner und Gänse. Bei einem Einwohner, Leonhard Cronefeld, stahlen sie ein Viertel Mehl und zugleich auch ein Viertel pulverisirten Kalk. Welches Brot mag beides zusammen gegeben haben? Die in Scheunen und Ställen unter Laub und Stroh versteckten Kirmeßkuchen wurden alle von dem Diebsgesindel aufgefunden.

Als die Oesterreicher vorüber waren, kamen Nachmittags von Thörei und Rehstedt herüber russische Stückknechte. Anfangs verlangten sie blos Futter für ihre Pferde, bald aber brachen sie in die Häuser ein, raubten Alles, was ihnen anstand, und zertrümmerten, was sie nicht fortschleppen konnten. Der Gutspachter Bennewitz hatte das eiserne Gitterthor des Schloßhofes verschließen lassen. Alle ihre Versuche, es aufzusprengen, waren vergebens. Endlich gelang es ihnen, über das hölzerne Thor eines Nebenhofes zu steigen und einzudringen. Sie schossen nach dem fliehenden Verwalter Eichler und hausten fürchterlich. Wer den Gräuel der Verwüstung nicht gesehen, kann sich keine Vorstellung davon machen. Ein Theil der Plünderer eilte nach dem Schulhaus, ein Theil nach der Pfarrwohnung. In ersterem wurde Alles zerschlagen, in letzterer trat ihnen der Pfarrer Zahn, eine hohe Gestalt, eben so freundlich als würdevoll entgegen, wie sehr er auch fürchtete, mißhandelt zu werden. Alle seine guten Sachen, Silberzeug und Wäsche, hatte er vergraben oder sonst verborgen. Die Eingedrungenen fanden daher nur weniges von Werth, darunter ein sammtenes Altartuch. Der Geistliche sah das Tuch mit Schrecken in ihren

Händen und wußte nicht, wie er sich ihnen verständlich machen sollte. Endlich merkte er, daß einige der deutschen Sprache kundig waren. Zu diesen wendete er sich mit den Worten: „Nehmet Alles, was ich besitze, ich will keine finstere Miene dazu ziehen, nur entehrt euren guten und großen Kaiser nicht durch Kirchenraub, durch welchen die Franzosen in Rußland und Polen des Himmels Fluch auf sich geladen haben!“ Sogleich legten sie das Altartuch wieder zusammen, bekreuzten sich die Brust, verbeugten sich und gingen zur Thüre hinaus. Als Gegenstück führe ich an, daß zu gleicher Zeit in einem benachbarten Orte Oesterreicher einem Geistlichen nicht nur den Chorrock auszogen, sondern auch, seiner Vermahnungen ohngeachtet, ein Crucifix und die heiligen Altargefäße wegnahmen.

Ich selbst hatte mich während der Plünderung mit meinen Eltern und Geschwistern in das Schloß geflüchtet. Die Nacht brach an und erhöhte unsere Angst. Licht durften wir nicht sehen lassen, um uns nicht zu verrathen. Wir standen in dem dunklen Bibliothekzimmer an den Fenstern und spähten in die schauervolle Nacht hinaus. Wilder Sturm brauste in den hohen Bäumen des Schloßgartens und jagte schwarze Wolken am Himmel dahin. Der südliche Himmel über Arnstadt, wo der Kaiser Alexander von Rußland sein Hauptquartier hatte, war von Wachtfeuern geröthet. Die Sterne erblichen ob solchem Glanze und doch blieb graufe Nacht über die Gegend verbreitet. Ein Gewirr starker und schwacher Töne traf von nah und fern her das Ohr. Ich horchte auf und unterschied Postenruf, Waffengeklirr, Hufschlag, Scharren und Schnauben von Pferden, das Rollen schwerer Wagen und Geschütze, Gesang, Fluchen und Wortwechsel, den Schall von Axthieben, das Krachen niederstürzender Bäume und zerbrechender Bretter. Bei dem leisesten Geräusch in der Nähe des Schlosses, bei jedem Windstoß, der das dürre Laub an den Spalieren der Mauer bewegte, fürchteten wir, daß rohe Kriegsgesellen in das Schloß einbrechen und uns mißhandeln möchten. In diesen gefahrdrohenden Stunden lernte ich die ganze Stufenleiter der Angst kennen.

Und doch keimte in ihnen auch süßes Lebensglück. Ein Jüngling und ein Mädchen aus sich fern stehenden Familien, die bei der allgemeinen Flucht der Einwohner von den Ihrigen abgekommen und durch Zufall in ein gemeinsames Versteck geführt worden waren, lernten sich daselbst in Beweisen wechselseitiger Theilnahme kennen und wurden später ein glückliches Ehepaar.

Den 25sten hörten wir, daß die Einschließung von Erfurt durch das zweite preußische Armeecorps unter dem General-Lieutenant von Kleist begonnen habe. Alle Thore seien gesperrt und Niemand werde mehr weder herein noch heraus gelassen. Desto zahlreicher waren nun die Durchzüge von Truppen der Verbündeten durch die rechts und links von der Stadt liegenden Ortschaften.

Den 28sten sahen wir einen großen russischen Artilleriepark mit starker Bedeckung. Welche Nationen waren da repräsentirt! Baschkiren, Kalmücken, Kirgisen, mongolische Tartaren und uralische Kosaken, bunt durch einander gemischt. Sie waren in ihrer Nationaltracht und fast alle mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Einige hatten erbeutete französische Chasseursuniformen angezogen, die grell von ihrer übrigen sonderbaren Rüstung abstachen. Da sie Muhamedaner waren, so verbaten sie sich Schweinefleisch und forderten Mehl- oder Reisspeisen nebst Häringen.

Den 29sten sahen wir ein großes Feuerzeichen am nordöstlichen Himmel. Den nächsten Morgen erfuhren wir, daß die Franzosen einen Ausfall aus Erfurt gemacht und das kleine Dorf Daberstadt in Brand gesteckt hatten, weil es im Bereich der Festung lag und die Vertheidigung derselben hinderte. Die herbei geeilten preußischen Jäger und Kosaken, die den Brand abzuwehren gesucht, waren durch die vor dem Dorf errichtete Batterie der Franzosen zum Rückzug gezwungen worden. Als schon das Dorf an allen Ecken brannte, sah die erst vor wenigen Jahren neu erbaute Kirche mit ihrem schlanken Glockenthürmchen noch unverletzt von ihrem sanften Hügel in das romantische Thal hinab. Da schleuderte ein Franzose auch in ihr Inneres einen Feuerbrand, so daß sie bald darauf in rauchende Trümmer zusammenstürzte. Nicht ein einziges Gebäude des Dörfchens blieb stehen und selbst die es umgebenden dichten Büsche und schlanken Pappeln wurden von den Flammen verzehrt.

Den 3. November sahen wir zwei russische Batterieen, die bisher in Ichtershausen gestanden hatten, vorüberfahren. Wir zählten acht zwölfpfündige Kanonen und acht Haubitzen. Der Commandeur, ein junger, mit mehreren Orden geschmückter Hauptmann, sprach als geborner Lief-

länder das Deutsche sehr gut und sagte, daß diese Batterieen zur Beschießung von Erfurt bestimmt seien.

Den 6. November vernahmen wir schon des Morgens zwischen fünf und sechs Uhr den Donner der Geschütze. Schuß fiel auf Schuß. Die nebelige Luft war in beständiger Vibration. Sie bewegte sich gleichsam wellenartig und bald stärker, bald schwächer hörbar, je nachdem die Schüsse stärker oder schwächer, näher oder entfernter fielen. Die Beschießung dauerte bis zum Einbruch der Nacht ununterbrochen und in gleicher Stärke fort. Dann fielen die Schüsse einzeln und in größeren Zwischenräumen. Die Finsterniß der feuchtkalten Nacht ließ uns erst gewahr werden, daß eine große Feuersbrunst in der Festung wüthete. Sie war schon Vormittags ausgebrochen; aber der dichte Nebel hatte das Wahrnehmen der Rauchsäulen und der Glut verhindert. Schon den andern Tag erfuhren wir, daß 120 bis 130 Gebäude in der Stadt und das herrliche Kloster auf dem Petersberge abgebrannt waren.

Nach dieser Beschießung suchte der Gouverneur von Erfurt, General d'Alton, um einen Waffenstillstand nach, der anfangs auf 48 Stunden abgeschlossen, dann bis zum 20. November verlängert wurde. Da General d'Alton die Uebergabe verweigerte, so wurde ihm der Waffenstillstand gekündigt und der Belagerungskrieg erneut. Wir hörten wieder oft Kanonendonner; doch wurde weniger von den Belagerern in die Festung hinein, als von den Belagerten herausgeschossen.

Inzwischen dauerten die Durchmärsche russischer, preußischer und österreichischer Truppen in Molsdorf und den benachbarten Dörfern immer fort. Ein österreichischer Offizier, Kroat von Geburt, welcher die deutsche Sprache aus der Grammatik erlernt hatte, sprach mit wahrer Kindlichkeit von seiner Familie und lud uns ganz ernstlich ein, ihn nach dem Kriege in Kroatien zu besuchen, wo er die herzliche Aufnahme und genossene Gastfreundschaft vergelten wolle.

Gegen Ende des Novembers begann die traurige Zeit, in welcher das Nervenfieber so viele Menschen wegraffte. Die während der Kriegsunruhen ausgestandenen Strapazen und Drangsale und die damit verbundenen heftigen Gemüthsbewegungen hatten den Keim zu dieser Krankheit gelegt und genährt. Sie griff immer weiter um sich, seit das herzogl. Schloß und die Hofgärtnerswohnung in Molsdorf zu Lazarethen eingerichtet worden waren. Dieserhalb war den 1. December der preußische Regimentsarzt Hirschmann angelangt und hatte seine Wohnung im Schlosse genommen. Kaum hatte er die nothdürftigsten Einrichtungen getroffen, so

kamen schon mehr als 40 Wagen mit 300 Kranken an, von denen in der folgenden Nacht einige starben. Bald wuchs die Zahl der Kranken bis auf 500, sodaß es für einen großen Theil derselben an Lagerstätten, Matrazen und wollenen Decken mangelte. Die Sterbefälle vermehrten sich dadurch außerordentlich und in kurzer Zeit wurden auf dem Pfarreiacker hinter dem Schloßgarten 150 Leichen beerdigt. Hirschmann wollte auch in die Prachtzimmer des Schlosses Kranke legen. Da begab sich der Aufseher desselben, Hauptmann Bube, nach Melchendorf zum General-Lieutenant von Kleist und bewirkte durch seine Vorstellungen, daß diese Zimmer verschont und so ihre werthvollen Wand- und Deckengemälde vor Verderben bewahrt wurden. Hierauf richtete Hirschmann die Pfarrwohnung zum Lazareth ein. Er ließ 14 Lagerstellen für Offiziere im obern Stockwerk aufschlagen. Dann besah er die Kirche und fand auch diese zum Lazareth geeignet. Dabei gab er dem Pfarrer und dem Schultheißen zu verstehen, daß er von ihr ablassen wolle, wenn die Gemeinde dies mit Geld erkaufe. Das Geld wollte er angeblich zur Anschaffung von wollenen Decken für Kranke verwenden. Den 15. December kam der Prinz August von Preußen, der sein Hauptquartier in Egstädt hatte, um die Lazarethe zu besichtigen. Ich sah ihn mit seinem Gefolge von 16 bis 18 Personen von der Hofgärtnerwohnung in's Schloß gehen. Er war ein großer, schöner Herr. Dem Regimentsarzt Hirschmann bezeugte er in heftigen Worten seine Unzufriedenheit wegen des im Schlosse herrschenden Schmutzes, den Bataillonschirurgen Fibig, unter dem das Lazareth in der Hofgärtnerswohnung stand, belobte er dagegen.

Da die Lazarethe überfüllt waren, so wurden mehrere Halbgenesene daraus entlassen und bei den Einwohnern des Ortes einquartiert. Seitdem nahmen die Erkrankungsfälle unter den Einwohnern sehr zu, wahrscheinlich, weil jene Halbgenesenen den Ansteckungsstoff vermittelst ihrer Kleider oder auch ihrer Ausdünstung mitgetheilt hatten. Am Schlusse des Jahres 1813 waren nur fünf Häuser im Orte, in welchen keine Nervenkranke lagen. Im Januar starben von den 350 Einwohnern funfzig, an manchem Tage sechs oder sieben. Am Fest der Erscheinung Christi war die Kirche nur von fünf Leuten besucht. Von da an wurde vier Wochen lang kein Gottesdienst gehalten. Erst im Februar nahmen die Erkrankungs- und Sterbefälle bedeutend ab.

Inzwischen waren schon am 3. Januar die Lazarethe nach Stadt-Ilm verlegt worden, während der Regimentsarzt Hirschmann noch eine Zeit lang krank im Schlosse zurückblieb. Die Gefühllosigkeit, die er und die

Lazarethwärter an den Tag gelegt, läßt sich nicht beschreiben. Wir hatten gesehen, daß Menschen ihres Gleichen, wie ein Stück Vieh, ja, wie ein Stück Holz behandeln können. Das Schauderhafteste hatten wir erlebt.

Nach eingetretenem Frost reichte die schwache Besatzung von Erfurt nicht mehr hin, die weitläufigen Festungswerke zu vertheidigen und die Stadt gegen die Gefahr eines nächtlichen Eindringens zu schützen. General d'Alton schloß daher am 20. December nochmals Waffenstillstand, in Folge dessen er am 6. Januar die Stadt dem General-Lieutenant von Kleist übergab, während er sich mit der Besatzung auf den Petersberg und die Cyriaksburg zurückzog. Die Preußen hielten um 12 Uhr ihren Einzug durch das Krämpferthor in die Stadt. Alle Glocken erklangen und eine dichtgedrängte, jubelnde Volksmenge wälzte sich den Errettern entgegen. Eine Abtheilung französischer Kürassiere, ihren Obersten Turenne an der Spitze, eröffnete den Zug. Sie schäumten vor Wuth über das Jubelgeschrei des Volkes. An die Reiter schloß sich eine Abtheilung französischer Infanterie. Darauf kamen der General-Lieutenant von Kleist und der General von Borstell nebst ihrem glänzenden Generalstabe zu Pferde. Ihnen folgten sechs blasende Trompeter einer Landwehr-Uhlaneneskadron in einfacher grauer Uniform, die Czakos mit Kreuzen bezeichnet. Den Schluß bildete ein Bataillon Infanterie von der schlesischen Landwehr mit einem Corps Janitscharenmusik. So ging der Zug unter dem unaufhörlichen Jubel des Volkes nach dem Anger, wo ihm der Gesang: „Nun danket alle Gott!" begleitet von Posaunenschall, entgegentönte. Alles war tief ergriffen, Thränen der Rührung glänzten in jedem Auge. Da fielen plötzlich einige Flintenschüsse in der Gegend des Ursulinerklosters am Ende des Angers und sogleich stürzte sich das Volk in wilden Wogen dorthin. Ein betrunkener französischer Offizier hatte von der bei der Napoleonssäule stehenden Wache auf das um die aufmarschirenden Preußen sich drängende Volk feuern lassen, und den Prinzen Bernhard von Weimar, der eben in den nahen Gasthof zum Kaiser gehen wollte, mit seinem Degen in den Schenkel gestochen, auch mit einer Flinte, die er einem französischen Soldaten aus der Hand gerissen, nach ihm geschossen, ihn aber zum Glück nicht getroffen. Die Bürger stürzten sich wüthend auf den Offizier, warfen im Ringen ihn mehrmals nieder und traten ihn mit Füßen. Endlich entriß ein junger Mensch einem französischen Soldaten sein Bajonnet und stieß es dem Offizier in die Seite, daß er alsbald verschied. Alsdann fielen die Bürger über die Soldaten der Wache her und mißhandelten sie fürchterlich, so daß die Preußen sie in Schutz nahmen. Gleich nach die-

sem Vorfall steckten die Bürger die aus hölzernen Balken bestehende und mit gegipster Leinwand überzogene Napoleonssäule, welche die Preußen zu schonen versprochen hatten, in Brand. Sie schnitten den in der Nähe haltenden Fuhrleuten die Schmiereimer von den Wagen ab und warfen sie in's Feuer, um ihm mehr Nahrung zu geben. Als ich Abends an der von Flammen umlohten Säule vorüberging und eben die Gesundheit des Königs von Preußen unter Trompetenklang getrunken wurde, stürzte die Säule zusammen. Ein erstickender, mit Funken vermischter Qualm verbreitete sich weit umher. Er verging, wie der Nimbus dessen, dem die Säule errichtet gewesen war.

So sehr wir auch auf dem Lande bedrängt worden waren, noch größer war die Bedrängniß der Bürger Erfurts gewesen. Ein Kaufmann Amelung zeigte uns ein kleines Säckchen. Es war Salz darin. Wie mit Gold hatte er damit Haus gehalten und täglich nur wenige Körner verbraucht.

Auf dem Rückwege nach Molsdorf begegneten wir mehr als 2000 Mann preußischer Landwehr, die nun in weitläufigere Cantonirungsquartiere verlegt wurden, z. B. nach Bischleben, Stedten u. s. w. Molsdorf erhielt Landwehr-Dragoner.

Bald nach der Uebernahme der Stadt Erfurt wurde General-Lieutenant von Kleist durch den General Dobschütz, den Sturmeshelden von Wittenberg, abgelöst und führte das zweite preußische Armeecorps nach Frankreich. Der General Dobschütz schickte dem General d'Alton am 18. April die Nummern des Moniteur vom 31. März und 1. April zu, welche die wichtigen Nachrichten der Einnahme von Paris durch die Verbündeten und von der Absetzung Napoleons durch den Senat enthielten und forderte ihn zur Uebergabe auf; d'Alton aber lehnte sie ab und pflanzte erst, nachdem ein Bevollmächtigter des Grafen Artois aus Paris in Erfurt eingetroffen war, die weiße Fahne auf die Wälle des Petersberges und der

Cyriaksburg. Endlich nach langem Unterhandeln wurde der 16. Mai zur Uebergabe beider Citadellen bestimmt. Am 15ten erging an alle Truppen des Belagerungscorps der Befehl, den folgenden Tag früh 5 Uhr bei Schmira einzutreffen. Das Corps bildete zu beiden Seiten der Chaussee doppelte Reihen und erwartete den Abzug der Franzosen. Dieser erfolgte in drei Abtheilungen. An der Spitze des Zuges ritten Dobschütz und d'Alton friedlich neben einander. Es waren noch 1884 Mann mit 250 Offizieren, die in voller Rüstung den Marsch nach Frankreich antraten. Sie nahmen 6 Feldkanonen, 71 Bagage- und 24 Munitionswagen mit sich. In den Citadellen ließen sie 180 Kanonen und mehrere tausend Centner Munition zurück.

So hatte denn die Zwingherschaft der Franzosen auch hier ihr Ende gefunden, Alles war darüber voller Freude und Jubel!

Am Weihnachtsabend.

Von A. Fugmann in Coburg.

Tannenbäumchen, helle Kerzen,
Zuckerduft und Weihnachtsstand
Und ein Jauchzen und ein Scherzen
Tönt ringsum im Christenland.

Alle Kinder jubeln heute,
Heil'ger Christ hat ja bescheert,
Mächtig klingt das Festgeläute,
Freud' ist allwärts eingekehrt.

Doch was seh' ich dort durch's Fenster?
Ist es Wahrheit, ist es Traum?
Mich erfaßt es wie Gespenster,
Meinen Augen trau' ich kaum!

Statt des Christbaums heller Freude
Leuchtet dort ein Todtenschrein;
Vater, Mutter starben heute,
Und mein Kind, du bist allein.

Seht, dem Sarge folgt gar traurig
Jener Todten armes Kind,
Weint und betet, o wie schaurig,
Zittert, wie das Laub im Wind.

Bete nur, du armer Knabe,
Schrecklich, wahrlich, ist dein Loos;
Christbaum wird zum Bettelstabe, —
Wandre Kind, die Welt ist groß!

Drei volksthümliche Bilder.

Von **A. Sommer** in Rudolstadt.

I. D'r alte Commerzjenrath.

Wenn ech su an de alten Zeiten mich erönnere un in mein' Gedanken die Leite alle dorchgih, die ech su gekennt ha, un die nune lange tudt sinn, un wemmer'sch nachen ös, als wenn ech Dan un Gen lebennig vor mir sög, wie ar su gewasen ös, met sein' Aegenhäten, in sein' ganzen Wasen und Manierden, da will mer'sch manchmal su vörkomme, als wenn's etze gar käne solchen Leite merre göb, wie sonsten. Da war d'r alte Commerzjenrath Knorpel, gucke, su änn Mann föndt mer etze gar nech merre, der stand bei Alt un Jong huch in Ehren, vor dan that ä Jeds garne seine Mötze ronger, un wan mer nur hierte, der konnte nech satt Lobens ware iber 'n; das war aber a ä Mann su racht nach 'n Evangeljen, de Liebe un Freindlichkät salber, dar jeden Könne garne änne Fräde machte un allen armen Leiten zusteckte, was 'r konnte, daß käns bei 'n rauskommen ös, dar nech ä kreizfideles Geschöchte

gemacht hätte. War änne gruße Sorge off 'n Harzen hatte un sich sein' Leibe känn Rath merre woßte, dar rennte naus bei 'n Commerzjenrath un klahte falt seine Nuth, un wenn dar a honnerterlä Sachen in Kopfe un alle Hände voll zu thun hatte, ar ließ sich doch nischt merke un setzte sich gleich met 'n hönn un macht 'n Muth un beleichte de Sache von höng un von vorne, bis 'n se 's rachte Flackchen getroffen un ä Möttelchen rausgefong hatten, was halfe mußte, un wenn 'r a salber derzu in de Ficke greife mußte. Ech ha gar manchmal gesihe, wie su ä Mann oder änne Fra met änn schwiren Kreize off 'n Buckel un änn Armensindergesöchte bei 'n neingewankt ös, un sinn nachen hämgang su geschwönne un su leichte, daß mer merke konnte, daß 'n ä grußer Stän von Harzen ronger war. Mer mußte sich nur wonnere, wu dar Mann alle Geduld harnahm, denn das röß nech ab bei 'n, un ar ließ än Jeden sein Gahrig mache, un wenn 's a noch su lange dauerte, un horchte su thälnahmend zu un frahte su freindlich nach Allen un ließ sich Alles klar mache, als wenn 's de wichtigste Sache fer ihn wär. Un da worde epper kä Onterschied gemacht, wenn 's a d'r ärmste Bauerschmann war, dar bei 'n kam, un wenn 'r a seine Stobe ä bößchen drackig machte. 'n alten Hanndommerich von Kolks, dar nech d'r Renklichste war, un dan mer nech gerade als Rächerkarzchen brauche konnte, dan ha ech sattmals bei 'n off 'n Kanapee sih sötze; ar woßte wul, daß mer bei solchen Leiten änn Pflock zerröcke stecke muß, un daß, war 'n ganzen Tag in Dracke rommknate muß, nech rieche kann, wie Ottekollonje. Dar arme Teifel konnte nech zu sein' Rachte komme, da hat sich aber d'r Commerzjenrath derhöngergeläht un de Sache dorchgefochten, daß d'r alte Hanndommerich vor Fräden bald ös narrsch worn un hat 'n sein' Labensengel gehäßen allerwend. Un das war d'r aenz'ge nech.

D'r Commerzjenrath war ä langer, derrer Mann, un ar ging ä linzchen geduckfen; seine Haare waren schonne lange weiß, denn ar war kä Jingling merre, aber war 'n in das ruthback'ge Gesöchte nein guckte, das änn su freindlich anlachte, un die hallen blauen Agen leichte sah, su sielengut, wie von änn Könne, der glabte 's nech, daß 'r schonne su alt war, un dar konnte nech annersch, ar mußt 'n gut sei. Ech sihn noch, wenn 'r su de Straße auferhönn trippelte, ömmer in änn schnieweißen Halstuche met äner grußen Hemdekrausel, in änn spiegelblanken Rocke un Stolpenstöfeln un 's spansche Ruhr met 'n goldnen Knopfe in d'r Hand, met den 'r ömmer höng naus schlenkerte; wie ar allen Leiten freindlich zunockte un Dan un Gen off de Achsel klopfte un ä paar Wertchen met 'n schwatzte, wie da ä Jeds sich freite, wenn 'r 'n sach un sei Compelment mache konnte.

Wenn aber Könner off d'r Gasse waren, da blieb 'r allemal stihnig un streichelt 'n de Backen un hollte was aus seiner Rocksicke raus un gab's 'n, änne Pommeranzje, oder ä Zockerplatzchen, oder was 'r gerade bei sich hatte. Denn 's Gaben war sei größtes Vergnigen; war bei 'n kam, mußte was einstecke, das ging absolut nech annersch, un wenn 's nur ä Krapfelchen oder ä Pfafferkuchen war; 'n langen Rath Mohrus hat ar ämal änne Kluppe Krammser, die er gerade da liegnig hatte, in de Sicke nein gewärcht. In dar Zeit aber, wu 's Brazeln gab, da ließ ar kä Menschen zer Thör naus, dar nech ä paar hatte mißt einstecke. Die Brazeljong, die woßten 's gar nech annersch, wenn se ihre Waare nech lus ware konnten, oder wenn 's sihre kalt war, daß 'n se an de Ziem frur'n, da gingen se bei 'n Commerzjenrath, dar macht 'n de Stangel räne un gab 'n noch was ubendrein, daß 'n se bald sollten widder häm komme. Aemal bei änn grußen Storme, wie su d'r Brazeljonge aben met äner vollen Stangel ins Werthshaus nein wollte, flog ju d'r gruße Thorflögel met aller Gewalt zu un erwischte dan Jong un schlenkert 'n off de Gasse naus, daß 'n Hiern un Sihn verging un seine Brazeln alle in tausend Granatsböpschen rommflogen. Dar arme Jonge wollte jammerlich zu heilen anfange, wie ar die Bescheerung sach, aber d'r Commerzjenrath hatte 's schonne gesihn un pochte an's Fnnster un winkt 'n nöber. Dar Jonge hat nachen mopsfidel seine Brazelstöckchen off gelasen. Un solche Stöckchen sinn alle Tage vörgekomm. In d'r theiern Zeit, wu de Nuth su sihre gruß war un de armen Leite erbarmeglich leide mußten, da hat d'r alte Commerzjenrath sich 's völes, völes Geld laß koste, daß de Armuth was verdiene sollte, un hat sein' Barg lasse harröchte, da hann änne Haarde Leite änne lange Zeit Arbeit gehatt, un ar ös alle Tage naus gang un hat 'n Muth gemacht un hat Schnaps un Brud lasse austhäle, daß 'n se 's nech hann könnt vergasse ihr Labe lang, un daß ä Jeds fer 'n dorch 's Feier geloffen wär. Ar ös freilich a manchmal sihre gemißbraucht wor'n von schlachten Leiten, un Mancher hat 'n nech derför gedankt, aber dassertwegen ließ ar sich nech erre mache in sein' Wasen un hat 's känn Annern laß entgelte, ar mänte, 'n lieben Gott ging 's ju a nech besser, un wenn dar wollte gräppsch ware, da kröchten mer schonne lange alle met nanner nischt merre.

An aller merschten gefällt mer ömmer das Stöckchen met 'n langen Halserich. D'r Commerzjenrath hatte ä Fischwasserchen, da hielt ar gruße Stöcke droff, denn ar aß vor sei Laben gerne änne Furalle. D'r lange Halserich hatte ämal Schinkels Gottlob'n perschwadirt, daß 'n se sinn hämlich nausgang un hann gesischt. Se hann a änne ganze Hetze Fural-

len gefang. Aber wie se sein hämgang, hat 'n doch 's Gewissen geschlahn, daß 'n se sein hönngang bei 'n Commerzjenrath un hann gesaht, ar sollte 's nech ibel nahme, das un das hätten se gemacht, un se hätten 's doch nech iberſch Harze könnt brönge, un do brächten se de Fische.

D'r Alte ös aber doch freindlich gewasen un hat gesaht ferſche, se sollten se nur behalte, aber su würden se wul zu trocken sei, ar wollt 'n Flasche Wein derzu gabe. Un das hat'r a gemacht.

Gucke, ech könnte D'r noch stonnenlang su fort erzöhle von dan guten alten Commerzjenrath, un ech würde doch nech fertig. Aber war 'n gekannt hat, dar werd 'n a nech vergasse un sei Andenken in Ehren halte.

II. Ein Original.

Der alte Lerchenschnabel in Domsdorf ist in seiner Art ein Original. Daß er seine Landwirthschaft aus dem Fundamente versteht und sein stattliches Erbgut in musterhafter Ordnung hält; daß er in behaglichem Wohlstande am rechten Orte auch etwas aufgehen läßt, daß er einen offnen Sinn und rege Theilnahme für alle Gemeindeangelegenheiten an den Tag legt und auch für Dinge, welche über den Kreis seiner bäuerlichen Interessen weit hinausliegen, im Herzen warm werden kann; daß er endlich in seinem gastlichen Hause Jeden freundlich willkommen heißt und auch ein immer offnes Ohr und eine willige Hand hat für die Armuth, welche vertrauensvoll an seine Thür klopft — das sind lauter bekannte Züge, um derentwillen der biedre Alte allgemeine Achtung und Liebe genießt, so daß ihm jeder seiner vielen Bekannten, auch in den städtischen Kreisen, so oft er dort sich sehen läßt, — und er liebt es, am Sonntag einer heitern Geselligkeit nachzugehen — mit aufrichtigem, herzlichen Wohlwollen die Hand schüttelt. Aber Originelles liegt darin nicht, wir treffen vielmehr wohl in allen Dörfern unsres lieben Thüringen Persönlichkeiten an, welche in dem allen unserm Lerchenschnabel ähnlich sehen, wie ein Bruder dem andern. Auch die äußere Erscheinung des

wackern Alten hat durchaus nichts Auffallendes und unterscheidet sich nicht im geringsten von andern seiner Berufs- und Standesgenossen. Das Eigenthümliche, das ihn auszeichnet und um deswillen seine Persönlichkeit unverwischbar in der Erinnerung feststeht, sobald man ihm einmal nahe gekommen ist, liegt lediglich in seiner Ausdrucksweise, welche so sonderbar in ihrer Art ist und namentlich bei zusammenhängender Rede so überaus komisch wirkt, daß sie einen unvertilgbar heitern Eindruck hinterläßt. Lerchenschnabel spricht viel und gern und liebt es auch, in oratorischer Weise seine Ansichten und Urtheile zusammenzustellen, läßt sich aber dabei an dem derzeitigen Reichthume unserer Sprache keineswegs genügen, sondern ist so unerschöpflich und schöpferisch an neuen Wörtern, Formen, Biegungen und Wendungen, daß es dem Hörer oft nicht geringe Mühe kostet, in der originellen Sprachbildung augenblicklich sich zurechtzufinden. Ich habe daher die wortgetreue Aufzeichnung eines solchen Sprechstückes für der Mühe werth gehalten. Mein guter Alter wird mir darum nicht gram werden, wird vielmehr selber herzlich lachen müssen, wenn er etwa lesen sollte, mit welcher wörtlichen Genauigkeit ich ihm seine Rede abgelauscht habe, die er uns einmal gehalten hat, um uns seine Ansicht über die Separation, welche damals gerade eifrig besprochen wurde, und welche ihn, beiläufig gesagt, nicht unter ihre Freunde und Gönner zählt, mitzutheilen. Hier ist sie:

„Hörnse, meine Herrn, weil Se ämal dan Gegenstand in Anregenhät bröng, da will ech Sie ooch äne Berichtung driber thu, wie ech se met mein' Gefihle in Anmassenhät versetzt habe, un wo Se mir wohl gewöß warn Racht erthäle, wenn ech ooch nech so die Darlegungstalente habe. Hörnse, es ös äne große Onterschiedenhät in 'n Verhältnisse, verstehnse, wie 's bei uns ös un meintwegen wo anderſch, dadrauf kömmt gar viel an, un wemmer das nech wollte derbei in Berathung nahme, hörnse, da werrde de Sache ä ganz falsches Wasen krieche. Nahmse ämal an, meine Herrn, viele von unsern Leitchen, die etzonder, ech will ämal sage, ihre paar Ackerchen Feld gleich an ihrer Hofreithe hann un solln nachen, war wöß, wie weit, naus registrirt ware, hörnse, das ös käne Endschadigung nech, die warn da darmet nech genigsam sei, da muß mer nur sei Gefihl of de niddrige Classe hönnwarfe. Dassertwegen ös das meine Aufstellung, hörnse, un dadrönne laß ech mich nech abgeneigt mache, vor uns paßt de Separation nech, un wenn se ooch vielleicht vor größere Grundägenthimer ä anreizendes Wasen sollte habe, das will ech meintwegen nech in Abredung setze, alläne aber die klänern Leitchen, verstehnse, die warn käne Vorthälhaftigkät könne draus zieh."

III. Ne Jagdstöckchen.

Ich bin ämal met Wachtelhauersch Gottfried'n off de Jagd gang, das kann ech mei Labtage nech vergasse, da bin ech ludermaßig angefihrt wor'n, un 's dauert mich heite noch das völe Polver, was ech saltdamals verplatzt ha. Mir waren schonne ä Stonner dreie rommgelatscht un hatten käne Laus zu sihn gekröcht, daß mer höllsch rackerig waren. Etze gings änn grußen Höckel noff, un wie mer an ä Döckig kamen, sahte Gottfried vor mer: „Horch, Heinrich, gih du salt nan, ech will höng romm, un vorne komm' mer widder besamm, gab aber achtjen, dahierden göbt's Hasen satt, daß wöß'ch. Ech ging also meiner Wage fort un paßte off, wie ä Heftelmacher, aber ech sach nischt. Etze, wie 'ch aus 'n Döck'ge rayskomme, 's war ä bößchen nabelig dan Tag, da war mer'sch, als wenn ech was hätte sih vor mer wabele. Ech machte mich also zurachte, un röchtig, wie ech noch ä paar Schröttchen sachtjen gegang' war, da sach'ch vorne an Ranne änn mordjalschen Hasen offhumpele, aber met änn Satze war 'r 'n Barge nonger, daß ech nech fir satt konnte fertig ware. Ech wollte mich schonne argere, da kam aber widder äner gesprong, dan platzt 'ch off 'n Pelz; ech mußt 'n aber gefahlt ha, denn er rannte a 'n Barge nab. Etze kam d'r drötte off danfalben Flacke raus, herre! Poch! Widder 'n Barge nab. Ech konnte nech fir satt lade, denn ömmer äner om 'n annern kam gerennt, daß ech mich nech satt wonnern konnte, wu nur die Hasen alle harkamen. Ech laderte ömmer droff un drein, denkst 'n aber, daß su änne Kanallje wollte sterze? proste Mahlzeit, alle zun Barge nein, daß ech die die Luder gleich hätte könnt erwärche. Gottfried hatte schonne von weiten das Gedonnere gehiert un kam etze gerannt, wie ech aben widder lusbrennte. Da fing dar off ämal gerade naus an zu bröllen un hielt sich 'n Bauch vor Lachen und schriech: Jo, du Damel, da guck d'r doch deine Hasen ämal racht an! Da betracht 'ch mer de Sache genauer, un nune sach'ch, wu die Hasen alle harkamen. Hönger dan Höckel stand änne Windmihle, dar ihre Patschen rächten gerade ä Eckchen iber'n Rand noff, daß mer die Spitzen su nach ä nander hönnlafe sach. Siehste, das waren meine Hasen gewasen.

Der Pfarre und der Handwerksborsch.

(Heldburger Mundart.)

Von P. Motz in Heldburg.

Der Pfarre X hot in der Schtadt
A Komferenz un ag
Dés un des sall zu tun gehatt
Un war schönt uff'm Wag.

Er hot sei Pfaüf'm ausgeklopft,
(Denn Rahgen war sei Sach,)
Un hot se widder frisch ge-
schtopft
Un wollt nu Faüer mach.

Dés Faüerzaüg! — er findt's
halt nétt,
Dés liegt derhem in Ruh;
Un wie er nu so weiter gétt,
Kömmt éhner uff'n zu;

Der hot zu allen Glück agrahd
(A schöner Zufall warsch!)
A Pfaüf'm in sein Maul gehot.
Es war a Handwerksborsch.

Der Pfarre séhgt: „Freund, kann Er mir
Wohl Feuer geben? — Ja?"
Der Borsch séhgt: „o, dés kann ich Dir
So viel De willst gegah."

Der Pfarre aber hot geschtutzt,
Déß ihn der Sausebraus
So mir nir dir nir hot geduzt,
Dés is doch drüber naus!

Dés Ding, dés war ihn ärgerlich,
Er dacht vielleicht: dés Vieh!
Der Flégel der! denn kennt er mich,
Se sogt er doch wohl „Sie".

Drüm ſéhgt er: „Ich bin — merk Er drauf —
Der Pfarrer X von U.“
Der Borſch macht Faüer, légt's en auf
Un lacht un ſéhgt derzu:

„Meinthalben dés verſchlégt mer nir,
Wos plauderſcht De mer noch;
Un biſt De ach der Pfarre X,
Halt Faüer krichſt De doch!

Das Pürſchhaus im Ottowald.

Waldgeſchichte von **Hermann Jäger** in Eiſenach.

Im öſtlichen Abhange des Ottowaldes, eines Seitenzweigs des großen Waldgebirges, welches Thüringen von Franken ſcheidet, ſtand ein kleines Pürſchhaus, früher, als noch gute Jagdzeiten waren, der Sammelplatz vieler Jäger und oft fürſtlicher Perſonen mit ihrem Gefolge. Es war ſo angelegt, daß es bei großen Jagden zum Abſchießen dienen konnte, denn von ihm aus liefen nach der einen Seite ſternförmige Alleen durch den Hochwald, während ſich auf der andern eine wieſenartige Fläche ausbreitete, groß genug, um das hier zuſammengetriebene Wild mit Auswahl des jagdbaren nach Art der vornehmen Herren niederſchießen zu können. Damals ſtanden hinter den hohen Herren Büchſenſpanner, fortwährend beſchäftigt, zu laden und die ſchußfertigen Büchſen und Flinten zuzureichen. Dann ſah das einſame Waldhaus manches leckere Mahl und die Umgebung tönte von den lauten Tönen der Waldhörner wieder. Dieſe Zeiten waren längſt vorbei. Kaum einigemal im Jahre wurde das Häuschen zur Auerhahnsbalze von einzelnen Jägern beſucht, oder es diente zum kurzen Aufenthalt bei wildem Wetter, wenn die Forſtleute, ihrem Geſchäft nachgehend, davon überraſcht wurden. Der freie Platz und die geraden Wege durch den

Wald waren jetzt mit Fichten zugepflanzt, welche schon so hoch herangewachsen waren, daß sie das Erdgeschoß des Gebäudes verdeckten. Das Gebäude selbst bestand aus einem Stockwerk von rohen Fichtenstämmen, inwendig nothdürftig mit Kalk abgetüncht, auswendig nur mit Moos verstopft. Die Rinde der Baumstämme war längst abgefallen und das Holz zeigte starke Spuren von Fäulniß und Wurmfraß. Das Erdgeschoß enthielt einen Kochherd, ringsum Steinbänke und hoch in der Mauer ein Fensterchen, jetzt ohne Glas. Der obere Raum hatte nur nach vorn Fenster, welche auf eine Holzgalerie sich öffneten, und an den Wänden feste Bänke und einen auf Sägebockfüßen stehenden starken Eichentisch. Da das ganze Gebäude nur etwa 15 Fuß lang und 10 Fuß breit war, so führte die Treppe außen an der Seite hinauf zur Galerie. Die Säulen des Galeriedaches waren wie Scheibenstände mit Pflöcken zum Auflegen des Gewehres versehen. Die innern Wände trugen, so weit noch Kalk daran haftete, zahlreiche Inschriften, selbst einige rohe Zeichnungen in Kohle, Blei- und Rothstift. Von der Galerie hatte man einen freien Blick über den Wald auf eine schöne wilde Gebirgslandschaft und weiter hinaus auf das bebaute Land, denn es lag nahe am Abfall der Hochfläche eines der höheren kuppelförmigen Berge, welcher einige hundert Schritte von dem Hause felswandig steil abfiel.

Seit einiger Zeit wurde das Pürschhäuschen öfter wieder von Jägern besucht, welche mancherlei für die Bequemlichkeit gethan hatten und hier milde Abende und Nächte so angenehm als möglich hinzubringen suchten. Es wurde unten häufig gekocht, oben gegessen, getrunken, Tabak geraucht und Karte gespielt, wohl auch gesungen oder Zither geschlagen. Die Nachtruhe war meist sehr kurz und auf einem Haufen Moos nicht eben bequem. Die Zusammenkünfte bestanden in der Zeit, von welcher wir reden, aus den Jagdgehülfen oder Forstpraktikanten von Seebach, eines nicht ganz eine Stunde entfernten Dorfes, wo der Förster seinen Wohnsitz hatte, und vom Jagdschlosse Heinrichsau, welches etwas weiter entfernt am südlichen Abhange dieses Gebirgsausläufers lag. Der Seebacher Förster konnte wegen Kränklichkeit, der Oberförster und Wildmeister von Heinrichsau wollte aus Bequemlichkeit, wozu ihn sein hohes Alter berechtigte, an nächtlichen Jagden nicht Theil nehmen. Dafür fand sich ein eifriger Jagdfreund aus einem nahen Städtchen ein, welcher wegen seiner auffallend zur Schau getragenen Jagdliebhaberei nur der Freischütz oder Samiel genannt wurde. Endlich war zuweilen noch der Bruder des Forstgehülfen von Heinrichsau, ein junger Mensch, welcher noch eine höhere

Schule besuchte, jetzt aber zu Besuch in Heinrichsau war, und so viel Geschmack am Waldleben fand, daß er damit umging, sich ebenfalls dem Forstfache zu widmen. Es wird nöthig sein, daß wir uns mit diesen Jagdgenossen etwas näher bekannt machen.

August Busch, der Jäger von Seebach, war 26 bis 28 Jahre alt, stark und kräftig gebaut ohne groß zu sein, mit einem ausdrucksvollen Kopf, und mit Augen, aus denen scharfer Verstand blickte, übrigens etwas hart in seinen Zügen und, wenn er nicht spottete, was er sehr gern that, jedoch ohne hämisch zu erwiedern, — von so finsteren Mienen, daß man ihn für bös halten konnte, was er jedoch in der That selten war. Ganz das Gegentheil war Franz Strauch von Heinrichsau. Kaum zwanzig Jahre oder wenig darüber alt, mit einem blühenden, mädchenhaft feinen und weichen Gesicht, blondartigem Haar und dazu gehörenden lebensfrohen, blauen Augen, war er schlank und groß gewachsen, — kurz ein Jüngling, den Alle gern haben mußten und vorzüglich die Mädchen sehr gern hatten. Dazu war sein Benehmen fein und zeigte eine mehr als blos auf das Aeußere gerichtete Bildung. Als Reviernachbarn waren die beiden jungen Männer später, trotz der Verschiedenheit ihres Wesens, Freunde geworden. Der sogenannte Freischütz berührt uns nicht genug, um mehr über ihn zu sagen, als daß er ein Mann von mittlern Jahren, stark beleibt und lebenslustiger war, als sich für einen Familienvater und Geschäftsmann schicken wollte. Edwin Strauch endlich war das jüngere Abbild seines Bruders, an welchem er mit seltener Liebe hing.

Die Zusammenkünfte auf dem Pürschhause und häufigen Waldgänge galten einem starken Hirsche, welcher in beiden aneinander grenzenden Revieren wechselte und geschossen werden sollte. Obschon dieser Theil des Waldgebirges keineswegs so wildreich mehr war, daß es nöthig gewesen wäre, Hirsche und noch dazu während der Brunft wegzupürschen, und dieses Vergnügen eigentlich dem oft in Heinrichsau weilenden Landesfürsten vorbehalten sein sollte, so hatten doch besondere Umstände zu diesem Vorhaben Veranlassung gegeben. Nachdem es seit dem früheren maßlosen Vernichten des Wildstandes während der Regierung eines der Jagd abholden Fürsten den Förstern große Mühe und Wachsamkeit gekostet hatte, diesen wieder so weit zu bringen, daß ein schwacher Bestand bald jagdbarer Hirsche (von mehr als 10 Enden) vorhanden war, schien dieser plötzlich durch einen fremden starken Hirsch gefährdet. Dieses für einen Sechszehnender von den Jägern angesprochene (abgeschätzte) Thier hatte sich seit der begonnenen Brunftzeit (September) gezeigt, an der Grenze beider Re-

viere festen Stand genommen und dem Naturtriebe folgend, das einsame Leben aufgegeben und sich zu den mannbaren Thieren (Hirschkühen) geschlagen. Es war ein so starker, feister Hirsch, wie er in den Gebirgsgegenden mit magerer Weide kaum je gesehen worden war, so daß ihn die hirschgerechten alten Jäger sogleich als einen weit hergekommenen Fremdling erkannten. Man nahm an, daß es entweder der starke Hirsch war, welcher im Monat Juli, kaum durch einen glücklichen Zufall in einem andern Landestheile im hohen Korn gefangen und in den Wildpark von Heinrichsau eingestellt, schon nach einigen Monaten seiner Gefangenschaft durch einen Sprung über den Wildzaun entflohen war, oder daß die Brunst den Hirsch aus einer von weiblichen Thieren entblößten Gegend hergetrieben habe. Der Förster von Heinrichsau, welcher die Fährte des flüchtig gewordenen Hirsches genau kannte, behauptete sogar, daß zwei starke Hirsche in dem Reviere Stand genommen hätten, indem er außer der bekannten Fährte noch eine ebenso starke, aber abweichende entdeckt hatte. Dieser streitige Punkt war bis jetzt nicht entschieden.

Dieser Hirsch — wenn es nur einer war — drohte dem mühsam erzogenen Rothwildstand große Gefahr. Er zeigte eine seltene Wildheit und Mordlust. Er hatte nicht nur mehrere jüngere Hirsche so vertrieben, daß sie über die Jagdgrenze gegangen waren und vielleicht Wildschützen in die Hände fielen, sondern auch bereits einen Spießer (Hirsch mit noch unverzweigtem Geweihe, der zum erstenmal „aufgesetzt" hat) verwundet und einen fast jagdbaren Hirsch, welcher den Muth gehabt hatte, sich bei seinen auserwählten Thieren während der Brunft behaupten zu wollen, im Kampfe getödtet. Der Ueberwinder hielt sich nun ziemlich fest bei dem stärksten Rudel Thiere des Seebacher Revieres, welches nicht fern vom Pürschhäuschen bei den sogenannten Wolfslöchern und den umgebenden Waldtheilen seinen Stand hatte. Es war anzunehmen, daß der tolle Sechszehnender noch mehr Unheil anrichten würde, und es wurde deshalb die Erlaubniß eingeholt, den Hirsch schießen zu dürfen. Diese war endlich vom Landesfürsten, welcher verhindert war, dieses selten gewordene Vergnügen selbst zu genießen, ertheilt worden, und nun gingen die oben genannten Jäger bald auf den Anstand, bald pürschen (das Wild beschleichen), jedoch bisher ohne allen Erfolg, was vielleicht ihrer noch geringen Erfahrung in der edlen Hirschjagd zuzuschreiben war. Man war nun über einen gemeinschaftlichen Plan übereingekommen, so daß die Unternehmungen unter der Leitung des älteren erfahrenen Busch umsichtiger und ernstlicher als bisher ausgeführt werden sollten.

An dem Tage oder vielmehr Abende, an welchem wir die Jagdgenossen zuerst auf dem Pürschhause antreffen, sollte der bekannte Brunftplatz an den Wolfslöchern beschlichen werden, um sich einmal über den Bestand des Rudels, zu welchem sich der bewußte Hirsch hielt, und über diesen selbst genaue Kenntniß zu verschaffen. Wenn man auch kaum darauf rechnen konnte, bei dieser Gelegenheit mit gutem Erfolg auf den Hirsch schießen zu können, so war doch schon die Beobachtung dieser interessantesten Zeit des Thierlebens das Opfer einer Nacht werth, und der Freischütz, dem es nicht zu viel war, einige Stunden Weges zu machen, um nur des Nachts Hirsche schreien zu hören, hatte es erlangt, die Jäger begleiten zu dürfen.

Die Zusammenkunft auf dem Pürschhaus sollte gegen Sonnenuntergang stattfinden. Busch war jedoch schon nach Tisch von Seebach aufgebrochen, da er Holz aufzunehmen hatte, welches noch vom letzten Sturme umgebrochen lag. Er war der erste auf dem Platze, holte den Schlüssel aus dem gewöhnlichen Versteck und stieg in den obern Raum. Nachdem er Büchse und Jagdtasche abgelegt, setzte er sich abwartend auf die Galerie. Die Aussicht war, wie schon bemerkt wurde, hier sehr umfassend und schön, die Luft diesen Abend ungemein rein und durchsichtig. Der Beobachter hatte den Blick auf verschiedene waldige Thäler und niedrigere bewaldete Berge, wo Laub- und Nadelholz angenehm abwechselte, und nicht in so schroffen, geraden Linien, wie in den Waldungen der Ebene von einander geschieden war. Den Mittelpunkt der Landschaft bildete das offene Seebacher Thal mit den hübschen freundlichen Häusern, überall zerstreut liegend und wohl eine halbe Stunde lang sich ausdehnend, mit der schönen neuen Kirche und dem stattlichen Forsthaus an dem gerade dem Pürschhause gegenüberliegenden Berghange. Der obere Theil des Thales und Dorfes war östlich durch steil und hoch aufsteigende Waldberge begrenzt, die nach Norden steil abfielen und einem fruchtbaren, bebauten Hügellande Raum gaben, an welches sich der untere Theil des Dorfes anlehnte. Von diesem durch einen starken Bach bewässerten Hauptthale gingen alle sichtbaren Thäler und Thälchen aus, und es verzweigte sich von diesem Punkte aus gesehen in das Unendliche. Außer dem Hauptthal, welches durch breite Wiesen sich auszeichnete, waren fast alle Seitenthäler dicht bewaldet, und wenn sich auch von unten herauf häufig schmale Wiesenstreifen neben dem kleinen Wässerchen bergauf zogen, so waren dieselben von der Höhe doch meist nicht sichtbar. Dagegen bemerkte man vom Pürschhause auf dem Rücken der oft Hochflächen bildenden Berge hier und da größere offene Stellen.

Busch hatte für alle diese Schönheiten keine Augen. Er war an den Anblick gewöhnt und hatte wenig Sinn für Naturschönheit. Er war zu sehr Förster und Geschäftsmann. Wenn seine Blicke über die eben beschriebene Gegend schweiften, so kamen selten andere Gedanken als forstliche an die Größe, Güte, das Alter der Bestände, an Kulturarbeiten, welche ausgeführt oder noch zu machen waren. Aber auch diese Gedanken fesselten heute den Jäger nicht. Er dachte an seine Zukunft, an sein Leben, das einem Wendepunkte entgegenging. Es war in einer andern Gegend des Landes eine Försterstelle leer geworden, Busch war der Reihenfolge nach fast berechtigt und hatte in der Residenz gute Fürsprecher. Er hoffte Förster zu werden. Dann brauchte er eine Frau, und diese glaubte er in der jüngeren Tochter seines Försters, Ernestine, finden zu können. Er hatte das Kind zur blühenden schönen Jungfrau werden sehen, und sie war immer freundlich, ja zutraulich mit ihm gewesen, bis sie seit ungefähr einem Jahre durch den Besuch mehrerer Bälle andere junge Männer kennen lernte und seit kurzem eine besondere Hinneigung zu dem hübschen Revierburschen von Heinrichsau zeigte. Hierzu hatte ein besonderer Vorfall Veranlassung gegeben, als Strauch Ernestine, ihre ältere Schwester Marie und Hedwig, die eigene Schwester von Busch, welche zu Besuch in Seebach war, aus augenscheinlicher Gefahr gerettet hatte. Die jungen Mädchen betrachteten den jungen Forstgehülfen als ihren Lebensretter, wenn auch die Gefahr nicht so groß gewesen war. Wie Strauch bei dieser Sache dachte, konnte der Freund nicht entdecken, da sie nie darüber sprachen. Aber daß ihm die Aufmerksamkeit der Mädchen und besonders Ernestinens Vergnügen machte, daran war nicht zu zweifeln. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß bei dieser Gedankenrichtung die Blicke des Jägers vorzüglich auf das Seebacher Forsthaus gerichtet waren. Die lauten Schläge einer Art aus einer Gegend, wo kein Holz aufgearbeitet wurde, zogen die Aufmerksamkeit des Beobachters auf den gegenüberliegenden Berg, wo die Holzdiebe sein mußten. Das Leseholzsuchen war jetzt zur Schonzeit überhaupt verboten, und wo mit der Art gehauen wird, da ist's nie in Ordnung. Vergeblich strengte er sich an, die Personen in dem lichten Buchenwald zu entdecken, und durch sein Taschenfernrohr gesehen, wurden die vermeintlichen Personen zu Baumstämmen, Wurzeln und Moosflecken. Aergerlich wandte der Forstmann sich ab, während die Artschläge fortdauerten. Die Blicke ruhten wieder fest auf dem Forsthause. Da bemerkte Busch eine weibliche Person im Garten, welche, wie es schien, von Baum zu Baum ging und sich häufig bückte. Obschon es bis Seebach eine Stunde

Weges war, so mochte doch die gerade Entfernung kaum die Hälfte betragen. Busch erkannte daher mit seinen sehr guten Augen sogleich Erneſtine, denn er wußte, daß ſie ein helles Kleid trug, während die andern Mädchen an dieſem Tage dunkel gekleidet waren. Er wußte auch, daß ſie Pflaumen ſchüttelte und auflas. Wie gern hätte er dabei geholfen, wie ganz anders hätten da die Bäume gerüttelt werden, wie viel dichter die Pflaumen fallen ſollen! Das friſche, blühende Mädchen ſtand in dieſem Augenblick auch ohne Fernglas deutlich vor ſeinen innern Blicken und ſeine finſtern Züge nahmen einen ſo angenehmen Ausdruck an, wie ſein ſtrenges Geſicht nur fähig war. Plötzlich war das Mädchen in der am Ende des Hauptweges an der Mauer befindlichen Laube verſchwunden. Da ſchon längſt keine Bank mehr darin, überhaupt die Tageszeit ſo weit vorgerückt war, daß der Gipfel des Kulmberges ſchon ſeinen Schatten auf den Förſtergarten warf, ſo daß niemand die Laube der Kühlung wegen aufſuchen konnte, ſo fiel dem fernen Beobachter ein, daß das Mädchen durch die Thüre in's Freie gegangen ſein könnte, vielleicht gar nach Haſelnüſſen ſuchte, die ſie trotz eines Eichhörnchens liebte, denn es ſtanden längs der Mauer viele Büſche davon. Da er mit bloſen Augen nichts entdecken konnte, ſo ließ er ſein Fernrohr langſam an der Mauerlinie hinaufſtreichen und diesmal mit beſſerem Erfolg als vorher im Holze, denn plötzlich ſtand das Mädchen deutlich vor ſeinem Auge, obſchon abgewendet, weil ſie an einem oberhalb ſtehenden Haſelbuſche beſchäftigt war. Indem er ſich dachte, wie gemüthlich es ſein müßte, wenn er dabei wäre, wenn er dem hübſchen Mädchen die Zweige niederbeugen und halten könnte, bemerkte er plötzlich, daß ſchon ein Helfer dabei war, denn er ſah dicht vor dem Mädchen einen grünen Arm und eine Hand, bald darauf auch den Kopf ſeines Freundes Strauch, welchen er jeden Augenblick und von einer ganz andern Seite kommend auf dem Pürſchhauſe erwartete. Jetzt näherten ſich die Köpfe der jungen Leute und — Buſch legte das Fernrohr weg, und ſtieß ein lautes, wildes Gelächter aus. Steht es ſo? dachte er. Seit ihr ſchon ſo weit gekommen? Verdammt, daß der junge Fratz in mein Gehege kommt! Und was will denn das unreife Bürſchchen, das Milchgeſicht? Soll erſt an ſeinen Examen denken, das wäre beſſer. Nun, dich prelle ich doch, Freundchen! Wenn ich als Förſter anklopfe, wird ſie mich nicht vor der Thüre ſtehen laſſen. Ich kenne die Mädchen, — ſie wollen alle gern heirathen, je eher je lieber. Dann werde ich ihr auf einmal ganz hübſch vorkommen und Fränzchen wird vergeſſen. Aber von Strauch iſt's ſchändlich, daß er mich ſo betrügt!

Je mehr indeſſen Buſch über die Sache nachdachte, deſto mehr mußte er ſich ſagen, daß er keinem der beiden Liebenden Vorwürfe zu machen hätte. Er war einer von den vernünftigen Leuten, die immer klar ſehen, daher auch ſelten Jemandem Unrecht thun und nicht leicht falſch urtheilen. So bedachte Buſch auch jetzt, daß er bisher faſt nichts gethan habe, um Erneſtinens Herz zu gewinnen, daß er ihr wegen ihrer Neigung zu Strauch nicht den geringſten Vorwurf machen könne. Hatte er ſich doch ſogar mit der älteren Schweſter Marie, welche ihm an Jahren näher ſtand, als die jüngere noch Kind war, viel mehr beſchäftigt, und hatte doch Marie nicht verborgen, daß ſie ihm vor allen Männern gewogen war, was vielleicht der jüngeren Schweſter bekannt war. So war ihm die Sache nur noch ärgerlich und er war bös über die Verſchloſſenheit ſeines Freundes. Unter ſolchen unangenehmen Gedanken fing die Zeit an ihm lang zu werden, und er ging, um dieſe zu kürzen, langſam den Weg gegen Heinrichsau zu, um dem Freiſchütz und dem jungen Strauch zu begegnen.

Wir wollen nun einen Augenblick in Seebach verweilen, um zu erfahren, was den jungen Jäger veranlaßt hatte, dahin anſtatt auf das Pürſchhaus zu gehen. Strauch hatte Tags zuvor durch einen Holzhauer ein Briefchen erhalten, worin er gebeten wurde, den folgenden Nachmittag in das Seebacher Forſthaus zu kommen. Das Billet war mit H. unterzeichnet, konnte alſo nur von Hedwig Buſch kommen. Da ſie aber nicht im Forſthauſe, ſondern beim Pfarrer wohnte, ſo mußten die Förſtertöchter, ſo mußte die hübſche Erneſtine betheiligt ſein. Als Strauch in das Forſthaus trat, fand er die Mädchen allein. Erneſtine grüßte verlegen, Hedwig mit einer gewiſſen feierlichen Würde, Marie mit einem Anflug von Lächeln, was ſelten bei ihr vorkam. Auf dem Tiſche lag etwas mit einem Tuche verdeckt. Strauch dachte an Kuchen, den er ſehr gern aß, und welcher ihm mit den Mädchen trefflich ſchmecken ſollte. Betrachten wir die jungen Damen etwas näher.

Erneſtine galt für eine Schönheit, ja für die Schönſte der Gegend. Dazu berechtigte ſie ihr untadelhafter Wuchs, ihre ſchlanke dabei aber volle Geſtalt, ihr prächtiges kaſtanienbraunes Haar, ihr ſchöner Mund, ihre Friſche und Jugend, der für ein Landmädchen auffallend weiße Teint. Aber dennoch fehlte noch viel und weſentliches zu einer Schönheit. Ihr Geſicht war nicht regelmäßig, die Züge waren etwas ſtark, die Naſe hätte etwas weniger dick, die Stirn etwas höher und freier ſein können, ja ſelbſt die großen blauen Augen, ſo glänzend ſie auch bei angenehmer Aufregung, namentlich beim Tanze, ſtrahlten, erſchienen für gewöhnlich wenig aus-

drucksvoll. Wie gesagt, — der Kenner hätte zu tadeln gehabt; aber es fand sich kaum ein Tadler, mit Ausnahme ihrer Freundin Hedwig, welche nur ein Mädchen für schön halten konnte, wenn es einigermaßen ihr selbst glich. Hedwig war, was man sagt, magerschlank, hatte ein spitzes Kinn, vorstehende Backenknochen, dunkle schwärmerische Augen und ein hübsches Stumpfnäschen, sah aber für ein Stadtmädchen ziemlich frisch aus. Da sie höchstens zweiundzwanzig Jahr alt war, so hätte man sie ein nettes Mädchen nennen können, wenn man von ihrem Fleischmangel absehen wollte, und wenn sie nicht durch Ziererei und Augenverdrehen die nicht allzureichen Gaben der Natur geschwächt hätte. Ihr Bruder ärgerte sich, Strauch lachte über das Mädchen, unterhielt sich aber gleichwohl gern mit ihr und tanzte bisher lieber mit ihr, der leichten Tänzerin, als mit der etwas schwer beweglichen Ernestine. Marie, die ältere Tochter des Försters, welche wir als eine Verehrerin von Busch kennen, war vielleicht fünfundzwanzig Jahr alt, sah aber älter aus. Ihr Gesicht war ohne hübsch zu sein auch nicht häßlich, aber die Gesichtsfarbe fiel in's Graue, und ihre Haut war unrein und rauh, während Schultern und Arme durch Weiße dagegen abstachen. Ihr Wesen war immer ruhig und bedacht.

Als Strauch Platz genommen, trat Hedwig, welche in schwarze Seide gekleidet und mit allem Schmuck angethan war, während die Försterstöchter ihre gewöhnlichen Hauskleider anhatten, mit einem Papier in der Hand feierlich neben den Tisch und deklamirte mit vielem falschen Pathos ein selbstgefertigtes Gedicht, welches sich mit den Worten:

„Tapfrer Waidmann, Sohn des Waldes,
Um uns war geschehen bald es, u. s. w.

anfing und in dieser Weise durch fünf lange Strophen sich fortspann. Der Kern der Rede war, daß sich die drei Grazien bedankten und dem tapfern Jäger eine von ihnen gestickte Jagdtasche verehrten. Bei dem letzten Verse hatte die Sprecherin das verdeckte Gericht entblößt, nahm die Jagdtasche auf und hing sie dem Jäger mit einem Schlußvers um. Strauch war durch die ganze Komödie so verlegen geworden, daß er seine gewöhnliche Leichtigkeit im Umgange mit Damen gar nicht wiederfinden konnte. Er stammelte zwar ein Lob, da aber seine Augen auf der Stickerei ruhten, so mußte er lügen und wurde darüber schamroth, was die kluge Marie, welche nur das Band gestickt hatte, sogleich erkannte. Die Stickerei war nämlich so geschmacklos und schlecht, daß es schwer halten mochte, in jetziger Zeit, wo jedes Mädchen stickt, etwas Schlechteres zu finden. Die Idee war von Hedwig ausgegangen, die auch die Zeichnung entworfen. Die Mitte der Stickerei

nahm ein starker Hirsch ein, den man nach einem Bilde gearbeitet hatte; um ihn her war Wiese und an der Seite Wald. Man hatte die Wolle nehmen müssen, wie die Botenfrau sie aus der Stadt mitbrachte, und, da sie nicht zureichte, zu allerlei Resten greifen müssen. Der Hirsch war fast scharlachroth, das Geweihe gelb, die Wiese so hellgrün wie Buchenlaub im Mai und ohne Schattirung, der Wald war braun und schwärzlich geworden, als hätten tausend Kohlenmeiler darin gedampft. Dieses hätte alles noch angehen mögen, wenn nur die schreienden Farben nicht gewesen wären. Mit einer solchen Jagdtasche war ja Strauch auf tausend Schritte kenntlich, den rothen Hirsch konnten die Hasen für einen Fuchs halten und schon weit davon die Flucht ergreifen. Strauch wußte sich seiner Verlegenheit nicht anders zu helfen, als daß er Geschäfte vorschützte, die ihn noch vor dem Waldgange in die weiter oben liegende Schneidemühle riefen, und brach, mit nochmaligem, jetzt schon geläufigerem Danklügen das Geschenk umhängend, auf.

Der Jäger ging nun wirklich in die Mühle, nahm aber zurück den Weg hinter dem Förstergarten weg, um nach dem Pürschhause zu gelangen, obschon es nicht nur ein großer Umweg, sondern überhaupt kein Weg war. Es ist Sitte der Verliebten, daß sie auf gut Glück Plätze besuchen, wo, obschon unwahrscheinlich, irgend Aussicht ist, den geliebten Gegenstand zu sehen, und wirklich werden sie vom Glück wider Erwarten oft genug begünstigt. So auch diesmal. Als Strauch auf dem Rasenwege hinter der Mauer wegschlich, hörte er im Garten Bäume schütteln, und als er die Mauer erklettert hatte, bemerkte er die hübsche Försterstochter unter den Pflaumenbäumen. Strauch rief hinüber und bat sich eine Hand voll Pflaumen aus, mehr um Ernestine zu sprechen, als weil er besonderes Verlangen darnach hatte. Dem Mädchen war dies erwünscht, nicht nur weil sie überhaupt gern mit dem Jünglinge sprach, sondern auch, weil sie die eben geschenkte Jagdtasche zurückfordern wollte, um etwas daran zu ändern. Als nämlich Hedwig, wenig befriedigt von dem Erfolg ihrer theatralischen Uebergabe, das Forsthaus verlassen hatte, sagte Marie geradezu, daß das Geschenk, wie sie vorausgesagt hätte, nicht gefallen habe, und eine solche Stickerei nicht, überhaupt keine Stickerei für einen Jäger passe. Ernestine mußte ihr Recht geben, und nun kamen die Schwestern überein, über die Stickerei noch eine Decke von einer Hirschkalbhaut, welche Ernestine gehörte, machen zu lassen, Hedwig aber zu sagen, daß es zur Schonung der Stickerei geschähe. Ernestine fand es gerathener, die Thüre in der Laube aufzuschließen als über die Mauer hinweg zu verhandeln, und trat

hinaus. So stand sie dem jungen Manne gegenüber, zum erstenmal allein, und ihr Herz klopfte lauter als gewöhnlich. Vom Dorfe aus konnte Niemand heraufsehen, denn es standen Büsche davor, der oben vorbeiführende Holzweg wurde selten begangen und über das Feld war es zu weit, um erkannt zu werden. So glaubte sich das Mädchen, nachdem die Thüre angelehnt war, ganz allein. An das kaum erkennbare graue Pürschhäuschen im fernen Walde dachte sie freilich nicht.

Um sich der Verlegenheit zu erwehren, bog Erneſtine einen Nußzweig herunter. Dabei war ihr Strauch behilflich, und unter dieſer Beſchäftigung und Dienſtleiſtung wurde das Geſpräch fortgeſetzt. Erneſtine kam endlich mit ihrer Bitte um nochmaliges Ueberlaſſen der Jagdtaſche, und Strauch konnte es, obſchon er zu betheuern verſuchte, ſie ſei ſehr ſchön ſo,

endlich nicht verweigern. Er zog ſie über den Kopf und hing ſie dem Mädchen ſcherzend um. Dies war der Augenblick, wo das Fernrohr auf dem Pürſchhaus die Gruppe traf. Rauch hielt dabei des Mädchens Hand feſt und ließ ſeine andere Hand, wie um das verſchlungene Band der Taſche glatt zu legen, auf ihrer Schulter ruhen. Erneſtinens Augen konnten nicht leugnen, was in ihrem Innern vorging, und der junge Mann, obſchon kein Menſchenkenner, verſtand, was ſie ſagten. Er drückte das Mädchen feſter an ſich, verſuchend, wie viel er wagen dürfte. Sie legte ihren Kopf an ſeine Schulter, weil ſie die Augen nicht aufſchlagen konnte und es ihr wie ſchwindelnd wurde. Strauch drückte einen Kuß auf ihre Wangen. Dieſe Berührung wirkte elektriſch auf das Mädchen, ſie riß ſich los und war mit einem Sprunge an der Thüre. „Aber nein, Herr Strauch!“ ſagte ſie wie bös. — „Nicht wahr, das war ungeſchickt, Erneſtinchen? Das nächſtemal will ich's beſſer machen.“ Erneſtine drohte mit dem Finger, ſagte aber weiter nichts und ſchloß die Thüre.

Strauch ging den kürzesten Weg nach dem Pürschhause; es war aber doch schon dunkel als er oben ankam. Er fand die drei gegenwärtigen Bewohner im untern Raume beim Feuer und im Begriff, in einem stets zu diesem Zweck vorhandenen Blechtopfe kochendes Wasser zu Grog zu bereiten. Der Freischütz hatte aus seinem Kaufladen eine Flasche guten Rum mitgebracht. Busch sah den Ankommenden sonderbar an, fragte aber nicht einmal, warum er so spät komme. Die Jagdgenossen saßen nun noch eine gemüthliche Stunde im obern Raume und ließen sich Grog und Tabak schmecken, denn so lange dauerte es, ehe der Mond so hoch stand, daß er die einsamen Waldplätze beleuchten konnte. Aber sie wurden an ihr Vorhaben durch wiederholten Hirschruf aus der Tiefe des Kessels an den Wolfslöchern erinnert. Der Freischütz trat oft an die Galerie, um diesen für ihn entzückenden Tönen zu lauschen, und kam fast nur hinein, um einmal zu trinken, während die beiden Jäger zuweilen herausgingen, um zu horchen. Obschon der Mond ziemlich voll war, so verbreitete er doch hier im Walde, wo seine matten Strahlen von keiner Fläche zurückgeworfen werden und die tausende von Wipfeln das Licht unterbrechen und verschlucken, kein helles Licht. Die Thäler und Schluchten waren nur durch die über ihnen schwebenden Nebelschleier erkennbar, vom Dorfe war nichts zu sehen.

„Wo steht eigentlich nur der Hirsch!" fragte Edwin Strauch leise, als dürfe er nicht stören. Busch zeigte auf eine etwa eine Viertelstunde unter dem Pürschhaus liegende freie Stelle mitten im Walde, die Edwin wegen des leicht darauf liegenden Nebels für einen Teich hielt. „Dort etwas seitwärts," sagte Busch. „Der Brunftplatz ist noch dunkel und überhaupt nur wenig zu sehen, aber er hängt dort mit der Wiese zusammen und ist der letzte Ausläufer davon."

Die Kühle trieb die jungen Leute wieder in das Haus, nur der Freischütz blieb hartnäckig stehen, um seine liebste Musik noch einmal zu hören. Aber der Hirsch schwieg diesmal lange. Plötzlich hörten die im Zimmer unmittelbar vor der offenen Thüre ein starkes Brüllen und keine Minute darauf ein entferntes Antworten. Edwin war zusammengefahren und sah die Gefährten fragend an, Busch aber rief ärgerlich: „Laß jetzt die Dummheiten, Samuel. Du wirst den Hirsch unruhig machen und am Ende gar vom Platze locken. Dann haben wir einen Metzgergang gemacht!" Er ruhte nicht eher, als bis der Freischütz hinein kam und sich an den Tisch setzte. Edwin Strauch wollte wissen, wie der Hirschruf hervorgebracht würde, und der Freischütz zeigte ihm das unbekannte Instrument, welches so eigenthümliche Brülltöne hervorbringen konnte. Es war eine jener gro-

ßen Meermuscheln, aber mit einem Loch versehen, durch welche die den Hirschruf nachahmenden Töne hineingeschrien werden, während durch Oeffnen und Schließen der Oeffnung der Muschel mit der Faust die nöthige Abwechselung und Biegung der Töne beliebig hervorgebracht wird, wozu aber immerhin eine große Uebung und genaue Kenntniß des wirklichen Hirschrufes gehört. Man hat auch sogenannte Hirschrufe von Holz und alten Hüfthörnern (Büffelhörner, welche ehemals von den Jägern an der Hüfte getragen wurden), und mancher Jäger kann sogar den Hirschruf blos mit der vorgehaltenen Hand nachmachen. Wird der Hirschruf gut nachgeahmt und vorsichtig, d. h. nicht zu oft und in den gehörigen Absätzen und Pausen gebraucht, so läßt sich der Hirsch in der Brunft täuschen, glaubt einen Nebenbuhler, also Feind in der Nähe, antwortet herausfordernd und geht auf ihn los.

Endlich war der Mond so hoch gestiegen, daß er eine kleine Stelle des nur dem Seebacher Jäger erkennbaren Brunftplatzes erleuchtete, und Busch mahnte zum Aufbruch. Da das Pürschhaus auf einem der höhern Ausläufer des Hauptbergrückens lag, welcher sich als ziemlich steile Felswand aus den östlichen Thalgründen erhob, so mußten die Waldgänger einen großen Umweg machen, um hinunter zu gelangen. Da die Jäger schon oben den Wind geprüft hatten, so war die Richtung, in welcher man sich den Walde nähern konnte, schon bestimmt. Anfangs sprachen die Wanderer noch laut und rauchten ihre Pfeifen fort. Aber am Fuße des Felsens angekommen, empfahl Busch Stillschweigen und ließ die Pfeife ausgehen. Manchmal blieb der Führer stehen, um den Wind zu prüfen. Er war damit nicht zufrieden und sagte zu den Anderen: „Ein verdammter Kesselwind, bald so, bald so. Nun ich hoffe, daß er beständiger wird, wenn wir höher kommen.“ Der Weg ging jetzt auf Moosrasen fast gerade aus und etwas aufsteigend durch junge Fichten, dann im Bogen durch etwas helleres Laubstangenholz, endlich wieder in ein düsteres Fichtendickicht. Hier wiederholte Busch leise die Mahnung, daß Keiner schießen solle, wenn es auch noch so verlockend wäre. Er wußte, wie unsicher ein Nachtschuß ist, und wollte, wenn einmal geschossen werden konnte, den Hirsch selbst erlegen, wozu er mehr als die Anderen das Recht hatte.

Bisher hatte man das Brüllen des Hirsches nur einigemal und viel undeutlicher als oben gehört, plötzlich aber schrie er so nahe und so laut und oft hinter einander, daß sich Edwin erschrocken umsah und sich dichter an den Bruder drängte. Selbst die schon erfahrenen Jäger waren erstaunt über die Stärke und Wildheit dieses Schreiens. So hatte, seit sie die

Gegend kannten, noch kein Hirsch geschrieen. In der That ist auch das Brüllen, oder wie es in der Waidmannssprache heißt, Schreien eines starken Hirsches so furchtbar, daß es nur mit dem eines wüthend gemachten Bären oder eines Löwen vergleichbar ist. Nachdem Busch den Genossen noch einige Worte über die Aufstellung zugeflüstert, gingen sie vorsichtig weiter. Bald schimmerte eine vom Mond erhellte Lichtung durch die Bäume. Der Brunftplatz lag vor ihnen. Er war rings von dichtem Holze umgeben und nicht groß, hing aber durch einen schmalen Wiesenstreif mit einer größeren Grasfläche, derselben, welche man vom Pürschhause gesehen hatte, zusammen. An der Seite, wo die heranschleichenden Jäger sich aufstellten und des Windes wegen allein aufstellen konnten, stand vor dem jungen Fichtenwalde, welcher den Platz umgab, ein schmaler Saum von alten Buchen, welcher einen freieren Blick gestattete, als sonst möglich gewesen wäre. Etwas vom Walde ab, auf dem freien Platze selbst, breitete eine alte Eiche ihre dünn belaubten, knorrigen Aeste aus. Der Mond stand hinter den Beobachtern, war also ihrem Unternehmen günstig.

An der Lichtung angekommen gab der Führer ein Zeichen, worauf Strauch mit seinem Bruder stehen blieb und an einen Stamm gelehnt sich so drehte, daß er den Platz gut übersehen konnte. Etwas weiter blieb der Freischütz zurück, Busch selbst aber schlich, vorsichtig jedes am Boden liegende Aestchen vermeidend und die Moosstellen aussuchend, so weit am Waldsaume fort, als es ihm der Wind gestattete. Der erwähnten Eiche gegenüber hielt er an, obschon er dem Wilde noch nicht nahe genug war, um die einzelnen Stücke zu unterscheiden, denn sonst hätte es Wind bekommen und die Flucht ergriffen. Das Wild stand augenblicklich im Schatten der Bäume und der lauschende Jäger konnte den Hirsch nur an der Art seines Ganges, wenn er die Thiere umkreist, erkennen. Er unterschied vier Stück und wußte als Jäger, daß die Gruppe aus dem alten Hirsch und drei alten Thieren (weiblichen Hirschen) bestehen mußte. Dies verwunderte ihn, da er das Rudel für stärker gehalten hatte. Er übersah aber eine andere entferntere Gruppe von Wild, welches die Schmalthiere, Schmalhirsche (noch nicht mannbare Hirsche beiderlei Geschlechts) und die Hirschkälber umfaßte. Diese von Strauch genau bemerkte Gruppe äste sich, ohne die Vorgänge auf der andern Seite des Platzes zu beachten. Jetzt erhob der Hirsch, unzufrieden, daß seine weibliche Gesellschaft so eifrig dem Aesen oblag, sein Geschrei und trieb sie durch leichtes Reiben und Schlagen mit dem Geweihe etwas vorwärts, so daß die Thiere hell vom

Monde beschienen und von allen Theilnehmern des Nachtzuges gesehen wurden. Der mächtige Hirsch hatte, wie alle Hirsche um diese Zeit, einen kropfartig langbehaarten aufgetriebenen schwärzlichen Unterhals, und rechtfertigte die Annahme der Jäger, welche aus der Fährte auf einen außerordentlich starken, feisten Haupthirsch geschlossen hatten. Er schrie von Zeit zu Zeit, um zu zeigen, daß er der Alleinherrscher auf dem Platze sei, umging mit einem eigenthümlichen Wiegen des Kopfes und des Halses die unterthänigen Thiere, beleckte sie, rieb sich den Kopf an ihnen und witterte mit gefletschten Zähnen und aufgezogenen Oberlefzen gierig die Atmosphäre der begünstigten Thiere. Wenn er schrie, so legte er die Geweihe weit zurück und preßte den starken Hals wie einen Höcker heraus. Von Zeit zu Zeit trat er etwas abseits und kratzte mit gekrümmtem Rücken und vorgestrecktem Halse, wie um seine Wuth zu kühlen, mit den Läufen das Gras und Moos vom Boden, und man konnte an den dunklen Stellen bemerken, daß er schon durch mehrere solcher „Pläne" die Weide verdorben hatte. Wenn sich dann die ihm zugehörigen Thiere während dieser Zeit etwas auf dem Platze zerstreuten, um sich zu äsen, dann trieb er sie brüllend wieder zusammen auf einen kleinen Raum.

Plötzlich hörte man von der Windseite einen andern starken Hirsch schreien. Einen Augenblick dachte Busch, der Freischütz habe der Versuchung nicht widerstehen können, den Hirsch näher an sich zu locken. Aber es konnte nicht sein. Der Platzhirsch richtete sich hoch auf, riß sich aus dem trägen Gange, welchen er, die Thiere umgehend, angenommen hatte, brüllte, daß es weit in den Bergen wiederhallte, und that einige Sätze gegen den Wind, wo der fremde Hirsch sich hören ließ. Dieser schrie noch einigemal und bekam vom Platzhirsch Antwort, ohne daß dieser den Platz verlassen hätte. Er wußte wohl, daß sein Gegner näher kam, und mußte ihn an einem freien Platze erwarten. Die Thiere liefen unterdessen unruhig umher, nicht wissend, ob sie sich fürchten oder über den neuen Bewerber um ihre Gunst freuen sollten. Da hörte Busch hinter sich die dürren Aeste in der Fichtendickung knacken, und hatte eben noch Zeit, vom Platzhirsch unbemerkt an die einzelne Eiche zu springen und sich hinaufzuschwingen, um aus der Windhöhe zu kommen, als der fremde Hirsch auf den Brunftplatz trat. Als dieser das Wild ansichtig wurde, stieß er einen hellen, fast lachenden Schrei aus, und sprang mit ein paar Sätzen mitten unter die Thiere, die er vielleicht schon Tage lang gesucht hatte. Aber seine Freude sollte nicht lange dauern. Erst schreiend stillstehend, stürzte dann der Platzhirsch auf seinen frech eingedrungenen Nebenbuhler los und rannte gegen

ihn. Aber an dem Krachen der Geweihe, welches so gewaltig war, als ob man starke Aeste abbreche, erkannten die Jäger, daß der zweite Hirsch auf den Angriff gefaßt gewesen war. Eine Zeitlang sah man nichts als einen verwirrten Knäuel von hin- und herschiebenden Thieren und hörte das Krachen der anschlagenden Geweihe. Der fremde Hirsch schien dem Platzhirsch wenig oder nichts an Stärke und Kraft nachzugeben und war so vorsichtig und kampfgeübt, daß der Versuch, ihm von der Seite beizukommen und an den weichen Bauchtheilen zu verwunden, nicht gelang. Zuweilen standen beide Hirsche sich ungefähr zehn Schritte mit weit vorgestreckten Hälsen schreiend und wuthblickend gegenüber, dann ging der Tanz von Neuem los. Manchmal gab es eine kurze Ruhe, dann ließen beide Kämpfer die Zungen heraushängen und schnauften so stark nach Athem, daß es die Jäger hören konnten. Endlich nachdem sich diese verschiedenen Stellungen im Kampfe oft wiederholt, und beide Hirsche sich wieder gegenüber standen, wendete sich der fremde Hirsch, seine Schwäche fühlend oder auch vielleicht verwundet, plötzlich ab und wurde in der Richtung, wo er hergekommen war, flüchtig.

Busch war vor dem Kampfe schußfertig gewesen, und hatte die beim Nachtschießen nothwendigen Vorkehrungen an seiner Büchse angebracht; aber mit der Aussicht, einen Schuß anzubringen war es nun vorbei, denn der Hirsch stand nicht mehr. Noch immer in Wuth brüllte er seinem abgekämpften Nebenbuhler Hohn und Spott nach, die untergebenen Thiere aber behandelte er als Tyrann, trieb sie bald da bald dorthin, umkreiste sie brüllend und schlug sie unsanft mit dem Geweih, bis endlich die armen

Thiere zitternd auf einem Haufen ſtanden. Buſch hatte ſeinen Platz verlaſſen und ſtand bei den Genoſſen. Alle waren ſehr befriedigt von dem nächtlichen Schauſpiele, welches ſelbſt Buſch noch nie ſo großartig geſehen hatte. „Jetzt wollen wir den Kerl noch einmal wild machen," ſagte Buſch leiſe. „Nimm Deinen Hirſchruf vor, Samiel, aber mach's nicht zu ſchnell hintereinander. Ich will auf der andern Seite rufen." Der Freiſchütz trat etwas zurück in die Fichten und machte nun den Hirſchruf ſo täuſchend nach, daß Jedermann geglaubt hätte, es ſei ein wirklicher Hirſch. Der Hirſch antwortete ſogleich durch lautes Geſchrei und lief nach der Stelle zu. Als er hier am Rande des Platzes ſtehen blieb und von Neuem ſchrie, ließ ſich am entgegengeſetzten Ende ein Ruf hören, worauf der wüthende Hirſch ſogleich nach dieſer Richtung lief. So wurde er hin und her gehetzt und arg gefoppt. Endlich hatte der Spaß ein Ende, denn die nicht von Leidenſchaft verblendeten Thiere hatten, weil Buſch in den Wind gekommen war, geſichert (die Luft mit der Naſe geprüft) und den Menſchen gewittert. Nachdem ein Stück Wild das Zeichen der Gefahr gegeben, wurden alle aufmerkſam, und in einem Augenblicke war der Platz leer, indem das Rudel gegen den Wind flüchtig wurde. Der alte Hirſch war der letzte auf dem Platze und im Zuge.

Die Beſchleichung des Brunftplatzes hatte nicht nur die Theilnehmer ſehr befriedigt ſondern auch die Thatſache feſtgeſtellt, daß, wie der Förſter von Heinrichsau behauptet hatte, zwei fremde ſtarke Hirſche in den beiden Revieren wechſelten.

Einige Regentage verhinderten alle Unternehmungen; als eben das Wetter wieder feſt wurde, erhielt Strauch Nachricht, ſich für den nächſten Abend und den folgenden Morgen auf den Anſtand einzurichten. Das Wild wechſelte zwiſchen beiden Revieren, wurde oft auf dem Haideraſen geſehen, welcher auf der Grenze liegt, und am ſtärkſten an einem kleinen Thale geſpürt, wo ein klarer Bach friſche Tränke, ſaftige Brunnenkreſſe (das leckerſte Gericht der Hirſche) und das Wild einen Suhlplatz fand, um ſich im Schlamme zu wälzen, was beſonders Hirſche häufig thun. Strauch beobachtete auch an dem Tage, als er zum Anſtand ging, friſche Spuren durch das kleine Waldthal, und glaubte den Platz ſo paſſend zum Anſtand, daß er am liebſten geblieben wäre, wenn es nicht zu früh geweſen und er nicht mit Buſch, welcher die Jagd anordnete, hätte zuſammentreffen müſſen. Zugleich ſollte er in Seebach die verbeſſerte neue Jagdtaſche in Empfang nehmen, genug Grund, um ihn zur Eile anzuſpornen.

Im Forsthause zu Seebach gab der Förster, welcher gern selbst den Hirsch geschossen hätte und mehr als je seinen Gichtanfall bedauerte, noch verschiedene gute Lehren über das Heranschleichen und Benehmen beim Anstand und Schießen. Besonders empfahl er den jungen Jägern den rechten Gebrauch der Schweißhunde, wovon jeder der beiden Jäger einen zur Verfügung hatte, denn, sagte er, „ein Stück Hochwild fällt nicht immer auf den ersten Schuß und muß mit dem Schweißhunde verfolgt und gestellt werden. Aber es ist nicht gut, die Verfolgung sogleich nach dem Anschuß stark zu betreiben. Besser ist's, das angeschossene Wild erst etwas krank (matt) werden zu lassen, dann legt sich's bald, während es in der ersten Angst läuft, soweit es kann, und sich dem Hund nicht stellt. Wenn also einer heute Abend den Hirsch anschießen sollte, und er ist nicht so verwundet, daß er nicht weit kommen kann, so verbrecht nur die Spur und wartet getrost bis morgen früh."

Als der Alte mit Predigen fertig war, brachte Ernestine die neue Jagdtasche und übergab sie mit weniger Verlegenheit, als sie dieselbe vor einigen Tagen von Strauch zurückbekommen hatte. Ueber der Stickerei war eine Decke von einem sehr schönen Hirschkalbrücken, rothbraun mit weißen Flecken, angebracht, so daß die Stickerei nun ein besonderes Fach der Tasche bildete. Die Decke war ungemein fein- und dichthaarig, überhaupt ein seltenes Stück, da Hirschkälbchen nur durch besondere Unfälle in die Hände des Jägers und Gerbers kommen und nie geschossen werden. Als der erfreute Jäger gegen das Fenster trat, um die Tasche recht bei Licht zu besehen, stellte sich Ernestine zu ihm und sagte, auf eine Tasche im Futter zeigend: „Hier haben wir noch eine Tasche angebracht, worein man einen ganzen Bogen Papier schieben kann. Das ist auch Förstern jetzt nothwendiger als Pulver und Blei." Als Strauch diese Tasche näher untersuchen wollte, indem er das Knittern eines Papiers hörte, knöpfte Ernestine sie schnell zu und sagte, über und über roth, mit niedergeschlagenen Augen: „Ah, der Probebogen steckt noch darin. Nun lassen Sie ihn nur darin. Wer weiß, wozu er zu gebrauchen ist."

Die Jäger wollten den Anstand sehr früh beziehen, indem der Förster sagte, daß nach Regenwetter das Wild immer zeitiger als gewöhnlich aus dem Holze trete. Strauch hätte gern Ernestine noch allein gesprochen, allein Busch ließ ihn nicht aus den Augen, und beide machten den Weg zum Pürschhaus zusammen. Das Papier in der Jagdtasche wollte dem jungen Jäger nicht aus dem Sinne. Er zerbrach sich den Kopf, was darin sein könnte, denn daß es mehr als ein Probebogen war, verrieth

des Mädchens verlegener Blick. Er rieth auf ein von Erneſtine heimlich geſticktes Notizbuch oder eine Cigarrentaſche, aber es fühlte ſich nicht darnach an. Er dachte ſogar an Kuchen, den er ſehr gern aß, was die Mädchen in Seebach wohl wußten, aber er überzeugte ſich ſogleich durch das Gefühl, daß derartige Gegenſtände nicht darin ſein konnten. Da Buſch wie gewöhnlich ſchweigſam war und Strauch keine Luſt zu ſprechen hatte, ſo blieben ſeine Gedanken ausſchließlich bei dem geliebten Mädchen. Mit den angenehmſten Gefühlen ſtrich er über die glatthaarige hübſche Decke. Darauf haben wohl oft Erneſtinens hübſche Füßchen (er ſetzte voraus, daß ſie hübſch ſein müßten) blos geſtanden, wenn das liebe Mädchen ſchlafen ging. Seine Gedanken ſchweiften noch weiter in angenehmen Regionen. Daß die Decke mit des Mädchens Füßen in Berührung gekommen war, wußte er ſicher, denn er hatte geſprächsweiſe erfahren, daß Erneſtine die Haut des Hirſchkälbchens vor einem Jahre von ihrem Pathen, dem Förſter in Heinrichsau, zu einem Fußteppich vor das Bett bekommen hatte. Sie muß mich doch recht gern haben, daß ſie dieſes giebt, dachte der Jüngling, und lächelte zufrieden vor ſich hin. Endlich war das Pürſchhaus erreicht, und der Freiſchütz ſtand mit dem jüngeren Strauch bereits wartend da. Man konnte ſich heute nur ſo viel Zeit nehmen, um das Veſperbrod zu verzehren, denn der Anſtand mußte lange vor Sonnenuntergang genommen werden. Strauch wußte ſich einige Minuten wegzuſchleichen und konnte nun endlich in der Abgeſchiedenheit des Waldes den Inhalt der Taſche unterſuchen. Er band zwei dünne Pappen auf, kam auf weiches roſenfarbiges Seidenpapier und ſah ſchon durch daſſelbe hindurch ein weibliches Portrait roſig ſchimmern. „Ach, Erneſtine!“ rief er überraſcht. So war es. Es war ihre wohlgelungene Photographie. Er blickte entzückt das Bild an. Erneſtine war gut getroffen; zwar hatte ſie etwas Fremdartiges an ſich, weil ſie im größten Putze geſeſſen hatte, als ſie vor einigen Monaten in der Stadt zu Beſuch war, aber ſie war es ſelbſt. Strauch war weniger über das Bild entzückt, als über den ihm zu Theil gewordenen Vorzug und die durch das Geſchenk unzweifelhaft ausgeſprochene Liebe des ſchönen Mädchens. Er hatte nicht Zeit, das Bild lange zu betrachten und legte es wieder an ſeinen alten Platz. Es war Zeit, den Anſtand zu nehmen. Der Freiſchütz wollte zwar wieder Grog machen, denn Trinken und Eſſen war ihm das Hauptvergnügen auf der Jagd, aber Buſch litt es nicht, und meinte, das habe Zeit bis zum Abend, wenn man vielleicht auf dem Pürſchhauſe bleiben müßte. Strauch ging in das kleine Waldthal, welches wir ſchon erwähnten, und Buſch

sah dies gern. Er gönnte dem Hirsche keinen andern Schützen, als sich selbst, und hoffte ihn zu schießen. Daß Strauch seinen Anstand schlecht gewählt hätte, nahm er darum an, weil er glaubte, daß das Wild nach dem Regenwetter, wo auch diesseits genug Pfützen und Wasserlachen zu Tränken und Suhlen waren, nicht über den von Wegen durchschnittenen Rücken des Gebirges ziehen würde, und er hatte bereits am Morgen einen sumpfigen Platz aufgefunden, wo der Hirsch gesuhlt hatte. Auch war an diesem Tage ein Streutag für ein benachbartes Dorf, wo die Bauern Haidekraut holten und nach Hause fuhren, die Höhe also sehr belebt und nach seiner Meinung die Aussicht auf Wild jenseits sehr gering. Der Jäger von Seebach nahm mit dem Freischütz und Edwin fast denselben Weg wie am Abend, wo der Brunftplatz beschlichen wurde, an den Wolfslöchern vorbei. Edwin hielt sich am liebsten zum Freischütz, indem er mit ihm viel mehr über Jägerei sprechen konnte, als mit den wirklichen Jägern, und Freischütz hatte den jungen Menschen, welcher seinen Aufschneidereien so willig zuhörte und alles glaubte, gern um sich. Beide bekamen einen Platz angewiesen, wo sie recht bequem sitzen konnten, wo aber fast keine Aussicht war, daß Wild vorbeiziehen werde. Edwin hatte eine Vogelflinte, woran Busch jedoch, um das Losgehen und falschen Gebrauch zu hindern, unbemerkt die Zündröhre mit Talg verstopft hatte. Er selbst hatte sich seiner Ansicht nach den besten Anstand ausgesucht. Weiter oben lag im Walde eine mit Meilerasche gedüngte einschürige Wiese, auf der, seitdem man das Heu abgefahren, wieder hübsches Gras nachgewachsen war, so daß es der beste Weideplatz im großen Umkreise war. Unten aber war der sumpfige Platz, wo der Hirsch gesuhlt hatte. Der Jäger rechnete, daß das Wild gegen Abend aus dem Holze treten, zur Tränke und Suhle gehen, dann die erwähnte Wiese aufsuchen werde, ehe der jetzt starke Nachtthau falle. Die Verabredung war der Art getroffen, daß Strauch, wenn nichts geschossen würde, auf das Pürschhaus kommen sollte; der Freischütz und sein Hund — so nannte er scherzweise Edwin, weil er ihm immer zur Seite war — sollten auf ihrem Platze bleiben, bis sie abgepfiffen würden.

Wir wollen uns nun über den Berg zu Strauch wenden. Obschon er noch wenig Jägererfahrung hatte, so glaubte er doch nach sorgfältiger Untersuchung der Spuren auf dem Wechsel annehmen zu können, daß Wild, dabei ein starker Hirsch, zu Thale gezogen und noch nicht wieder herauf war. Das kleine Thal begann als schwache Mulde fast auf der hier freien Höhe des breiten Bergrückens, fiel anfangs ziemlich steil ab, und war im ganzen obern Theile mit lichtem Buchenhochwald bewachsen, während die

Seitenhöhen und ein steiniges Stück unter dem Buchenwalde junges Nadelholz trugen. Die Thalwände endigten oben an einem nur wenig unterbrochenen Felsenrande, welcher, obschon nicht mächtig genug, um der Umgebung große landschaftliche Schönheit zu verleihen, doch das Aufsteigen erschwerte. Das Thal selbst zeigte ebenfalls mehrere Felsenterrassen, welche im Schatten der hohen Buchen einen üppigen Wuchs von Farrnkraut und Moos trugen, und überall sah man einzelne große Porphyrblöcke aus der Erde ragen, welche ohne Zweifel sich zu verschiedenen Zeiten von dem Mutterfelsen abgelöst hatten, denn einzelne waren stark bemoost und mit Modererde umgeben, während andere noch ganz frische Brüche zeigten und einige offenbar durch schon vorhandene Buchen in ihrem Weiterrollen aufgehalten worden waren. Ueber einer solchen reich mit hohem Farrnkraut bewachsenen Felsanhäufung nahm der Jäger seinen Stand. Nach unten, von wo er das Wild erwartete, barg ihn der Fels und das Farrnkraut, durch deren Wedel er gleichwohl die Schlucht auf eine ziemliche Länge beobachten konnte, nach vorn aber war er durch einen starken doppelstämmigen Ahorn gedeckt. Sein Schweißhund lag hinter ihm zwischen Farrnkraut und schien zu schlafen. Der Jäger durfte das Wild noch kaum erwarten, machte sich indessen schußfertig. Dabei konnte er es nicht unterlassen, das bewußte Bild wieder aus der Jagdtasche zu nehmen. So lag es vor ihm und schien ihn so zu fesseln, daß den Hirschen nicht viel Gefahr drohte. Gleichwohl war er nicht so in Gedanken verloren, daß er versäumt hätte, rechts in das Thal hinunter zu sehen. Strauch mußte sich gestehen, daß er Ernestine eigentlich noch nicht geliebt hatte. Das hübsche Mädchen zog ihn wie alle solche an. Es wurde ihm wohl auch etwas warm, wenn er ihr nahe kam oder sie gar, wie beim Tanze, berührte. Aber das waren nur Blutwallungen, sinnliche Aufregungen. Dann schmeichelte ihm die große Aufmerksamkeit, welche ihm Ernestine erwies. Während ihm das Entgegenkommen der koketten Hedwig zwar auch schmeichelte, fand er sich doch gar nicht so angenehm berührt davon, als durch das der Förstertochter. Er erkannte an dem Betragen Hedwigs blos Lust zu gefallen und zu fesseln, während Ernestine sich gab, wie sie war, und ihre Gefühle nicht verbergen konnte. Das Geschenk ihres Bildes hatte ihn allerdings überrascht, denn er glaubte sich in der Vertraulichkeit noch nicht so weit vorgerückt, wußte überhaupt noch nicht, ob es je dahin kommen würde. Sein Versuch einen Kuß zu erlangen, war eigentlich mehr Zufall gewesen. Er hatte, als das hübsche Mädchengesicht so nahe an ihm war, gedacht, man müsse eine solche Gelegenheit benutzen, hatte nur versuchen wollen, [illegible]t gar nichts dabei ge-

dacht. Durch diese Liebesgabe zeigte nun Erneſtine, daß ſie glaubte, Franz müſſe ſie eben ſo heiß lieben, wie ſie ihn liebte. Wenn der Jäger auch den Gedanken nicht ganz verbannen konnte, daß dieſes Geſchenk zu früh gegeben, daß Erneſtine dadurch ſich ſelbſt etwas vergeben habe, ſo hatte es doch eine bedeutende Umwandlung in ihm hervorgebracht. Er war auf dem Wege ſich wirklich zu verlieben, und malte ſich ſchon aus, wie reizend es ſein müſſe, in Seebach ein ſo hübſches Schätzchen zu haben. Weiter dachte er nicht.

Das Geſchrei eines Hähers riß den Jäger aus ſeinen unzeitigen Träumen. Er packte das Bild wieder ein und wendete ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſein Vorhaben. Die Sonne war ſo weit geſunken, daß ſie ſeitwärts durch die Wipfel fiel und ihre rothen Strahlen die obern Aeſte und Stammhalden ſo glänzend beleuchteten, daß ſie, gehoben durch die Gegenwirkung der grünen Kronen, von unten wie glühend erſchienen. Der Jäger war durch öfteres Aufblicken nach dieſem prächtigen Lichtſpiel ſo geblendet, daß er ſich erſt wieder an das Dunkel des Waldgrundes gewöhnen mußte, um das Korn ſeiner Büchſe zu erkennen. Wäre in dieſem Augenblicke der Hirſch gekommen, ſo hätte er ihn gefehlt. Zum Glück vergingen noch zehn Minuten, ehe der Hund durch leiſes Schnaufen anzeigte, daß etwas Fremdes im Anzuge ſei. Der Jäger ſah hinab und bemerkte ein Thier langſam den Berg herauf kommen. Zugleich raſſelte das Laub ſo nahe vor ihm, daß er erſchrocken zwiſchen ſeinem Doppelſtamm hindurch ſah und ein anderes Thier mit ſeinem buntſcheckigen Kälbchen erblickte, welches ſchon an ihm vorüber war. Endlich zeigte ſich auch der Hirſch, wie immer der letzte im Rudel. Als er unter dem Felſen ankam, ſicherte das zweite alte Thier, und im Wind eine Gefahr witternd, lief es ſchneller bergauf. Auch der alte Hirſch mußte Verdacht geſchöpft haben, denn er bog unter dem Felſen ab und ging ſo weit ſeitwärts, als die ſteilen Bergwände es geſtatteten. Von einer felſigen Wand aufgehalten mußte er ſich wieder nach der Mitte des Thales wenden, und zeigte hierbei die volle Breitſeite. Der Schütze hatte dieſen Augenblick erwartet, hielt auf's Blatt, und das mächtige Thier ſtürzte nach einem Luftſprung rückwärts zuſammen, erhob ſich aber ſogleich wieder und lief ſchnell genug quer über das Thal einer jungen Fichtendickung zu, wo es dem Auge des Schützen entſchwand. Nachdem der Jäger das noch rauchende Gewehr geladen, ging er an den Anſchuß, um nach den Blutſpuren auf die Art der Verwundung zu ſchließen. Die Schweißſpur war ſtark getheilt und doppelt, ſo daß der Schütz annehmen konnte, das Blut ſei zu beiden Seiten des Rückens oder Halſes

heruntergelaufen. Der losgelassene Schweißhund that seine Schuldigkeit und folgte der Spur in das Dickicht. Der Jäger konnte nicht folgen, stieg daher zur Höhe des Bergrückens, wo das Dickicht sich fast eben ausbreitete und folgte dem Rande desselben, um es zu umgehen. Oft stand er still und hörte, aufmerksam horchend, tief im Walde Rascheln und Knacken, ohne unterscheiden zu können, ob es vom Hirsche oder Hunde herrühre. Schon wollte er zurückgehen, um dem Rathe des Försters zu folgen und von der weiteren Verfolgung diesen Abend abzustehen, als der Hund laut wurde. Mühsam machte er sich Bahn durch das dichte Gestrüpp. Endlich gelangte er auf einen kleinen moosigen Platz, wo eine alte Eiche den jungen Wald nicht hatte aufkommen lassen. Hier hatte der Hund den Hirsch gestellt. Das edle Thier war durch starken Blutverlust und Schmerz ermattet hingefallen und erwehrte sich jetzt halb liegend der Angriffe des Hundes mit dem Geweihe. Es versuchte sich zu erheben, konnte es aber nicht. Die Kugel war zu hoch eingeschlagen und nahe unter dem Rücken durchgegangen, zwar ohne innere Theile zu verletzen, aber die Bewegung hemmend. Strauch trat näher. Das geängstigte Thier sah ihn mit jammervollen Blicken an. Da er keinen Hirschfänger bei sich hatte, um das Wild abzufangen, so nahm er eine passende Entfernung, und schoß dem Hirsch noch eine Kugel durch den Kopf, worauf er sogleich verendete. Der Jäger steckte sich einen Eichenzweig auf den Hut, einen andern dem Hirsch in den Schmecker (das Maul). Dann den Weg mit gebrochenen Zweigen bezeichnend, verließ er das Dickicht, und begab sich auf den Weg nach Seebach, um das Abholen des Hirsches noch denselben Abend anzuordnen und die Jagdgefährten zu benachrichtigen. Er traf aber bald auf einen Mann aus dem Orte, welchem er auftrug, in Seebach zu sagen, daß ein starker Hirsch im Birkengehau liege, welcher abgeholt werden solle. Er werde die Leute und den Wagen am Eichenkreuzweg erwarten. Auch gab er den Auftrag, den Försterstöchtern zu sagen, die neue Jagdtasche habe ihm Glück gebracht.

Der glückliche Jäger ging nun quer über den hier mit Gras und Haide bewachsenen Gebirgsrücken nach den Wolfslöchern zu, um die Gefährten abzurufen. Er war in einer seltsamen Stimmung, in einem Widerstreit der Gefühle wie noch nie. Dem Stolz und der Genugthuung über sein Jagdglück mischte sich sehr bald ein unangenehmes niederschlagendes Gefühl. Er war von seiner That nicht ganz befriedigt, und immer stand ihm der Jammerblick des verwundeten Hirsches vor den Augen. Er sagte sich selbst, daß Mitleid hier am unrechten Platze sei, aber weil er

dennoch dieses Gefühl hatte, so sagte er sich auch, daß er eigentlich nicht zum Jäger passe. Sein Herz rief ihm zu: es ist kein Vergnügen, zu tödten, ja es ist traurig. Zum Glück werde ich einst Förster und kein Jäger. Das Jagen, das Umherschweifen, das Ueberlisten ist schön, aber das Tödten nicht. Unter solchen Gedanken war es ihm unangenehm, schon jetzt die freie noch hell erleuchtete Höhe zu verlassen und das Düster des Hochwaldes in dem dämmernden östlichen Thale zu betreten. Er beschloß daher, noch eine Strecke auf dem Hochrücken fortzugehen, um bis zu den Wolfslöchern eine kürzere Waldstrecke durchgehen zu müssen. So gelangte der Jäger an eine der höhern freien Bergkuppen, die er der schönen Aussicht wegen sehr gerne besuchte. Sie war noch von der Sonne beleuchtet, während unten die Bäume des westlichen Waldes ihre Schatten schon über die ganze freie Fläche warfen. Die Bergspitze erschien in diesem Augenblicke, von der Westseite gesehen, wie ein Rosenhügel. Sie war über und über mit hohem Haidekraut bedeckt, welches jetzt in voller rosiger Blüthe stand, und, von der eben untergehenden Sonne beleuchtet, wahrhaft zauberisch schön erschien. Nur einige Fichten von gedrungenem, niedrigen Wuchse unterbrachen an der Nord- und Ostseite die blühende Fläche. Bis zur Spitze des Berges war es nicht weit, und Strauch ging hinauf, um oben den Sonnenuntergang abzuwarten. Er setzte sich in die blühende Haide und gab sich völlig dem Genuß des Augenblickes hin. Der Jüngling konnte im Anblick von Naturschönheit schwelgend, sich ganz vergessen, und diese war augenblicklich der Art, daß sie auf den Gleichgültigsten Eindruck gemacht haben würde. Die Sonne sank eben hinter einen entfernteren mit seltsam geformten Kiefern bedeckten Berg, deren schirmartige Kronen sich dunkel gegen den hochgeröthteten Horizont abzeichneten, und webte mit ihren durch die Abenddünste gebrochenen Strahlen ein Goldnetz über die purpurfarbig umdufteten Wipfel des Hochwaldes, welcher, soweit das Auge reichte, die westlichen Berge bedeckte. Im Mittelgrunde der Landschaft ragte eine mächtige Burg aus den Waldwellen, durch deren zahlreiche Fenster die orangefarbige Glut des Abendhimmels schimmerte. Aber Strauch gönnte dieser Seite nur wenig Blicke. Diese ruhten auf der entgegengesetzten Seite, wo sich vor ihm in der Tiefe die schon früher beim Pürschhaus erwähnte Landschaft ausbreitete. Draußen vor dem Waldgebirge lag noch sonnig das fruchtbare, bebaute Flachland, gegen den Hintergrund durch Hügel gehoben, mit zahllosen Ortschaften in der grünen Umgebung von Gärten und Feldgehölzen. Manches sonst nicht sichtbare Gebäude zeigte seine gegen Westen gerichtete weiße Fläche, mancher helle

Kirchthurm erhob sich aus grauen Dächern und Bäumen, manches größere Gebäude zeigte zahlreiche in der Sonne blitzende Fenster, als würde darin bei tausend Lichtern ein Fest gefeiert, und häufig zeigten hohe Pappeln und leichte Rauchschichten die Stelle an, wo unsichtbare Ortschaften lagen; ja selbst die Thürme der fernen Vaterstadt des träumenden Jünglings erhoben sich erkennbar über den Rauchschichten der Umgebung. Tief unten aber im Thale, nur durch einige Vorberge von ihm getrennt und scheinbar so nahe, als könne man hinunter rufen, lag das liebliche Seebach mit seinen auf Wiesen und Berglehnen zerstreuten Häusern, mit der schönen neuen Kirche und den für den Beobachter noch schönerem Forsthause. Plötzlich hatte Ernestinens Bild alle übrigen verdrängt. Er konnte es nicht unterlassen, er mußte ihr Bild noch einmal herausnehmen, mußte sich an dem lieben Antlitz erquicken. Es war ihm doppeltes Bedürfniß und erhöhter Genuß, jetzt nach dieser Mißstimmung über sein Jägerglück sich den Gedanken an ein wonniges Liebeleben hinzugeben. So saß der Träumer lange in der blühenden Haide, bis das Grau der Berge ihn mahnte, endlich dem eigentlichen Zwecke seines Weges zu genügen. Er warf einen Blick auf die Umgebung, suchte die einzuschlagende Richtung von oben aus, und verlor sich im Hochwald des Thalendes, welches zu den sogenannten Wolfslöchern führte. Ein Weg war nicht vorhanden, aber der Wanderer glaubte, schräg an der Thalwand hingehend, den Anstandplatz seines Kameraden im Rücken des Schützen zu erreichen. Ernestinens Bild begleitete ihn auch durch das Dunkel des Waldes, und leichten Fußes eilte er bergab.

Wenden wir uns nun zu den übrigen Jägern. Busch hatte seinen Anstand, wie wir wissen, allein genommen. Dieser lag äußerst günstig. Zwischen Buchenwald einerseits und einem langen Strich Fichtenholz, welches den Saum eines sehr dichten jungen Bestandes von wenig über Mannshöhe bildete, zog sich ein schmaler Streifen Moosrasen auf eine große Strecke fast in gerader Richtung bergauf. Ueber diese offene Stelle hatten die Hirsche ihren Wechsel, wenn sie von der Tränke und Suhle unterhalb nach der schon erwähnten höher liegenden Waldwiese zur Aesung gingen. Die gerade Linie des Waldsaumes war hier und da durch Gruppen von jungen Edeltannen unterbrochen, welche von einigen alten noch zwischen den Buchen stehenden Riesenbäumen hier angeflogen waren und ein dichtes Gebüsch bildeten. In einem derselben, genau an der Stelle, wo die Lichtung ein Knie machte, hatte sich Busch angestellt, und ein darin stehen gebliebener Eichenstock bot sogar Gelegenheit, zu sitzen, ohne Gefahr zu

laufen, etwas zu übersehen. Die Luft, welche an ruhigen Abenden in diesen Querthälern immer thalauf steigt, war dem Jäger ebenfalls günstig, aber das Glück bis zum Sonnenuntergang nicht hold gewesen. Indessen war dies immer noch möglich, denn es blieb an dieser Stelle ziemlich lange hell. Unser Jäger war bei diesem sehr langweiligem Anstand auch nicht Herr seiner Gedanken. Auch ihm erschien das liebliche Mädchen aus dem Forsthause in dieser Wildniß, aber sie erschien ihm nicht als Jungfrau, sondern als Gefährtin seines Lebens in einem fern liegenden Forsthause, in dem schönen großen Garten, auf dem fruchtbaren, sonnigen Felde, die Leute zur Arbeit anstellend. Seine Phantasie erhob die Flügel nicht so hoch, als die des Jünglings auf blühender freier Höhe.

Durch den zweiten Schuß Strauch's — den ersten hatte er nicht hören können — wurde er beunruhigt. Ein Gefühl von Neid erwachte anfangs in ihm bei dem Gedanken, daß sein Kamerad vom Glück bevorzugt worden sei; dann beruhigte ihn aber wieder der Gedanke, Strauch könnte einen noch nicht jagdbaren Hirsch geschossen oder gar seine Kunst an einem in der Luft schwebenden Geier versucht haben.

Schon begann es zu dämmern, und der Jäger befestigte ein Stückchen weißes Papier unter dem Korn, um schärfer zielen zu können. Er würde vielleicht die Hoffnung aufgegeben haben, wenn er nicht seiner Sache ganz gewiß zu sein geglaubt hätte, daß der Hirsch oder vielmehr das Rudel Wild, an welches er sich während der Brunftzeit hielt, diesen Weg nehmen müßte. Indem er in ungewöhnlicher Aufregung so dastand, hörte er in den Fichten dürre Zweige knacken. Schon glaubte er, der Freischütz sei, ohne das Abrufungszeichen abzuwarten, von seinem Platze gegangen, und zürnte ihm wegen dieser Unvorsichtigkeit, als ganz plötzlich ein prächtiges Hirschgeweihe in den jungen Fichten sichtbar wurde. Ehe aber der Jäger von seiner Ueberraschnng sich so weit erholte, um den unsichern Schuß zu wagen, war der Hirschkopf wieder verschwunden. Aergerlich setzte Busch die Büchse ab, denn er glaubte, der Hirsch werde, weil er so plötzlich gewendet hatte, Wind von ihm bekommen haben und nun nicht wagen, auf die Lichtung zu treten. Schon wollte er den Freischütz abpfeifen, als er weiter oben wiederum Aeste knacken hörte, und zwar noch näher am Rande der Dickung. Jeden Augenblick konnte der Hirsch hervortreten. Zwar war es schon sehr düster, aber mit hellem Korn und vor der dunkeln Fichtenwand konnte man schon treffen. Er war wieder schußfertig. Da zeigte sich zwischen den Fichten die braunrothe Haut des Hirsches zum zweiten Male, dieses Mal in Brusthöhe, so daß es nur das Blatt oder der Leib seien konnte,

während die übrigen Theile des Thieres nicht sichtbar waren, genug für den Schützen, um einen Schuß anzubringen. Ohne sich weiter zu besinnen, legte Busch an. Der Schuß krachte. Er hörte die Kugel einschlagen, zugleich aber einen furchtbaren Schrei, einen Schrei, wie er ihn nie gehört.

Mit ahnungsvollem Entsetzen, aber ohne zu begreifen, was geschehen, stürzt der Schütz in das Fichtendickicht. Da liegt sein Freund Strauch blutend am Boden, beide Hände krampfhaft auf die Brust gepreßt.

„O, mit mir ist's aus!" sagte der Unglückliche, dem Freunde die Hand reichend, daß er ihn aufrichte. — „Großer Gott, es kann nicht sein!" rief der Andere. „Vielleicht ist's nur ein Streifschuß. Sieh' hier, das Blut kommt aus dem Aermel. Es ist blos der Arm. Gott sei Dank, es ist so schlimm nicht!" —

Das Gesicht des Verwundeten verzog sich wie zu einem Lächeln. „Du irrst, Kamerad. Der Arm ist das wenigste. Aber hier," sagte er matt, auf die Herzgrube zeigend. Es war ein rechter Blattschuß. Ich bin verloren. O, Gott, daß ich schon sterben muß! Und das Leben war jetzt so schön!" — „Nein, nein, Bruderherz, Du wirst nicht sterben!" rief der unglückliche Schütz, verzweifelnd sich neben dem Freunde niederwerfend. Strauch legte sich matt zurück, während ihn der Freund am Rücken hielt. Er lehnte sich an den treuen Hund, welcher ruhig liegen blieb und leise winselte.

„Heda! wo steckt ihr denn! Busch, wo kriechst Du denn herum?" rief der Freischütz am Waldrande, und näher kommend, als er die Jagdgefährten am Boden liegen sah: „Was Teufel ist denn hier los?" Busch deutete stillschweigend auf den Verwundeten, dessen Augen angstvoll nach

dem noch nicht sichtbaren Bruder suchten. — „Ein entsetzliches Unglück. Aber, bei Gott, ich bin unschuldig!“ — „Ja, das bist Du, Kamerad. Ich hatte mich in der Richtung getäuscht und glaubte, Du wärest vor mir“, sagte Franz abgebrochen und matt. „O, ich errathe Alles — der neue Rauzen — er war mein Tod.“ In diesem Augenblicke stand Edwin vor ihm. Er übersah das ganze schreckliche Unglück und warf sich weinend an des theuren Bruders blutige Brust. — Wir wollen den Ausdruck seines Schmerzes nicht beschreiben.

Der Freischütz fand am ersten die Besinnung wieder und sagte: „Aber jetzt schnell nach Hilfe. Vielleicht ist's gar nicht so schlimm.“ — „Ich will selbst in's Dorf und zu Pferde nach dem Doktor,“ rief Busch rasch aufstehend mit einem Strahle von Hoffnung. Aber Franz winkte ihn zu sich und sagte leise: „Laß meinen Bruder gehen, ich kann seinen Schmerz nicht ertragen, seinen Jammer nicht erhören. Bleibe Du bei mir, Du kannst mir am meisten helfen.“ — Der Freischütz brachte den Jüngling auf den Weg, und kehrte selbst zu dem Verwundeten zurück. Plötzlich kam ihm ein guter Gedanke. Er hatte in Heinrichsau den Arzt seines Städtchens getroffen, der immer sein Besteck bei sich hatte und, vom Kartenspiel gefesselt, wohl noch lange dort blieb. Dahin war es nicht weit und der Helfer konnte am Platze sein, ehe der andere Bote nur in die Stadt kommen konnte. Schnell theilte er seinen Entschluß mit und keuchte, so schnell es sein schwerfälliger Körper zuließ, bergauf gen Heinrichsau zu. Busch kniete vor dem Verwundeten und suchte mit einem Tuche der Verblutung Einhalt zu thun. Franz hatte matt die Augen geschlossen. Der Mond beleuchtete eine düstere, traurige Scene. —

Auf der Höhe des Bergrückens, auf der Wiese, wo der Weg von Seebach nach Heinrichsau die größte Höhe erreicht, und kaum eine Viertelstunde weit von dem Orte des Schreckens, begegneten drei von Seebach kommende Männer einem einzelnen späten Wanderer bei der Grenzeiche.

„Schön' guten Abend! Sind Sie's, Herr Pfarrer?“ sagte einer der drei Männer. — „Guten Abend, liebe Leute! Wo kommt Ihr noch her? und wohin soll's gehen?“ — „Nach Heinrichsau, Herr Pfarrer. Wir waren drunten bei Ihnen und wollten ein Stückchen blasen, wie Sie's gern haben. Aber Sie waren nicht zu Hause. Da haben wir blos bei dem Förster geblasen und die drei Mamsells haben darnach getanzt in der Hausflur, daß es eine Lust war.“ — „Das thut mir leid, ihr lieben Leute. Ich höre Euch gern.“ — „Sollen wir nicht hier ein Stückchen spielen, daß

Sie noch was zu hören bekommen?" — „Nun, meintwegen auch das. Es wird ja hier nicht verboten sein." Er setzte sich auf die Rasenbank unter der Eiche, und die Waldhornisten, ihm wohlbekannte arme Bergleute, welche sein Haus auf ihrer Wanderschaft jährlich wenigstens einmal besuchten, stellten sich einige Schritte davon auf und bliesen mit jenen zauberischen Tönen, wie sie nur im Waldhorn liegen, den schönen Choral „Jesus meine Zuversicht", drei ganze Verse. Dem guten Pfarrer, welcher durch Musik leicht gerührt wurde, liefen die Thränen über die Wangen. Als sie geendet hatten, stand er auf, gab den Spielleuten ein Geldstück und sagte: „Und nun noch etwas Lustiges auf den Weg. Ich weiß nicht, warum ich so traurig bin. Nun, gute Nacht, ihr Leute, und großen Dank!" Mit diesen Worten schlug er den abwärts führenden Weg nach Seebach ein, die Hornisten aber bliesen Weber's herrlichen Jägerchor „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen" u. s. w. Kaum einige Schritte im Walde begegnete der Pfarer dem athemlosen Freischütz und erfuhr mit kurzen Worten das unglückliche Ereigniß. Der erschrockene Geistliche ließ sich die Lage des Platzes beschreiben und beschloß hinzugehen.

Kehren wir zu den allein im Walde gebliebenen Jägern zurück. Franz richtete sich mit Hülfe des Freundes etwas auf, faßte dessen Hand und sagte: „Höre Bruder, gieb mir den Rest, — ich leide entsetzlich. Sterben muß ich doch einmal, und darum besser schnell." — „Nein, Bruder! Ich will meine Seele nicht noch mit einem Morde beladen, — hab' schon so genug. Stirbst Du, so machen wir die Reise zusammen. Wir sind ja immer gute Kameraden gewesen." — In diesem Augenblicke klangen die feierlichen, lieblichen Töne des Chorales herab durch die stille Nacht zu dem Sterbenden. „O, meine Mutter!" sagte er leise, und Thränen stürzten über seine bleichen Wangen auf die gefalteten Hände. „O, meine liebe, arme Mutter! O, Gott, wer hätte das gedacht! Grüße Edwin, — sage ihm, daß er meine Mutter nicht verläßt, daß er sie nie betrübt, — daß er kein Jäger wird. Leb' wohl, Freund! Ich sterbe ohne Groll. Du bist unschuldig — ich allein hab' es verschuldet. Binde den Hund von mir los, — ich glaube — jetzt ist's aus — o Gott!"

Der Sterbende legte, vom Freunde gehalten, sich wieder zurück; sein Kopf sank matt auf die Brust. Da bliesen die Hornisten droben „Was gleicht wohl auf Erden" aus dem Freischütz. „Ja wohl, ja wohl!" rief Busch mit entsetzlichem Lachen, „s' ist ein herrliches Leben, das Jägerleben! Aber ich bin damit fertig. Adieu junger Förster! adieu schöne Braut!" Noch

einmal horchte er auf den Athemzug seines Freundes, aber er hatte geendet. Nach einer Minute krachte ein zweiter Schuß durch das einsame, dunkle Waldthal und Busch lag, ohne sich zu rühren, neben dem todten Freunde. Er hatte die Mündung der Büchse schräg an die Herzgrube gesetzt und mit dem Ladestock abgedrückt. Als die Schweißhunde auch den andern Jäger stürzen sahen, erhoben sie ein entsetzliches Geheul. Strauch's Hund war noch angebunden und suchte sich loszureißen. Der andere kratzte seinen Herrn wüthend mit den Füßen und suchte ihn, weil er auf dem Gesichte lag, zu wenden. Der Mond sah ein entsetzliches Bild menschlichen Elendes, und als die Leute kamen mit Laternen, einer Trage und Betten, gab es zwei Todte in das Forsthaus zu tragen. Die spät kommenden Aerzte fanden nichts mehr zu thun.

Wenden wir uns von dem traurigen Anblicke der Todten ab. Unsere Feder sträubt sich, die einzelnen Vorgänge im Forsthause zu schildern. Der Arzt hatte am Lager eines kranken Mädchens zu wachen, und ein zweites saß weinend in ihrem Bette. —

Wir bemerken nur noch, daß die Kugel auf der neuen Hirschdecke der schräg über die Brust hängenden Jagdtasche eingeschlagen war, die Pappe und das Bild des liebenden Mädchens durchbohrt und über dem Magen in die Brusthöhle gedrungen war.

Der Sechszehnender, welcher Veranlassung zu diesen Jagden und deren traurigem Ende gegeben hatte, wurde nicht geschossen. Strauch hatte den zweiten starken Hirsch getroffen, welcher mit dem wilden Beherrscher des Waldes gekämpft hatte. Man fand im folgenden Jahre nach der Brunftzeit zwei starke Hirsche todt auf dem Platze, deren Geweihe beim Kampf so ineinander verschlungen waren, daß sie, ohne sie zu zersägen, nicht hätten getrennt werden können, und deshalb vereint aufbewahrt wurden. Das

eine Gehörn wurde sofort als dem ungeraden Sechszehnender gehörend erkannt.

Schlußbemerkung. Gefühlvolle Herzen werden dem Dichter zum Vorwurf machen, daß er nicht durch das Bild der Geliebten und dessen Pappumhüllung den unglücklichen Jüngling vor der tödtlichen Wirkung der Kugel bewahren ließ, aber leider ist etwas Pappe und ein Mädchenbild nicht genug, um eine gut eingepflasterte Büchsenkugel aufzuhalten. Das tragische Ende ist volle Wahrheit, und wenn ich auch bei Namen, Personen, Oertlichkeiten u. s. w. mit dichterischer Freiheit verfahren bin, so geschah es doch nicht so mit dem Ausgang der Erzählung selbst. Ja die Wirklichkeit war noch schrecklicher, als zu schildern für gut befunden wurde. Viele Leser der westlichen Thüringer Waldgegend werden sich des bekannten Vorfalles — es war, glaube ich 1843, — noch genau erinnern und auch die Namen der unglücklichen Jäger kennen. Der sogenannte Freischütz lebt jetzt noch als Waidmann.

Der verirrte Knabe.

Gedicht von **Heinrich Brückner** in Coburg.

Es irrte ein Knäblein am Waldeshang,
Zur Mutter den Weg fand's nicht wieder.
Es rief durch die Haide so schaurig, so bang,
Sein Weinen die sausenden Wipfel durchdrang;
Ermüdet sank endlich es nieder.

Der Wind durchheulte Gestrüpp und Hain
Und trieb dürre Blätter im Kreise;
Das Knäblein schlief still und ermattet ein,
Der Frost erstarrte ihm Mark und Bein,
Das Herzchen es pocht nur noch leise.

Und ruhig lag es am Waldeshang,
Die Nacht umflort es schon düster;
Die Mutter im Hause, ihr wurde so bang,
„Mein Kindlein, wo bleibt es nur heute so lang?“
Fort eilt sie durch Sturmesgeflüster.

Sie eilt über Steppen und Hügel und Moor
Und nirgends ihr Kindlein sie findet.
Ein blaues Flämmchen hüpft flackernd ihr vor,
Und deutlich vernimmt ihr lauschendes Ohr,
Daß stöhnend es wieder verschwindet.

Jetzt fand sie ermattet am Waldesrand
Ihr Kindlein todt liegen am Hange;
Schnell faßt sie's an todter kalteisiger Hand,
Ihr Jammerruf schallte durch's nächtliche Land,
Sie küßt es auf Busen und Wange!

Doch starr und bleich blieb des Knäblein's Wäng',
Die Mutter sank jammernd darnieder;
Da faßt sie es hastig mit wildem Gesang
Und trug es im Wahnsinn zum Moorteich entlang.
Und nimmer sah Beide man wieder! —

Ein Stückchen aus dem Leben.

Von **Heinrich Jäde** in Weimar.

Es ist ein Dorf in Thüringen; der Gutsherr — daß ich's nur sage: „bürgerlichen Standes“ — ist ein gemüthlicher Egoist, noch Junggesell und will es auch bleiben; denn eine Frau könnte ja Recht haben oder gar befehlen wollen, und „das stört die Gemüthlichkeit.“ Der Bauch ist sein Gott. „Da bin ich Euch ein eigener Kerl — sagt er — ich esse gern etwas Gutes, aber viel muß es sein!“ Und Viel kann er essen, das steht felsenfest. Nicht blos ein mal ist es vorgekommen, daß er seiner Haushälterin den Mit-

tagstisch mittelst einiger naschhaften Schnitte vorweg „krustulirt“ hat. Einmal, da er das auch um halb elf Uhr heimlich gethan hatte und noch ein paar Gänge durch's Feld machen wollte, sprach er im Hinausgehen: „Miehne, koch' heute blos elf Klöse für mich!“ Aber alsbald reute es ihn, er guckte wieder zur Thür herein und sprach: „Aber, Miehne, mach' sie ein bischen größer als gewöhnlich!“

Ich rede übrigens von dem Manne, als ob er noch lebte und nicht eben erst gestorben wäre, und das Letztere war ja gerade nöthig, damit ich meine Geschichte erzählen kann. Auch ist ja „Miehne“ eigentlich die Hauptperson, denn sie soll zeigen, wie man zuletzt mit dem Glück ordentlich geprügelt werden kann.

Des Guthsherrn Wilhelmine — „Minna“ wollte sie genannt sein und „Miehne“ dehnte sie ihr Herr — war aus der Stadt, hübsch, „gebildet,“ rasch, willig, artig und vor Allem in der Kochkunst ausgezeichnet. Vermittelst der Kochkunst hoffte sie auch einmal bei ihrem Herrn in den Hafen der Ehe und — des Gutes einzulaufen; denn sie war ein wenig ehrgeizig. Aber daß sie „Minna“ gerufen sein wollte, war ihr größter Fehler. Dem Herrn klang es zu scharf, es erschreckte ihn fast so, als ob ihm ein Stück Braten von der Butterbemme gefallen wäre, und er verbot seinen Leuten, sie so zu rufen.

Eines Tages, als er eben einen ungemüthlichen Minnarufer hinausgezankt hatte, trat er zu Wilhelmine, kniff sie in die Wange, streichelte sie und sprach: „Siehst du, Miehne, wenn Du Dich gut anstellst und immer so gut kochst, da kannst Du bis in Ewigkeit bei mir bleiben und nach meinem Tode auch etwas erben — ich hab' ja Niemanden nicht — wir können wie Mann und Frau leben, aber heirathen mag ich dich nicht, und mit dem „Min-na“ wird es auch nichts.“ — Wilhelmine ward von diesen Worten und den begleitenden Zärtlichkeiten bis zur schwindelnden Hoffnung getrieben, doch noch einst Gutsherrin zu werden; sie erwiderte seine Zärtlichkeiten und gerieth mit ihm in allzu große Vertraulichkeit.

Lange noch blieb sie bescheiden und diensteifrig; als sich aber die Folgen der allzugroßen Vertraulichkeit zeigten, fing sie an die Saiten etwas hoch zu spannen und ward „unangenehm.“ Zum Bruch kam es, als sie einmal behauptete, das „Miehne“ klänge zu „ungebildet,“ ihr Herr sollte sie doch „Minna“ nennen. Ihr Herr sprach: „Siehst Du, Miehne, wenn Du so bist, so sind wir geschiedene Leute; da hast Du dreihundert Thaler für Dein Zukünftiges, und nun laß Dich Minna nennen, wo Du willst.“

Thränen verschlimmerten nur die Sache bei einem Manne, der durch-

aus in seiner Gemüthlichkeit nicht gestört werden wollte; Minna zog ab vom Gute. Sie miethete sich aber im Dorfe ein, weil sie hoffte, daß sich das Verhältniß wieder machen sollte, sei es durch ihre unerreichbare Kochkunst, sei es durch das zu erwartende Kind; das Gut stach ihr gar zu sehr in die Augen. — Minna machte von sich zu reden; sie war eine beliebte Gesellschafterin in den Häusern der Wohlhabenden, wohin sie oft leckere Gerichte brachte, und in den Hütten der Armen war sie ein wohlthätiger Engel. Aber die dreihundert Thaler verschwanden „wie durch einen Zauber," und plötzlich stand sie da mit nichts im Beutel, ein Söhnlein zur Seite; der Vater desselben wollte nichts von ihm, noch von seiner Mutter wissen — das war ja abgemacht! Ohne alle Mittel, nahe daran, mit einem Kinde in ihre Heimath geschubt zu werden, griff sie in dem drohenden Schiffbruche nach einem Brettlein, das die ehrgeizige Minna früher nicht angeschaut haben würde.

In ihrem Wohlthätigkeitssinne hatte sie sich besonders freigebig gegen einen armen jungen Mann gezeigt, der den Nachtwächterdienst im Dorfe verrichtete. Dieser hatte sie innig in's Herz geschlossen, blickte an ihr wie an einem höheren Wesen empor und kam ihr auch dann noch mit Zartheit entgegen, als sie Mutter geworden war und die übrigen Dorfleute sich von ihr abschlossen, als sie gar nichts mehr hatte, der Gutsherr sich nicht um sie kümmerte und der Bürgermeister ihre Ausweisung dekretirte. Wie sie nun nicht wußte, wohin mit ihrem Kinde, — in die Heimath wollte sie um keinen Preis — da bot ihr der Nachtwächter seine Hand an; und als der Gemeinderath seine Zustimmung zu dieser Heirath unter der Bedingung gab, daß Minna den Dienst einer Gänsehirtin übernähme, da ging sie darauf ein. — Das war keine unglückliche Ehe! Der Mann hatte immer Respekt vor seiner „gebildeten" Frau, und dazu kam ja auch der Umstand, daß sie, als Gänsehirtin, des Tages nicht daheim war, und er, als Nachtwächter, des Nachts nicht.

Zwar „Hunger drückte, Noth that weh" — wie's im Liede heißt — und das gar oft. Aber Minna wiegte noch leise die Hoffnung im Herzen, daß ihr doch einst, durch ihren Sohn, vom Gute etwas werden sollte; blieb doch der Gutsherr Junggesell, war ihr Sohn doch sein einziger Sproß! Es konnte sich doch noch einmal wenden, obschon der Vater sein Kind auch ganz und gar nicht kannte und die Mutter durchaus vermied. Derlei Gedanken schlichen sich oft bei ihr ein, wenn sie auf dem Anger unter den Gänsen saß und über die hohen Bäume den Rauch des Schlotes vom Gute sah.

tagstisch mittelst einiger naschhaften Schnitte vorweg „krustulirt" hat. Einmal, da er das auch um halb elf Uhr heimlich gethan hatte und noch ein paar Gänge durch's Feld machen wollte, sprach er im Hinausgehen: „Miehne, koch' heute blos elf Klöse für mich!" Aber alsbald reute es ihn, er guckte wieder zur Thür herein und sprach: „Aber, Miehne, mach' sie ein bischen größer als gewöhnlich!"

Ich rede übrigens von dem Manne, als ob er noch lebte und nicht eben erst gestorben wäre, und das Letztere war ja gerade nöthig, damit ich meine Geschichte erzählen kann. Auch ist ja „Miehne" eigentlich die Hauptperson, denn sie soll zeigen, wie man zuletzt mit dem Glück ordentlich geprügelt werden kann.

Des Guthsherrn Wilhelmine — „Minna" wollte sie genannt sein und „Miehne" dehnte sie ihr Herr — war aus der Stadt, hübsch, „gebildet," rasch, willig, artig und vor Allem in der Kochkunst ausgezeichnet. Vermittelst der Kochkunst hoffte sie auch einmal bei ihrem Herrn in den Hafen der Ehe und — des Gutes einzulaufen; denn sie war ein wenig ehrgeizig. Aber daß sie „Minna" gerufen sein wollte, war ihr größter Fehler. Dem Herrn klang es zu scharf, es erschreckte ihn fast so, als ob ihm ein Stück Braten von der Butterbemme gefallen wäre, und er verbot seinen Leuten, sie so zu rufen.

Eines Tages, als er eben einen ungemüthlichen Minnarufer hinausgezankt hatte, trat er zu Wilhelmine, kniff sie in die Wange, streichelte sie und sprach: „Siehst du, Miehne, wenn Du Dich gut anstellst und immer so gut kochst, da kannst Du bis in Ewigkeit bei mir bleiben und nach meinem Tode auch etwas erben — ich hab' ja Niemanden nicht — wir können wie Mann und Frau leben, aber heirathen mag ich dich nicht, und mit dem „Min-na" wird es auch nichts." — Wilhelmine ward von diesen Worten und den begleitenden Zärtlichkeiten bis zur schwindelnden Hoffnung getrieben, doch noch einst Gutsherrin zu werden; sie erwiderte seine Zärtlichkeiten und gerieth mit ihm in allzu große Vertraulichkeit.

Lange noch blieb sie bescheiden und diensteifrig; als sich aber die Folgen der allzugroßen Vertraulichkeit zeigten, fing sie an die Saiten etwas hoch zu spannen und ward „unangenehm." Zum Bruch kam es, als sie einmal behauptete, das „Miehne" klänge zu „ungebildet," ihr Herr sollte sie doch „Minna" nennen. Ihr Herr sprach: „Siehst Du, Miehne, wenn Du so bist, so sind wir geschiedene Leute; da hast Du dreihundert Thaler für Dein Zukünftiges, und nun laß Dich Minna nennen, wo Du willst."

Thränen verschlimmerten nur die Sache bei einem Manne, der durch-

aus in seiner Gemüthlichkeit nicht gestört werden wollte; Minna zog ab vom Gute. Sie miethete sich aber im Dorfe ein, weil sie hoffte, daß sich das Verhältniß wieder machen sollte, sei es durch ihre unerreichbare Kochkunst, sei es durch das zu erwartende Kind; das Gut stach ihr gar zu sehr in die Augen. — Minna machte von sich zu reden; sie war eine beliebte Gesellschafterin in den Häusern der Wohlhabenden, wohin sie oft leckere Gerichte brachte, und in den Hütten der Armen war sie ein wohlthätiger Engel. Aber die dreihundert Thaler verschwanden „wie durch einen Zauber," und plötzlich stand sie da mit nichts im Beutel, ein Söhnlein zur Seite; der Vater desselben wollte nichts von ihm, noch von seiner Mutter wissen — das war ja abgemacht! Ohne alle Mittel, nahe daran, mit einem Kinde in ihre Heimath geschubt zu werden, griff sie in dem drohenden Schiffbruche nach einem Brettlein, das die ehrgeizige Minna früher nicht angeschaut haben würde.

In ihrem Wohlthätigkeitssinne hatte sie sich besonders freigebig gegen einen armen jungen Mann gezeigt, der den Nachtwächterdienst im Dorfe verrichtete. Dieser hatte sie innig in's Herz geschlossen, blickte an ihr wie an einem höheren Wesen empor und kam ihr auch dann noch mit Zartheit entgegen, als sie Mutter geworden war und die übrigen Dorfleute sich von ihr abschlossen, als sie gar nichts mehr hatte, der Gutsherr sich nicht um sie kümmerte und der Bürgermeister ihre Ausweisung dekretirte. Wie sie nun nicht wußte, wohin mit ihrem Kinde, — in die Heimath wollte sie um keinen Preis — da bot ihr der Nachtwächter seine Hand an; und als der Gemeinderath seine Zustimmung zu dieser Heirath unter der Bedingung gab, daß Minna den Dienst einer Gänsehirtin übernähme, da ging sie darauf ein. — Das war keine unglückliche Ehe! Der Mann hatte immer Respekt vor seiner „gebildeten" Frau, und dazu kam ja auch der Umstand, daß sie, als Gänsehirtin, des Tages nicht daheim war, und er, als Nachtwächter, des Nachts nicht.

Zwar „Hunger drückte, Noth that weh" — wie's im Liede heißt — und das gar oft. Aber Minna wiegte noch leise die Hoffnung im Herzen, daß ihr doch einst, durch ihren Sohn, vom Gute etwas werden sollte; blieb doch der Gutsherr Junggesell, war ihr Sohn doch sein einziger Sproß! Es konnte sich doch noch einmal wenden, obschon der Vater sein Kind auch ganz und gar nicht kannte und die Mutter durchaus vermied. Derlei Gedanken schlichen sich oft bei ihr ein, wenn sie auf dem Anger unter den Gänsen saß und über die hohen Bäume den Rauch des Schlotes vom Gute sah.

Eines Tages war die arme Gänsehirtin mit ihrem Söhnlein, nunmehr einem Knaben von 6 Jahren, ebenfalls auf dem Anger bei ihrer schnatternden Heerde. Das Schnattern der Heerde ward übertönt von den Lamentationen des hungernden Knaben, der unaufhörlich schrie: „Mutter, ich will Brot haben!“ Da ward sie endlich zornig und sagte: „Junge, ich hab' kein Brot; dort hinter den großen Bäumen, wo der Schlot raucht, wohnt dein rechter Vater, der hat viel Brot; laß dir von Dem geben!“

Der Knabe wandte seine Augen nach den großen Bäumen und dem rauchenden Schlot; eh' sich's die Mutter versah, war er auf und davon.

Der Gutsherr saß eben vor seinem Thore unter einem Lindenbaume und hatte gut gespeist; aus seiner Tabakspfeife kräuselten sich leichte Wölkchen empor; die Ueberreste des Mahles standen noch auf dem Tische: da ging ein kleiner Barfüßer an ihm vorbei und wollte zur Thorfahrt hinein.

„Heh! heh! Wo willst du denn hin, mein Jüngelchen?“ rief der Gutsherr. — „Zu meinem rechten Vater!“ war die Antwort. — „Zu deinem rechten? Hast du denn mehr als einen?“ — „Ja — versetzte der Knabe — aber der andere muß wohl der linke sein, wenn der da drin der rechte ist.“

Der Gutsherr lachte und sprach: „Na, wohnt denn aber auch der rechte da drin?“ — „Ja wohl!“ war die Antwort, „das ist doch das Haus hinter den großen Bäumen, wo der Schornstein raucht?“ — „Na, der raucht ja schon,“ sagte der Gutsherr. „Was willst du denn aber bei deinem rechten Vater?“ — „Hunger hab ich, immer Hunger,“ antwortete der Knabe, und die Mutter hat immer kein Brod. Aber der Mann, dem der rauchende Schlot da gehört, der hat viel Brod.“ — „Ei ja!“ hieß es, „wenn's blos Brod wäre, 's wär' 'was Rechtes. Wer ist denn deine Mutter?“ — „Die Gänsehirtin.“ — „So? Wie alt bist du denn?“—

„Ich bin ein Sechser“ sprach drollig der Knabe, und der Gutsherr lachte über die Maßen; endlich sagte er: „Na, wenn du ein Sechser bist, so kannst du ja dir Brod dafür kaufen.“ Und er lachte noch einmal über seinen Witz; der Knabe aber sah ihn groß an und sprach: „Hör' mal, kann ich mich denn verkaufen? Kauft man Kinder?“ — Den Gutsherrn schien diese Frage zu treffen — er ließ die Pfeife sinken — er mochte ein wenig weiter denken; etwa an einen Mann, der die Mutter seines Sohnes abfindet, damit er sich nicht mehr um sein eignes Kind zu bekümmern braucht, wie ein natürlicher oder „rechter“ Vater, er lachte nicht mehr, sondern sprach gütig: „Komm', mein kleiner Sohnemann, iß und erzähle mir dann etwas!“

Der Kleine machte seinem „rechten" Vater Ehre, was das Essen betrifft. „Gott! — seufzte dieser laut — wenn ich noch solch einen Appetit hätte!" — „Mußt nur recht hungern" würgte der Knabe hervor, worüber der Gutsherr in langdauerndes Gelächter ausbrach; der Gedanke, daß er hungern sollte, war ihm gar zu komisch. „Die Gänse" — hub der Knabe an, indem er an den letzten Brocken einen ruhigeren Nachtisch hielt — die Gänse sind dumme Thiere; sie schreien, wenn sie auch zu essen und Appetit dazu haben. Da kann man doch still und gut sein? Aber es gibt auch Leute, die haben vollauf zu essen und jammern doch; ja freilich, sie sind krank, es schmeckt ihnen nicht und thut ihnen weh. Wenn ich nur der alten reichen Knusen helfen könnte, die immer ächzt und wimmert, oder dem Herrn Pfarrer, der sich immer dünner hustet! Aber wart' nur: wenn ich groß werde, so will ich Schäfer werden — da will ich das Kuriren besser verstehen als der alte Thomas, und will den alten kranken Leuten helfen, daß sie essen können." Der Gutsherr schaute den Knaben mit offenem Mund und, wahrhaftig, mit schwimmenden Augen an. War es der Barmherzigkeitssinn des kleinen Barfüßers, was ihn rührte? War es der Gedanke, daß es ihm einmal gehen könnte wie der alten Knusen, der es ja auch früher so geschmeckt hatte? Stellten sich nicht schon jetzt zuweilen Magenleiden bei ihm ein? Wie leicht konnte ihm in dem kleinen Samariter ein Arzt und ein Pfleger erwachsen! Er richtete die Frage an ihn: „Willst du bei mir bleiben?"

Der Knabe antwortete: „Ja, wenn du mich in die Schule thust." — „Na freilich, freilich! ein Doktor sollst du werden," erwiderte der Gutsherr, und seine Stimme zu ungewöhnlicher Stärke und Dringlichkeit anspannend, rief er: „Karrliehne! — Karrliehne!" — Karoline, die Schließerin, eilte, in der Hand einen Kuchenwelger, erschrocken herbei: ein Unglück mußte geschehen sein! Sie ließ vor Staunen den Kuchenwelger fallen, als der Herr sagte: „Karrliehne nehm' Sie mal den kleinen Barfüßer da, wasch' und kämm' Sie ihn, laß Sie sich den Hofmeister Kleider von seinem Sohne geben und putze Sie damit einstweilen das Männlein heraus, es soll bei mir bleiben!" — —

Der Knabe blieb. Es war Abend geworden, da kam seine Mutter gelaufen und fragte nach ihm. Der Gutsherr, der sie durchaus nicht sehen wollte, ließ sie durch den Hofmeister bedeuten, daß ihr Sohn auf dem Gute erzogen werden sollte; sie möge sich nicht wieder nach ihm herbemühen; sie zu besuchen solle ihm dagegen unverwehrt sein. Die Mutter machte noch lange Einwendungen; sie hoffte zu erzwingen, daß der Gutsherr den Knaben für seinen rechtmäßigen Sohn erklärte, um ein Recht an ihm zu

Da legt der Wandrer hin ſich müde,
Doch nur für eine kurze Raſt!
Denn witternd zeigt ihm an die Rüde,
Der Ferge holt den fremden Gaſt. —

So ruft nach langer Lebensreiſe
Gar mancher Menſch dem Tode zu,
Daß er ihn ſteure, ſacht und leiſe,
In's Land der längſt erſehnten Ruh'.

Und wird ſein Ruf nicht gleich vernommen,
So harr' und hoff' er ſtille aus:
Er wird gewiß hinüber kommen
Zur ew'gen Heimath Vaterhaus!

Denn wiß', es dringt zu Gott hinüber
Ein frommer Wunſch zu jeder Zeit;
Drum hört er auch den Ruf: „Hol' über!"
In allerfernſter Ewigkeit.

Ein pomologischer Brief.

Von F. W. Donauer in Coburg.

Fast zu gleicher Zeit wurden schriftlich an mich Fragen über gewisse Puncte der Obstcultur gerichtet, daher es mir nicht überflüssig erscheint, hierüber einige Worte in einem Volkskalender niederzulegen, und zwar um so mehr, weil in dieser Beziehung in anderer Zeit zwei höchstwichtige Wendepuncte eingetreten sind, deren günstige Folgen nothwendig immer mehr zu Tage kommen müssen.

Durch die vor dem Jahre 1848 übliche allzugroße Hegung der niedern Jagd waren viele Grundbesitzer für neue Anpflanzungen fast gänzlich entmuthigt worden, da der besonders durch Hasen verübte Schaden beinahe alle Hoffnungen auf guten Erfolg vernichtete; seitdem aber das Jagdrecht wesentlich verändert wurde und edle Fürsten theilweise sogar freiwillig gewissen Vorrechten entsagen, hat die Landwirthschaft nicht nur im Allgemeinen sehr viel, sondern auch die Vermehrung der Obstbäume ganz vorzüglich gewonnen. Es war wirklich schwer geworden, nur Schößlinge von Zwetschenstämmen aufzubringen, da selbige bei zu großem Mangel an Nahrung dem Zahne der Hasen selbst bei milden Wintern fortwährend verfielen, und daß die süße zarte Rinde der Aepfelbäume noch weit mehr litt, versteht sich von selbst, wenn man bedenkt, daß sogar der Weißdorn in der Noth abgenagt wurde. Alle Schutzmittel durch Einbinden mit Stroh, durch Anstreichen mit verschiedenen Materialien bewiesen sich theils unzulänglich, theils nachtheilig, hauptsächlich aber zu kostspielig und zeitraubend.

Die neu erwachte Lust für Obstcultur führte aber einen zweiten glücklichen Wendepunct herbei, nämlich eine bessere Auswahl derjenigen Obstsorten, welche eine allgemeinere Verbreitung ganz besonders verdienen — und hierzu haben die an verschiedenen Orten Deutschlands veranstalteten Obstausstellungen eben so wohl beigetragen, als insbesondre auch die in mehren Städten entstandenen Vereine zur Förderung des Gartenbaues überhaupt, welches Streben aber von vielen Landesregierungen nicht nur anerkannt, sondern auch mit nicht unbeträchtlichen Geldmitteln sehr wirksam unterstützt wurde. — Nun zur Beantwortung einiger Fragen, welche eine nähere Erwägung verdienen dürften.

Ein Gutsbesitzer, Herr S., welcher früher in einer ziemlich reichen Obstgegend an der Grenze von Süddeutschland wohnte und dort nur über die meist verbreiteten sehr geringen Obstsorten klagte, ist jetzt Thüringen recht nahe gekommen und bedauert nun, auf seinem ziemlich bedeutendem Gute so gar wenig Obstbäume zu finden. Zwei Bergrücken in der Höhe von 5 bis 600 Fuß gewähren Schutz gegen Norden und Osten, und auch andre vortheilhafte Hügelwellen sind vorhanden, aber nur wenig Bäume, selbst in dem stumpfen Winkel, wo beide Haupthöhen sich vereinigen, und wo die Gärten der Dorfbewohner gelegen sind. Wäre die Gegend völlig offen, ohne schützende

Höhen, der scharfen Zugluft gänzlich ausgesetzt, so würde ein weit milderes Klima erforderlich sein, wenn Obstbäume ohne diese entscheidenden Vorbedingungen dennoch gedeihen sollten. Selbst in eigentlichen Obstländern wird man doch immer da die gelungensten Obstbaumpflanzungen finden, wo Schutz und Abdachungen des Bodens am günstigsten sind. Von versuchten Nachpflanzungen aus den jüngstverfloßenen 20 Jahren waren nur traurige Spuren und Ueberreste vorhanden, aber gerade da, wo sie am schutzlosesten in freier Zugluft standen — und leider am entferntesten vom Gutshofe, wodurch die Ueberwachung der Pflege eben so sehr erschwert wurde, als es die erwartete künftige Ernte gewesen sein würde. Die anstoßenden fremden Grundstücke würden für die Zukunft durch die emporwachsenden Bäume gelitten haben, daher es an muthwilligen Beschädigungen nicht fehlte, die zumal an Wegen immer am schwierigsten zu vermeiden sind. Herr S. ließ den alten Gutsverwalter rufen, der über angekaufte 250 Stück Obstbäume aus einer gutgeordneten Baumschule eine sehr namhafte Rechnung vorlegte und übrigens bemerkte, daß er nur die Vorschriften eines herbeigerufenen Gärtners ausgeführt habe, der das Vertrauen der früheren Gutsherrschaft besaß, aber zuverläßig selbst zu wenig Obstkenner war, um nach Maßgabe der Umstände eine richtige Auswahl der Sorten zu treffen. Aus dem mir mitgetheilten Verzeichniß war zu ersehen, daß nicht nur gar zu vielerlei Aepfel- und Birnarten — sondern namentlich unter den letztern so schwachwüchsige und empfindliche Sorten ausgesucht worden waren, daß schon durch diese beiden Fehler der Zweck der Pflanzung halb verfehlt war, auch abgesehen vom übelgewählten Standorte.

Für letzteren ist jetzt nahe am Schlosse am Fuße des nördlich gelegenen Bergrückens ein herrliches Grundstück mit sanfter Abdachung gegen Mittag bestimmt; die Baumreihen sollen von Osten nach Westen laufen und 40 Fuß Entfernung von einander halten, während die Bäume unter sich 30 bis 36 Fuß von einander abstehen. Auf 6 Baumlinien sollen beiläufig 180 Stämme nach bekannten Regeln gut gesetzt und die Fruchtgattungen dergestalt eingetheilt werden, daß in die oberste Linie Kirschbäume zu stehen kommen, worauf 2 Reihen Birnbäume und dann 3 Linien mit Apfelstämmen folgen werden. Für 100 Stück Zwetschen- und Pflaumenbäume ist anderwärts gesorgt, und daß auf Baumgrundstücken kein Luzerner Klee mit sehr tiefgehenden Wurzeln gebaut werden darf — sollte kaum noch erinnert werden, da sonst die Bäume in kurzer Zeit zu Grunde gehen würden. Bei sehr ausgedehnten Obstbaumpflanzungen ist wegen Verkaufes der Früchte bei Auswahl der Sorten nicht nur besonders auf solche zu sehen, welche sehr tragbar sind und in bekanntem guten Rufe stehen, sondern auch auf Nähe der Städte und andre Absatzorte, desgleichen auf mehr oder weniger begünstigten Transport.

Für den vorliegenden Fall glaube ich Herrn S. nachstehende Sorten sehr empfehlen zu müssen, um dann nach Wunsch und Bedarf auszuwählen,

nur sind frühreifende Sommerfrüchte in den nahen Schloßgarten und ja nicht in's freie Feld zu geben — daher es auch besser wäre, statt der Kirschbäume lieber noch eine Reihe Birnstämme oder Italienischer Zwetschenbäume zu setzen, welche letztere wegen Tragbarkeit und Güte recht sehr viele Verbreitung verdienen; doch muß der Boden gut sein, und jährlich durch etwas kurzen Dünger gekräftigt werden. Es ist lächerlich, wenn sich sonst manche Stimmen geradezu gegen das Düngen der Obstbäume aussprechen wollten, denn je edler die Pflanze, desto mehr geeignete Kräfte müssen ihr auch durch die Erde zugeführt werden, wie man ja diese Rücksicht auch bei Waizen- und Haferfeld nimmt.

Die zu empfehlenden Obstarten sind:

Sommerbirnen: 1) Weiße Magdalenenbirne, 2) Sparbirne, 3) Sommerrobine, 4) Mundnetzbirne, Mouillebouche, 5) Petersbirne, 6) Sommer-Citronbirne, 7) Punctirter Sommerdorn, 8) Gute Graue.

Herbstbirnen: 9) Markbirne, Savoureuse, 10) Holzfarbige Butterbirne, 11) Calebasse Bosc, eine vorzügliche Art der Flaschenbirnen, 12) Merveille de Charneu, verdient den Namen einer Wunderbirne, und wohl noch mehr die nächsten drei Sorten, nämlich 13) Coloma's Herbstbutterbirne, 14) Marie Louise, 15) Bon chretien Williams, eine sehr tragbare Gutechristbirne, 16) Napoleon's B. B., sehr tragbar aber schwach im Wuchse, 17) Beurré d'Enghien, 18) Grüner Isambert, 19) Capiaumont, 20) Kleine graue Herbstbutterbirn, 21) Herbstgutechristbirn, 22) Sommerdechantsbirne, 23) Louise bonne d'Avranche, 24) Hassners Butterbirne, 25) Beurré Diel, 26) Argenson, 27) Liegels Winterdechantsbirne, 28) Beurré printemps oder Winterdechantsbirne, 29) Lord Althorps Crassanne, 30) Beurré Rance, 31) B. d'Aremberg, 32) Prinz Albert, 33) Herbstsylvestet, 34) B. gris, (ist nur auf schon erwachsene Hochstämme zu pfropfen, da der Stamm dieser köstlichen Sorte gar zu empfindlich ist), 35) Beurré d'Angoulême, 36) Campervenus. Diese letztere und Nr. 21 habe ich nur als gute Kochbirnen aufgeführt, da fast jede Obstgegend für den gewöhnlichen ökonomischen Gebrauch die am meisten beliebten Wirthschaftsfrüchte darbietet, was auch bei den Aepfeln der Fall ist.

Will Herr S. nur ein Duzend Birnen auswählen, so möge er wenigstens nicht Nr. 4, 8, 11, 12, 13, 15, 18, 19, 20, 22, 25 und 28 vergessen; übrigens wünschte ich freilich noch gar manche Bemerkung beizufügen, wenn mich dies für vorliegenden Zweck nicht viel zu weit führen würde, und wenn ich nicht auch Raum für ein kleines Verzeichniß guter Aepfelsorten finden wollte. Eigentliche späte Winterbirnen verlangen sehr geschützte warme Standorte, z B: Nr. 30, auch 26, 28 und 31 in Hausgärten, wenn man selbe nicht am Spalier oder in Pyramiden ziehen kann oder will.

Frühäpfel: 1) Rother Astrachan, 2) Weißer ditto oder Cicadeapfel, 3) Wahrer weißer Sommercalville, 4) Pfirsichrother Sommer-Rosenapfel, 5) Gestreifte Sommer-Parmäne, 6) Gelbe Sommer-Reinette.

Herbstäpfel: 7) Gravensteiner Calville, 8) Rother Herbstcalville,

9) Violetter Cardinalsapfel, 10) Carmincalville, 11) Kaiser Alexander Rambur, 12) der Florentiner. Es gibt Namen von Aepfeln und Birnen, die sich nur auf den Sommer oder Herbst beziehen, obschon die Früchte oft, besonders in kühlen Jahrgängen, bis tief in den Winter dauern und doch schon früher reifen.

Winteräpfel: 13) Edler Winterborsdorfer, wovon es einige Varietäten giebt, 14) Drapd'or, heißt auch Oberdiecks gelbe Zuckerreinette, 15) Carmeliter Reinette, 16) Muscatreinette, 17) Pariser Ramburreinette, 18) Graue franz. Reinette, 19) Granat-Reinette, 20) Blenheim Pepping, 21) Königl. rother Kurzstiel, 22) Ananas-Reinette, 23) Prinzenreinette, 24) Calvilleartige Reinette, 25) Reinette von Orleans, 26) Prachtreinette, wird erst im Frühjahr am besten und hält sich bis in den Sommer, 27) Cornisch gilliflower, oder London pippin, vorzügliche Sorte, 28) Engl. Wintergold-Parmäne, 29) Triumphreinette, ähnlich Nr. 25 und bald tragbar, 30) Engl. Spitalreinette, 31) Gäsdonker Goldreinette, 32) Goldpepping, letztere drei Sorten zwar kleine, aber feine und tragbare, 33) Borsterreinette, 34) Champagner-Reinette, 35) Lothringer grüne Reinette, 36) Weißer italien. Rosmarin, 37) Edler Prinzessin-Apfel, 38) Dittrichs Winterrosenapfel, 39) Rother Taubenapfel, 40) Luikenapfel, 41) Goldgulderling, 42) Wachsapfel, etwas ähnlich Nr. 30 und sonst eben so tragbar, 43) Rother Stettiner, 44) Scheuern-Apfel, 45) Brauner Matapfel. Die meisten Tafelsorten sind zugleich vortrefflich für wirthschaftlichen Gebrauch, doch sind zu letzterem noch besonders Nr. 26, 29, 30, 31, 33, 35, 37, 38, 39 und 40 zu empfehlen. Daß sich bei dem vorhandnen großen Reichthume an Sorten das obige Verzeichniß gar leicht vergrößern ließe, versteht sich von selbst; will Herr S. nur $\frac{1}{3}$ auswählen, so möchten Nr. 2, 5, 7, 8, 11, 13, 14, 15, 17, 21, 27, 28, 38 und 43 nicht zu übersehen sein. Der köstliche weiße Wintercalville gedeiht in kühlen Gegenden am besten nur am Spalier oder auf geschützt stehenden Pyramiden in Hausgärten.

Ueber die Ehen der Vögel.

Von Dr. Ludwig Brehm.

Ein Volk ist um so gebildeter, je heiliger bei ihm die Ehe gehalten wird. Da, wo das eheliche Band locker gewunden ist oder gar als eine Fessel betrachtet wird, von welcher sich der freie Mensch losmachen müsse, hat die Barbarei ihre Herrschaft aufgeschlagen und wird bald alle Schranken des Rechts und der Sittlichkeit niederreißen. Legen wir diesen Maaßstab an die Thierwelt, so müssen diejenigen Geschöpfe in gemüthlicher Hinsicht am höchsten stehen, welche in geschlossenen Ehen leben. Bei den Säugethieren und Amphibien, Fischen, Insekten, Weichthieren und Würmern ist dieses bekanntlich nicht der Fall.

Allein auch unter den Vögeln giebt es manche, welche in Vielweiberei leben. Dahin gehören viele hühnerartige, wie die Wald-, Haus- und Truthühner, die Phasane, Wachteln und mehrere ausländische, unter den Sumpfvögeln nur die Kampfstrandläufer, und unter den Wasservögeln gar keine, denn daß bei den zahmen Enten ein Entrich mehrere Weibchen hat, kann gegen meine Behauptung nichts beweisen, da die gezähmten Vögel aus ihrem natürlichen Zustand herausgetreten sind. Es giebt aber auch unter den in Vielweiberei lebenden Vögeln Arten, deren Männchen viele Sorgfalt gegen die Weibchen zeigen. Dahin gehören auch unsere Haushähne. Sie rufen nicht nur ihre Hennen, wenn sie einen Leckerbissen ausgescharrt haben, sondern vertheidigen sie auch mit solchem Muthe, daß, als vor mehrern Jahren ein Habicht eine Henne gefangen hatte, der Haushahn hinzulief und den Räuber so in das Genick hackte, daß er hinfiel und mit der Hand ergriffen wurde. Aber bei den Zahnschnäblern bemerken wir einen großen Unterschied in dieser Beziehung. Bei den Enten ist die Ehe nicht so fest geschlossen als bei den Schwänen und Gänsen; dieses zeigt sich darin, daß die Männchen jener die brütenden Weibchen ihrem Schicksale überlassen, während die der beiden letzteren Sippen ihre Weibchen während der Brutzeit bewachen und vertheidigen, und ihnen ihre Jungen führen helfen.

Geschlossene Ehen haben alle Raubvögel; ja bei vielen von ihnen löst das Männchen das Weibchen im Brüten ab. Dieß hat Küper bei dem weißschwänzigen Seeadler und mein Sohn Alfred beim Raubadler beobachtet. Bei vielen Falken, namentlich bei allen Baum- und Röthelfalken, füttert das Männchen das brütende Weibchen. Die Bussarden, Habichte, Sperber, Weihen und alle Eulen leben in lebenslänglichen Ehen. Diejenigen von ihnen, welche bei uns überwintern, wie die Baumohreulen, halten sich auch das ganze Jahr so treu zusammen, daß meine Sammlung ein im November im Fluge auf einen Schuß erlegtes gepaartes Paar derselben enthält. Bei den wandernden Raubvögeln ist es gewöhnlich anders, bei ihnen ziehen fast immer die Geschlechter getrennt von einander; die Männchen kommen in der Regel früher als die Weibchen am Brutorte an und erwarten die letzteren an demselben. Die männlichen Eulen rufen des Nachts mit schauerlich klingenden Tönen ihren Weibchen zu, theils um sie herbeizulocken, theils um sie zu unterhalten. Bei alten Raubvögeln helfen die Männchen den Weibchen die Jungen füttern, und wenn sie ausgeflogen sind, führen und vertheidigen. Ja es kommt zuweilen vor, daß die Männchen beim Horste muthiger sind als die Weibchen, sie vertreten auch, wenn diese umgekommen sind, ihre Stelle. Die Raubvögel, welche das ganze Jahr an einer Stelle bleiben, halten sich beständig zusammen; selbst bei den wandernden ist dieß zuweilen der Fall. Man sieht während des Frühjahrs und Sommers die Baumfalken oft gemeinschaftlich ihr Jagd betreiben. Sie begeben sich dahin, wo es viele Rauchschwalben gibt, und nehmen sie in die Mitte, indem der eine über

ſie hinauf fliegt, der andere unter ihnen ſchwebt oder mitten in ihren Flug hineinſtößt. Auch die Ziegenmelker, Segler und Schwalben haben eine lebenslängliche Ehe, trennen ſich aber gewöhnlich auf dem Fluge, und daher kommt es, daß die Männchen früher als die Weibchen bei uns eintreffen. Während des Brütens füttern die Männchen der genanten Arten ihre Weibchen und nach demſelben theilen ſie die Sorge für die Jungen redlich mit ihnen. Dasſelbe thun die Kreuzſchnäbel, Kernbeißer, Grünlinge, Stein- und andere Zeiſige, Stieglitze, Grau-, Gold- und Rohrammern. Da indeß viele der genannten Sippen während des Winters in Geſellſchaft leben, ſowohl beim Hierbleiben, als beim Wandern, ſo halten ſich die gepaarten Paare ſelbſt da zuſammen, ausgenommen die Edelfinken und zuweilen auch die Kirſchkernbeißer, deren Weibchen gern ſüdlich gehen, während die Männchen großen Theils hier bleiben. Bei den Droſſeln trennen ſich die Geſchlechter faſt aller Arten, die geſellſchaftlichen Wachholderdroſſeln ausgenommen, denn dieſe halten ſich ſelbſt in den großen Flügen paarweiſe zuſammen. Bei den Vögeln, deren Männchen früher als die Weibchen am Brutorte ankommen, warten dieſe auf ihre Gefährtinnen und ſingen ſehr fleißig, um ſie bei ihrer Ankunft ſogleich zu begrüßen. Daß dieſelben Vögel ihren Wohnort jedes Jahr wieder einnehmen, dieſelben Gatten ſich alſo wieder vereinigen, beweiſen folgende Beiſpiele.

In dem hieſigen Pfarrgarten wohnt ein Paar Baſtardnachtigallen (Spottvogel). Vor ſieben Jahren bemerkte ich, daß das Männchen deſſelben ganz wider die Gewohnheit dieſer Sänger eine ungemein fauler Vogel im Singen war. Er fing ſeinen herrlichen Geſang ſehr friſch an, allein kaum hatte er einige Strophen vorgetragen, ſo ſchwieg er und begann ſein Lied erſt wieder nach einer viertel oder halben Stunde; da nun die andern Baſtardnachtigallen oft den ganzen Tag faſt ununterbrochen ſingen, ſo war dieſe an ihren langen Unterbrechungen im Geſange ſogleich zu erkennen. Ich war alſo das nächſte Frühjahr ſehr begierig, zu erfahren, ob der träge Sänger wieder eintreffen würde. Der Mai kam, um die Mitte deſſelben erſchienen die Baſtardnachtigallen und bald bemerkte ich, daß mein Stümper wieder da war. Das geſchah ſechs Jahre nach einander, aber im ſiebenten, im Mai 1859, kehrte er nicht zurück, er war auf dem Fluge umgekommen.

Der verſtorbene Dr. Thienemann in Dresden, der große Ornitholog, hatte in ſeiner Beſitzung unfern des Bahnhofs nach der Lauſitz zu ein Rauchſchwalbenpaar, welches ſehr ſpät niſtete. Die Jungen würden zu Grunde gegangen ſein, wenn er ſich nicht liebreich ihrer angenommen, ihnen nicht ein Zimmer im erſten Stock geöffnet und ſie nicht mit Nahrung verſorgt hätte; dadurch wurde die eine von ihnen ſo zahm, daß ſie auf ſeinen Ruf herbeikam, ſich auf ſeinen Finger ſetzte und ſich eine ziemlich weite Strecke mit forttragen ließ. Ging er außerhalb des Hauſes, ſo begleitete ſie ihn in der Luft mit lautem Freudengeſchrei. Als er im nächſten April auf dem Wege nach Dresden war, kam die

liebe Schwalbe eben aus der Fremde zurück, begrüßte ihn mit Jubel, stürzte sich aus der Luft herab und setzte sich auf seine Hand. So blieb sie da, brütete und zog im Herbste wieder weg. Sie kehrte noch ein Mal aus dem Süden in ihre Heimath zurück, brütete zum zweiten Male, betrug sich eben so zärtlich gegen ihren Wohlthäter und wanderte abermals weg ohne je wieder zu kehren.

Eine Stunde von hier nistete ein Elsternpaar. Das Weibchen hatte die ganz sonderbare Angewohnheit, wenn es zu brüten anfing, die Steuerfedern so abzubeißen, daß sein Schwanz nur ein Dritttheil seiner Länge behielt, weil ihm wahrscheinlich der kurze Schwanz beim Brüten in dem zugebauten Neste bequemer war als der lange. Drei Jahre lang sah man diese merkwürdige Elster an ein und derselben Stelle, im vierten wurde das Paar für meine Sammlung erlegt.

Einige Poststationen von Wien lebte ein Gastwirth, welcher ein großer Freund der Stubenvögel war und deswegen von dem seligen Grafen von Gourcy Droitaumont in Wien mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt wurde. Dieser Gastwirth nahm einst zwei Edelfinken aus dem Neste und zog sie auf. Um das Geschlecht frühzeitig zu erkennen, riß er beiden einige Federn an der Brust aus. Als diese bei dem Einen grau hervor wuchsen, woran er das Weibchen erkannte, ließ er dieses zu dem Fenster hinaus fliegen. Der Käfig des Männchens stand außerhalb desselben auf dem Fensterstocke. Das freigelassene Weibchen kam täglich dahin, um an der Mahlzeit des Bruders Theil zu nehmen. Der Wirth setzte nun den Käfig innerhalb des Fensters. Auch jetzt erschien die Schwester und aß mit dem Bruder. Jetzt wurde der Käfig auf das Schreibpult des Wirthes dem Fenster gegenüber gesetzt. Auch da suchte ihn das Finkenweibchen auf. Im Herbste zog es weg, kehrte im Frühjahre zurück, suchte den Bruder wieder auf und nistete in der Nähe des Wirthshauses. Dieß geschah fünf Jahre nach einander. Im sechsten Jahre kam es nicht wieder, die Reise oder der Winter hatte ihm den Tod gebracht.

Diese Beispiele beweisen unwidersprechlich daß es dieselben Vögel sind, welche den Brutort behaupten oder ihn wieder aufsuchen.

Bei den krähenartigen Vögeln ist diese Beobachtung leicht zu machen. Denn diese leben das ganze Jahr in ungetrennter Ehe und zum Theil an ein und derselben Stelle; die Kolkraben kreisen oft zu jeder Jahreszeit in der Umgegend ihres Brutorts herum, und die Rabenkrähen wie die Elstern halten sich Sommer und Winter an ein und derselben Stelle auf. Ein Krähenpaar kenne ich schon seit vielen Jahren; beide Gatten sitzen oft auf einer Birke vor dem Fenster der hiesigen Pfarrwohnung und haben alle Scheu verloren. Ein anderes in der Nähe des hiesigen Rittergutes brütendes Paar, berüchtigt, weil das Weibchen mit ebensoviel Unverschämtheit als Klugheit zur Brutzeit die jungen Gänse und Enten raubte und den Knechten beim Ackern aus den hingelegten Kleidern das Brod stahl, wurde 10 Jahre nach einander beobachtet.

Ein drittes Rabenkrähenpaar war an seinem Weibchen kenntlich, weil

dieſes ein lahmes Bein hatte, und lebte mehrere Jahre an ein und derſelben Stelle, bis es geſchoſſen wurde.

Dieſe Beiſpiele zeigen deutlich, daß die Vogelpaare treu zu einander halten.

Daſſelbe bemerkt man auch, wenn Eins von den Paaren getödtet wird; das übrig Gebliebene ſucht es mit ſichtbarer Angſt und verweilt lange an dem Unglücksorte, der es ihm geraubt hat. Ein Wiedehopf, welcher eine halbe Stunde von hier ſein Weibchen und die Jungen verloren hatte, flog noch den ganzen Tag um den Niſtbaum, einen hohlen Apfelbaum, herum und ſuchte Weib und Kind mit ängſtlichem Geſchrei und unverkennbarer Trauer.

Der Bluthänfling umkreiſt ſein geſchoſſenes Weibchen und verläßt erſt dann den Ort, wenn er ſich von dem Tode deſſelben völlig überzeugt hat.

Das Krickentenmännchen fliegt zu dem Teiche zurück, in welchem ſein Weibchen umgekommen iſt und achtet die mit dieſer Rückkehr verbundene augenſcheinliche Todesgefahr gering.

Der für die Wiſſenſchaft zu früh verſtorbene Faber erzählt von dem nordiſchen Steißfuße, welcher auf dem isländiſchen See Myvatn brütet, daß, als er von einem Paare das Weibchen geſchoſſen hatte, das Männchen eine wahrhaft rührende Zärtlichkeit bewies. Es ſchwamm zu dem todten Weibchen hin, um daſſelbe herum und ſtieß es endlich mit dem Schnabel an, um es zum Aufſtehen zu bewegen.

In Einweibigkeit und ungetrennter Ehe leben außer den oben genannten Vögeln die Meiſen, Waſſerſchmätzer, wenn dieſe nicht wandern, die Felſentauben, Feldhühner, Trappen und viele ſüdliche Vögel, welche das ganze Jahr an einem und demſelben Orte bleiben.

Auch giebt es Arten unter den Seglern der Lüfte, welche ihre Kinder bei ſich behalten und mit ihnen bis zur nächſten Brut zuſammen bleiben. Das thun namentlich die Schwanzmeiſen und Feldhühner. Die Erſteren ſtreichen familienweiſe täglich auf einem kleinen Umkreiſe herum und die letzteren halten ſich ebenfals familienweiſe — ſie bilden ein Volk, in Thüringen Kette oder Kitte genannt — in der Nähe das Brutplatzes auf. Es iſt eine ſehr angenehme Erſcheinung, wenn die zerſprengten Glieder einer ſolchen Familie ſich mit allem Eifer wieder zu vereinigen ſuchen. Sie rufen einander zu, laufen oder fliegen nach einander hin und freuen ſich herzlich, wenn ſie wieder vereinigt ſind.

Bei ſehr vielen Vögelarten, welche wandern, trennen ſich, wie ſchon oben bei den Edelfinken und Kernbeißern bemerkt wurde, die Gatten auf dem Fluge. Die zarteren Weibchen verlaſſen gewöhnlich den Brutort früher, als die härteren Männchen, und gehen auch weiter ſüdlich als dieſe. Dieß ſieht man in Deutſchland am deutlichſten an den Edelfinken und Schwarzamſeln. Von den erſtern bemerkt man während des Winters unter hundert Männchen nur ein Weibchen, und unter zehn Männchen der letzteren ſieht man dann

n oder zwei Weibchen. Obgleich ich im Winter hier gepaarte Paare von hkernbeißern erhalten habe, findet man in Sardinien nur Weibchen en. Mein Sohn Alfred brachte fünf Wanderfalken aus Afrika mit, lauter Weibchen. Unter den vielen dort erlegten weißschwänzigen itzen, welche auch im südlichen Rußland vorkommen, also unter die ältischen Vögel gehören, befinden sich nur sehr wenige Männchen.

Getrennt wandern viele Raubvögel, die Ziegenmelker, Spechte, iber, Wiedehöpfe, mehrere Droſſeln und Amſeln, die Nachtiallen, Roth- und Blaukehlchen, die Rothſchwänze, Grasmüen, Baſtardnachtigallen, Laub- und Rohrſänger die Steinchmätzer, Bach- und Schafſtelzen, die Goldhähnchen, Pieper und Lerchen, die Dickfüße, Regen- und Uferpfeifer, die Kraniche, Ibiſſe, Störche, Reiher und Rohrdommeln, die Brachvögel, Schnepfen, Sumpf-, Küſten-, Waſſer-, Strand und Schlammläufer, die Rallen, Rohr-, Teich- und Waſſerhühner, viele Möven und entenartige Vögel, die Taucher, Steißfüße und viele andere. Sie finden ſich gewöhnlich erſt am Brutorte wieder. Doch habe ich Berg- und andere Enten auf dem Frühlingszuge paarweiſe geſehen.

So treu übrigens die Weibchen zu ihren Männchen halten, ſo kurz iſt die Trauer der Wittwen. Der Actuarius Mädel in Gotha ſchoß einſt früh ein Männchen von einem Kornweihenpaare, das Eier hatte. In wenig Stunden befand ſich ein anderes Männchen neben dem brütenden Weibchen, welches ſich durch den Tod des erſten Gatten in ſeinem Brutgeſchäfte nicht ſtören ließ, wurde auch erlegt und denſelben Vormittag durch ein drittes erſetzt, welches mit dem Weibchen den Tod fand.

Im März gingen wir einſt bei Schnee Abends auf die Rebhühnerjagd, um ein gepaartes Paar derſelben für meine Sammlung zu erlegen. Wir ſchoſſen das Männchen eines Paares. Das Weibchen flog etwa 10 Minuten weit weg und kaum hatte es ſich niedergelaſſen, als ein anderes Männchen ſich neben daſſelbe niederſetzte und des Getödteten Stelle einnahm. Beide flogen auf und wurden, obgleich es Nacht geworden war, bei Mondſchein doublirt, d. h. jedes mit einem Schuſſe des Doppelgewehres erlegt.

In Gebeſee bei Erfurt hatte ein lediges Storchmännchen lange Zeit Kampf mit einem andern, deſſen Weibchen brütete. Erſchöpft von der Anſtrengung, ſaß das heimiſche Männchen einſt auf dem Horſte neben dem Weibchen und ſchlief mit unter dem einen Flügel verborgenen Kopfe. Dieſen Augenblick benutzte der Eindringling, ſtieg in die Luft und ſtürzte mit ſolcher Gewalt auf den Gegner, daß er ihn mit dem Schnabel durchſtach und völlig tödtete. Und was that das Weibchen? Anſtatt den Mörder ſeines Gatten zu haſſen, nahm es ihn ſogleich an und brütete fort.

Vor mehrern Jahre baute ein Elſternpaar auf eine neben dem hieſigen Pfarrgarten ſtehende Eiche. So etwas kann ich nun wegen der Gefahr, die ein

solches Gebahren den Bruten meiner lieben Sänger bringt, durchaus nicht dulden. Ich stellte mich hinter den Zaun des Gartens an und schoß um 7 Uhr Morgens das Männchen. Um 9 Uhr war ein anderes da und half dem Weibchen eifrig fortbauen. Auch dieses wurde erlegt und bald durch ein drittes ersetzt. Auch dieses würde ich getödtet haben, wenn das nun scheu gemachte Weibchen das Nest nicht mit dem neuen Gatten verlassen hätte. Später mußte es auch noch sterben, als es nicht weit davon abermals bauen wollte.

Bei Pirolpaaren habe ich das geschossene Männchen mehrmals sehr bald durch ein anderes ersetzt gesehen.

So leicht nun, wie wir gezeigt haben, eine Vogelwittwe einen neuen Gatten findet, so schwer ist es einem Wittwer, eine zweite Gattin zu erlangen. Im Frühjahre 1856 schoß ich von einem Paare schwefelgelber Bachstelzen das Weibchen. Das Männchen suchte wochenlang nach einem andern Weibchen, flog, um es zu finden, weit und breit mit lautem Geschrei herum, allein vergebens, es blieb dieses Frühjahr verwittwet.

Aehnliche Beobachtungen habe ich bei andern Vögeln gemacht. Die Ursache davon ist leicht aufzufinden. Es giebt bei den Vögeln, wie bei vielen andern Geschöpfen, mehr Männchen als Weibchen, aus dem einfachen Grunde, damit die schwächlichen Männchen nicht zur Paarung kommen können, wodurch das Geschlecht kräftig erhalten wird. Da ist es nun sehr begreiflich, daß ein fehlendes Männchen schnell durch ein anderes ersetzt wird. Es ist also in der Vogelwelt wie in Verbrecherkolonieen, in denen die Frauen, weil viele Männer ledig bleiben müssen, sehr gesuchte Artikel sind.

Unter den Vögeln giebt es viele ledige Männchen, welche auf den Tod eines andern Männchens warten müssen und dann sich sogleich eindrängen, um die entstandene Lücke auszufüllen.

Ein einziges Beispiel ist mir bekannt, daß ein Wittwer unter den Vögeln bald wieder ein Weibchen fand. Im Frühjahre 1852 hatte ein Thurmfalkenpaar in einen 20 Minuten von hier entfernten Kiefernwald gehorstet. Wir schossen das Weibchen. Das Männchen war so glücklich, nach acht Tagen ein anderes zu erwerben. Auch dieses wurde erlegt und es zeigte sich bald, daß es ein einjähriger Vogel war, welcher gewöhnlich nicht brütet und nur durch die Zudringlichkeit des seines Weibchens beraubten Männchens zur Paarung bewogen worden war.

Da es nun, wie wir gesehen haben, unter den Vögeln mehr Männchen als Weibchen giebt, welche die Männchen der sich paarenden oder auch schon gepaarten Paare vertreiben wollen, so ist es natürlich, daß diese sich wehren und sich nicht ruhig wegjagen lassen. Daher entstehen die hitzigen Kämpfe, welche wir zur Paarungszeit oft zu beobachten Gelegenheit haben. Von dem einen unter den Störchen ist oben die Rede gewesen.

Ich habe einen männlichen Mauersegler erhalten, welchen ein anderer

in der Luft mit den Nägeln so verwundet hatte, daß er herabfiel und mit der Hand ergriffen wurde.

Die Vogelsteller benutzen die Eifersucht mancher Vögelmännchen, um sie zu fangen. Dies geschieht besonders bei den Edelfinken, Feld- und Haidelerchen. Man bringt ein Männchen dieser Vögelarten an den Standort des Paares und belegt es mit Leimruthen oder umgiebt es mit denselben. Das einheimische Männchen will diesen Eindringling nicht dulden, stürzt sich in blinder Wuth auf denselben und bleibt an den Leimruthen kleben.

Daß es den Eindringlingen bisweilen gelingt, durch Unverschämtheit und Wuth, durch Tödtung des Männchen sich in den Besitz des Weibchens eines Paares zu setzen, haben wir oben beim Storchpaare gesehen. Aehnliche Beispiele ließen sich noch anführen, um zu beweisen, daß eine ruhige Vögelehe zuweilen durch Eindringlinge gestört wird.

Allein wenn zwei Paare einmal fest verbunden sind, so vertragen sie sich neben einander. Früher lebten im hiesigen Pfarrgarten zwei Paar Edelfinken, jedes in einer besondern Abtheilung. Im vorigen Frühjahre kam ein drittes Männchen hinzu, um das eine des gepaarten Paares zu vertreiben und sich in den Besitz des Weibchens und Nistplatzes zu setzen. Allein trotz den täglichen Angriffen des Eindringlings behauptete dieses muthig seine Rechte. Das fremde Männchen schlug nun seinen Wohnsitz neben dem Nistplatze des alten Paares auf, vertheidigte sein Revier mit Muth und Glück, gewann nach einiger Zeit ein Weibchen und paarte sich mit ihm. Jetzt war die Eifer- und Zanksucht des alten Männchens verschwunden und beide Paare wohnten und brüteten in Frieden nicht weit von einander. Daß die Liebe mancher zärtlichen Vögelpaare ihr Lebenselement ist, beweisen die sogenannteen Sympathievögel. Gewöhnlich begreift man unter diesem Namen die kleinen grünen Papageien, welche gemeinschaftlich essen, zusammen herumhüpfen, sich oft schnäbeln und dicht aneinandergedrängt schlafen. Wenn eins von dem Paare umkommt, überlebt es das andere selten zwei Tage.

Aehnlich in ihrem Betragen sind diesen kleinen niedlichen Papageien die geperlten Kernbeißer, Loxia Fringilla mozaba; meine Sammlung enthielt ein Paar, welches der selige Kammerherr von Schönberg auf Wenigenauma besaß. Beide Gatten hatten Jahre lang in größter Zärtlichkeit mit einander gelebt. Endlich wurde das Weibchen krank. Das Männchen war darüber ganz traurig und genoß fast gar Nichts. Das Weibchen starb Abends halb 9 Uhr. Das Männchen ging nicht von der Leiche weg und grämte sich so sehr, daß es um 9 Uhr seinem Schmerze erlag.

Mein verstorbener Freund Pétényi in Pest hatte unter mehrern Stubenvögeln auch ein Paar Alpenlerchen, welche frei im Zimmer herumliefen und treu zusammen hielten. Das Weibchen starb und das Männchen war über dessen Tod so außer sich, daß es das Futter verschmähte. Sein Herr gab ihm eine Feldlerche zur Gesellschaft, aber diese wurde von ihm gar nicht

beachtet. Jetzt holte er eine ausgestopfte Alpenlerche und stellte sie in das Zimmer. Die lebende war außer sich vor Freude, als sie dieselbe erblickte, lief schnell auf sie zu und um sie herum. Als sie dieselbe aber von allen Seiten betrachtet hatte und keine Spur des Lebens in ihr fand, verließ sie dieselbe traurig, drückte sich in einen Winkel und starb.

Auch von der europäischen Turteltaube behaupten manche Jäger, daß wenn von einem Paare ein Gatte geschossen würde, der andere den Tod desselben nicht lange überlebe; allein ich habe das nicht begründet gefunden. So zärtlich sie auch im Leben sind, so wenig vermag doch der Gram des einen Gatten über den Tod des andern seinem Leben gefährlich zu werden.

Die vorstehende Schilderung, eine Frucht von sechzigjähriger Beobachtung zeigt gewiß die Gemüthlichkeit der Vögel im schönsten Lichte und deswegen hoffe ich auch, daß mir der geehrte Leser das Ausführliche derselben verzeihen wird.

Renthendorf, im April 1860.

Der Edelpilz oder Steinpilz.

Von Professor Dr. Büchner in Hildburghausen.

Wer an einem schönen Herbstabende in einem Nadelwalde an der dort herrschenden Ruhe, den Streiflichtern der untergehenden Sonne sich erfreut, der vergesse doch ja nicht, den Blick auch nach dem Moosteppich hinzuwenden, auf welchem sein Fuß eben wandelt. Auch hierhin hat Mutter Natur viel des Schönen und Nützlichen verstreut. Dort am Abhang schaut aus der schwellenden Moosdecke blauer Atlas heraus; es ist eine Familie junger, im Entfalten begriffener Amethystpilze, welche erst vor Kurzem dem Schooße der Erde sich entwanden. Rechts davon, zwischen den Zweigen der niedlichen Tannenbäumchen, schimmert grelles Orange durch — es kommt von einem Völkchen lichtscheuer Fligenpilze. Sieh' gerade aus Wanderer! Von den beschatteten Baumstrünken betrachte dir genauer den einen großen, auf welchem eine gelb-zinnoberrothe Gesellschaft von mehreren hundert Köpfen wuchert — es sind Schwefelpilze, Betrüger der ersten Art; sie geben sich, auf ihre zarte Gestalt pochend, frech für ihre Vettern, die beliebten Stockschwämme aus. Wende dich dem Lichte zu — denn nur die Bösen suchen das Versteck, die Guten das Helle!

Dort oben auf jenem von der Abendsonne beleuchteten Hügel ragt über Moos und Haidekraut, in bescheidenes Braun gekleidet, eine stattliche Gruppe von Pilzen hervor — es sind Edelpilze, Steinpilze (Boletus edulis L.), welche hier in bunter Reihe durch einander stehen. Gehen wir vorsichtig näher, sie zu betrachten, denn es halten vielleicht einige Eichhörnchen oder sonstige Nagethiere gerade ihre Abendmahlzeit oder wir zertreten die versteckteren

jungen eben aus der Erde geschlüpften, mit weißlichen, braun getupften, den Eiern der Ostertage ähnelnden Köpfen versehenen Pilzchen. Sie schieben noch Tannennadeln und Sand zur Seite, um das Tageslicht zu suchen. Daneben stehen ältere, im Jünglingsalter begriffene, deren Hüte bereits die Größe von kleinen Borsdorfer Äpfeln, deren Stiele die Dicke von Hühnereiern erlangten. Die untere Seite des weißen Hutes, wie der Strunk sandweiß, die obere, glänzend helle, braun, stehen sie oft paarweis unter dem Schutz der weiter vorgerückten, von diesen schon mit gelblich-braunen Saamen da und dort bestäubt. Die daneben befindlichen, bereits handhoch empor gekommenen, tragen stattliche Hüte von der Größe einer Mannesfaust, sind steinhart, durch rothgeaderte Stiele von der Dicke eines Gänseeies gestützt — sie befinden sich auf dem Höhepunkte ihres kurzen fünftägigen Lebens — tragen überall Spuren eßlustiger, gieriger vierfüßiger Schmarotzer. Die ganze Gruppe umgiebt ein Kranz vollkommen ausgebildeter Pilze, mit spannenbreiten, braunen und schwarzgefleckten weichen Hüten, deren untere Seite bereits von Sandweiß, durch Gelbweiß, in Grün sich umsetzte. Die Stiele, zur Dicke eines Daumens eingeschrumpft, sind wie der Hut wäffrig, leicht, der Aufenthalt — eines lichtscheuen Völkchens — der Käfer geworden. Hast du Wanderer diese Familie dir genau betrachtet, dich an den schönen Formen erfreut — fürchte nichts, koste, sammele, wähle jedoch die härtesten, jungen, mit schön braun glänzenden Hüten, mit weißen rothgeaderten schweren Stielen versehenen. Schneide Hut und Stiel durch! Der schwache Geruch wird dann dem von Rettigen, der angenehme Geschmack aber dem von Nußkernen gleichen. Beschaue die untere Seite des Hutes genau! Hier muß als charakterische Farbe dasselbe Sandweiß wie am Stiele sich zeigen, während der Hut des ähnlichen und giftigen Hexenpilzes an der unteren Seite (dem Saamenträger) glänzend zinnoberroth, der Hut des giftigen Judenpilzes unten schwefelgelb, die Ausdünstung und der Geschmack bei beiden fad, Kopfschmerz verursachend ist. Das Fleisch des durchschnittenen Steinpilzes läuft nur an der Oberfläche des Stieles und Hutes ein wenig violet an, während das der zuletzt genannten bald blau, bald grün, der gedrückte weiße Saamenbehälter des ersteren höchstens gelblich, der der beiden anderen dagegen blau wird. Soll diesem Genuß ein gastronomischer folgen, so schneide die gesammelten jungen Steinpilze, nachdem Saamenbehälter sowie von Würmern benagte Theile beseitigt wurden, in kleine Stückchen, bis zur Größe eines Kupferkreuzers, wirf dieselben in recht kochendes Wasser, lasse sie daselbst etwa 5 — 10 Minuten, drücke sie dann aus, so können dieselben in ein Gemüse verwandelt werden, indem man sie mit Butter und Salz abdämpft, in einer saueren Sauce von Mehl und Fleischbrühe, gewöhnlichem Essig und Zwiebeln bis zum Weichwerden kocht. Sollen Steinpilze eingemacht, also als sogenannter Salat, als Compote zubereitet werden, so müssen die Scheibchen so lange in Butter und Salz gedämpft werden, bis keine eigene Brühe mehr aus ihnen hervortritt. Darauf gießt man Essig, worin

Nelken und Pfeffer abgekocht wurde, über das Abgedämpfte, füllt Alles in ein Zuckerglas, versieht dasselbe mit einer Decke geschmolzener Butter, und nachdem das Ganze vollständig erkaltet ist, bindet man das Glas fest zu, stellt es an einen nicht zu warmen Ort und kann es einen ganzen Winter aufbewahren, ohne das Ungenießbarwerden befürchten zu müssen. — Gerichte eines Apicius und Lucullus würdig! So verbindet Mutter Natur fast immer das Schöne mit dem Nützlichen. *)

*) Anmerkung des Kalender-Herausgebers: Naturgetreue Nachbildungen der oben besprochenen Pilze bietet: Prof. Büchner's Schwammkunde mit ihren plastischen Nachbildungen von einigen sechzig Arten eßbarer und giftiger Schwämme, in 10 Gruppen. — Gruppe I enthält den Steinpilz (Bol. edulis), Gruppe II den Hexenpilz und Judenpilz (Bol. luridus, Bol. pachypus). Das Werk ist zu haben bei dem Verleger Theob. Grieben in Berlin, sowie bei dem Verfasser in Hildburghausen. Die Modelle stellen in natürlicher Größe und Färbung die Pilze dar.

Der Blumenschmuck des Festes, besonders der Tafel.

Von H. Jäger, Hofgärtner in Eisenach.

Kein Fest ohne Blumen. So ist es bei uns Sitte, so war es schon bei den ältesten hochkultivirten Völkern, so war es und ist es auch bei Völkern von einfacheren Sitten. Vielleicht stammt die Sitte des Blumenkultus vom religiösen Kultus, wurde Anfangs in symbolischer Bedeutung angewendet und später mit abergläubischen Vorstellungen verknüpft. Es ist ja bekannt, daß bei den späteren schwelgerischen Griechen und Römern der Aberglaube herrschte, daß die Blumenkränze auf dem Kopfe, ohne welche kein Gast bei einem Mahle erschien, gegen die berauschende Macht des Weines schützen sollten. Aehnlichen Aberglauben finden wir bei uns im Mittelalter wieder.

Es ist hier nicht der Ort, über die Verwendung der Blumen als Festschmuck ausführlich zu sprechen, und der Gegenstand selbst als eine gefällige Kunst überhaupt nicht geeignet, bestimmten Vorschriften unterworfen zu werden. Der gute Geschmack wird hier meistens das Rechte treffen, Geschmacklosigkeit und Mangel an Sinn für derartige Dinge bei den besten Vorschriften es nie zu etwas Gefälligem bringen lassen. Zur Kunst gehört angeborner Sinn, sei es auch nur die leichte, heitere Kunst, von der Schiller sagt:

„Die Auswahl einer Blumenflur,
Mit weiser Wahl zu einem Strauß gebunden —
So trat die erste Kunst in die Natur."

Wir sehen sie vorzugsweise von Frauen mit Glück üben, und Männer werden es nur dann darin zu einiger Vollkommenheit und klarem Verständniß bringen, wenn sie auch bei Damen von gutem Geschmack in die Schule gehen.

Auch den zeichnenden Künſtlern wird es leichter als andern Männern, weil bei ihnen überhaupt der Sinn für das Schöne augebildeter iſt. Namentlich werden Architekten, wo Symmetrie erforderlich iſt, die Anordnung meiſt mit Glück leiten, während der dabei ſo wichtige Farbenſinn nicht allgemein bei ihnen gefunden wird. Blumengärtner, ſollte man meinen, müßten es in der Verwendung der Blumen zum Schmuck, in der Anordnung zu Sträußen, Kränzen, Guirlanden u. ſ. w. und ihrer Vertheilung am weiteſten bringen; dieſes iſt aber nur der Fall, wenn ſie angebornes Talent und Geſchmack haben, und da dies bei vielen nicht der Fall iſt, ſo ſehen wir aus den Händen der Blumengärtner die geſchmackloſeſten Dinge hervorgehen, und man iſt nicht immer gut berathen, wenn die Anordnung des Blumenſchmuckes einem Gärtner übertragen wird. Ich würde ihm, wenn ſein Decorationstalent nicht erprobt iſt, wenigſtens eine Dame von gutem Geſchmack rathend zur Seite ſtellen. Wenn aber die Frauen im Allgemeinen zur Blumendecoration Beruf haben, ſo iſt doch den wenigſten gegeben, eine größere Decoration zu leiten. Sie werden meiſt mit Beſtimmtheit ſagen, ob ein Blumenſchmuck (Strauß, Kranz u. ſ. w.) an einen Platz paßt, ob die Farben eine gute Wirkung machen, nicht oft dagegen im Voraus angeben können, wie alles ſein ſoll. Man verlaſſe ſich daher mehr auf ihre augenblicklichen guten Einfälle und Urtheile, als auf ihre Ueberſicht. Dennoch rathe ich jedem Manne, auch dem Fachmann und Künſtler, auf das Urtheil und den Geſchmack der Damen in dieſer Sache großes Gewicht zu legen und ihre Hülfe in Anſpruch zu nehmen.

Wenden wir uns nun zum Blumenſchmuck der Feſttafel. Es iſt wahr, das Feſt verlangt Blumenſchmuck, eine Tafel mit Blumen und Grün iſt prächtiger, als ohne dieſelben, und überraſcht beim Eintritt in den Saal. Bei Tiſche ſelbſt bieten die Blumen einen angenehmen Ruhepunkt für das Auge, und in den Pauſen als Gegenſtand des Geſprächs ſolchen Tiſchnachbarn, denen es an andern Anknüpfungspunkten fehlt. Aber er darf dem Hauptzwecke des Eſſens nicht hinderlich ſein, darf nicht Unbequemlichkeit verurſachen, den Kleidern der Damen nicht Gefahr bringen oder auf andre Weiſe unangenehm werden. Die Blicke richten ſich doch meiſtens auf den genießbaren Schmuck der Tafel, die der Herren auf Weinflaſchen und verſchiedene Gläſer, die der Damen auf Torten und das Ganze der Anordnung.

Ich will zuerſt auf einige dabei vorkommende Mißſtände aufmerkſam machen. Manche geben ſich im Sommer die größte Mühe und legen um Schüſſeln, Teller u. ſ. w. Kränze aus Blättern, faſſen wohl gar die ganze Tafel mit ſolchen Blätterguirlanden ein. Dies ſieht auf den erſten Blick freundlich aus, bald aber ſo unordentlich, als habe der Wind die Blätter herbeigeweht, denn was nicht aus Unachtſamkeit verſchoben wird, bringt das Spiel der Finger in den Zwiſchenpauſen, ſpäter das Weinglas und der Muthwille in Unordnung. Dann liegt alles durcheinander, wird unter den Tiſch getreten, und das Speiſezimmer ſieht aus, als wären Ziegen darin gefüttert worden.

Lasse man diese Blätterguirlanden den Kindern, um Prunkschüsseln und Tafelaufsätze aber bringe man wirkliche gebundene Kränze an, vorausgesetzt, daß Platz genug für sie da ist, denn auf Kosten des nothwendigen Raumes dürfen Blumen nicht angebracht werden.

Den gebräuchlichsten Blumenschmuck bilden Blumen in Vasen. Ich will nicht davon sprechen, wie häßlich Vasen und Blumensträuße oft sind, wie sie selten zusammen passen, selten symmetrisch aufgestellt werden; wie oft der große Strauß in kleinen schmalfüßigen Vasen in bedenkliche Schwankungen geräth oder gar umfällt: nein, nehmen wir an, Vasen und Sträuße seien schön, ständen fest auf den Füßen und wären symmetrisch aufgestellt, sie machten bei Uebersicht der Tafel einen prächtigen Eindruck. Da sitzen zwei Personen einander gegenüber, die sich gern sehen und sprechen, aber zwischen ihnen steht die Blumenvase mit dem dicken Strauße, und die Unterhaltung ist erschwert und auf die Länge unmöglich. Ist aber einer der Gäste dreist genug, den Strauß zu verstellen, so haben andere den Nachtheil, und die symmetrische Anordnung ist gestört. Oft bittet man sogar, den hindernden Strauß ganz wegzustellen. Jeder einigermaßen große Strauß — und nur große machen hier einen guten Effekt — verdeckt den gegenseitigen Anblick von wenigstens 10 Personen, was, wenn es nicht schon Jedermann aus Erfahrung wüßte, durch eine mathematische Figur bewiesen werden könnte. Aber auch fernere Personen werden durch die Blumen verdeckt, besonders wenn bei einem Festessen die Hauptperson in der Tafelmitte übermäßig mit Blumen beehrt wird. Kommt es nun gar erst zum Anstoßen, dann stehen die Blumen noch mehr im Wege. Denselben Uebelstand haben mehr oder weniger Blumentöpfe, die man in Ermangelung von Vasen oft auf die Festtafel stellt, oft mit den häßlichen Gartentöpfen, oder auch diese nur mit grünem Papier beklebt. Pflanzen, welche den Blumenstrauß auf der Tafel ersetzen sollen, müssen so vollkommen und nach allen Seiten schön sein, daß das Auge mit Wohlgefallen darauf haftet; kein häßliches Blatt, keine Stäbe und Bänder dürfen bemerkt werden. Aber solche Prachtpflanzen sind selbst in großen Gärten selten.

Sollten wir aber die Blumen ganz entbehren? Nein, denn Blumen gehören zum Feste, Blumen vertreten, wenn keine Musik vorhanden ist, (die beiläufig gesagt mit ihren Prophetenmärschen, Tannhäuserouvertüren u. s. w. oft noch störender auf die Geselligkeit wirkt als die Blumen) das Geistige, Höhere, dem Eßbaren, Materiellen gegenüber. Ich will daher, so gut es sich mit Worten thun läßt, zeigen, wie die hohen Vasen zweckmäßiger zu ersetzen sind.

Wohl alle Leserinnen und viele Leser werden das moderne, sogenannte französische Bouquet mit den weißen oder vergoldeten Spitzenmanschetten kennen. Die Tyrannei der Mode hat in Bezug auf Blumen noch nie etwas Unnatürlicheres aufgedrungen als diese steife, gedrechselte Form. Obschon nicht in Abrede gestellt werden kann, daß eine geschickte, von gutem Geschmack ge-

leitete Hand ebenfalls etwas Schönes daraus machen kann, wenn die paſſenden Blumen dazu gewählt werden, ſo ſind jene plattgedrückten, wie ein Pilz geformten, ſteifen, ſymmetriſchen Bouquets (denen der ſchöne deutſche Name Strauß gar nicht zukommt), wie man ſie gewöhnlich ſieht, das Geſchmackloſeſte, was man ſich denken kann, und ebenſo häßlich, wie die hie und da gebräuchlichen langen, dünnen Blumenpyramiden, welche den deutſchen Ungeſchmack darſtellen. Aber als Tafelverzierung iſt dieſe platte, nur die Oberfläche zeigende Blumenmoſaik von großem Werth, indem dadurch ſämmtlichen erwähnten Uebelſtänden abgeholfen wird. In neuerer Zeit ſind die hohen Tafelſträuße in Vaſen bereits hie und da in mehreren vornehmen Häuſern durch flache, niedrige Blumenaufſätze verdrängt worden, und wer dieſe letzteren einmal ſchön ſah, wird niemals die erſteren wieder auf der Tafel haben wollen. Es ſind wahre Pracht- und Schauſtücke, über die hinweg Blicke und Worte unbehindert wechſeln und anklingende Gläſer ſich ohne Störung für die Tiſchnachbarn begegnen können. Die Vaſen werden dadurch überflüſſig, denn ein Blumenſchmuck, der nur von oben geſehen werden kann, darf nicht hoch angebracht werden. An ihre Stelle treten flache Schalen, die, da man die Gefäße gar nicht zu ſehen bekommt oder zu ſehen braucht, ganz gewöhnliche tiefe Teller oder einfache Blechgefäße ſein können. Auch niedrige Fruchtſchalen, Puddingſchüſſeln, flache Blumenkörbchen und was man ſonſt dazu verwenden will, ſind zu gebrauchen, wenn ſie nur einen bis zwei Zoll tief ſind. Soll auch hierbei ein Luxus mit Gefäßen gezeigt werden, ſo ſteht dieſem nichts im Wege. Ich ſah ſchon derartige Schalen von Silber, Bronze, Scheinſilber nnd Kryſtallglas, mit und ohne Untergeſtell, und bereits ſorgen Paris und Nürnberg für eine Auswahl von prächtigen derartigen Schalen, welche Muſcheln, rieſige Blumen, Körbchen u. ſ. w. vorſtellen. Will man jedoch ſolche prächtige Gefäße anwenden, ſo darf der Fuß nur niedrig ſein, ſo daß die Blumen noch nicht bis zur Geſichtshöhe reichen. Aber wie geſagt, ein tiefer Teller thut dieſelben Dienſte und macht, geſchmackvoll mit Blumen gefüllt, den Luxus mit Gefäßen überflüſſig.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß man in flache Gefäße keinen großen Blumenſtrauß mit langen Stielen ſtellen kann. Die Blumen werden daher, wie dies längſt bei großen Vaſenſträußen Gebrauch iſt, einzeln in feuchten Sand geſteckt und zu einem Strauß vereint. Gebundene Blumenſträuße werden, wenn nicht eine ſehr geſchickte Hand ſie zuſammenfügt, ſelten ſo leicht und locker, daß, wie es die Kunſt verlangt, jede Blume frei und einzeln geſehen werden kann, weil eine die andre halten muß, und ſehen deshalb oft plump aus, während bei eingeſteckten Blumen eine lockere, freie, maleriſche Haltung leicht erreicht wird und Fehler ſich jederzeit noch verbeſſern laſſen. Man füllt das Gefäß mit feingeſiebtem Sande, feuchtet dieſen ziemlich ſtark an und läßt ihn einige Minuten ſtehen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Luxusgefäße, welche etwas erhöht geſtellt werden ſollen, einen Blecheinſatz haben müſſen, und durch-

sichtige mit farbigem, am besten grünem Papiere, ausgefüttert werden müssen. Nachdem man die passenden Blumen, Zweige und Blätter auf dem Tische so um sich ausgebreitet hat, daß jede einzelne Art zusammenliegt, beginnt man sie einzustecken, wobei man die Stiele schräg zuschneidet und sich bei sehr weichen oder dicken eines Stechhölzchens bedient. Damit die Blumen Halt bekommen, steckt man sie möglichst tief. Es ist zweckmäßig, in der Mitte zu beginnen, und zunächst für den Mittelpunkt eine größere Prachtblume oder mehrere kleinere vereinigt auszusuchen. So wächst der Strauß (wenn man diese Blumenmosaik so nennen darf) ringförmig von innen nach außen wie die Stickerei unter den Händen der Damen, eine Arbeit, die ebenso leicht, angenehm und reinlich ist wie die sogenannten weiblichen Arbeiten, daher den Damen angelegentlich empfohlen werden kann. Anfangs steckt man die Stiele senkrecht, gegen den Rand zu schräg, am Rande selbst so schräg, daß die Blumen über den Rand gehen und diesen liegend fast berühren. Die Blumen werden so dicht gesteckt, daß sie den Sand ganz verbergen und wo noch nicht genug Deckung ist, wird Grünes dazwischen angebracht. Als äußerster Ring werden passende schöne Blätter so eingesteckt, daß sie den Rand des Tellers bedecken und darüber herab bis auf den Tisch hängen. Diese Blätter bilden die lebendige grüne Spitzenmanschette des Bouquets. Man könnte zwar zu diesem Zwecke auch wirkliche Spitzen-Papiermanschetten, wie sie der Conditor um seine Torten legt, anbringen, allein diese sind nicht so schön wie Blätter, weil sie vom weißen Tischtuche nicht abstechen und die Blumen weniger hervorheben. Bei Luxusgefäßen, welche man natürlich nicht verdecken will, bringt man anstatt des Blätterkranzes nur einzelne herabhängende Blumen oder zierliche Zweige an. Was die Wahl der Blumen betrifft, so muß diese sehr sorgfältig sein. Es sind nämlich hauptsächlich nur solche Blumen gut zu gebrauchen, welche sich breit bauen und von oben gesehen den besten Eindruck machen. Von spitzigen Aehren oder rispenförmigen Blumen dagegen sind nur einzelne zu gebrauchen und müssen über die breiteren, füllenden Blumen hervorstehen. Ebenso muß das Grüne mehr büschelig füllend als lang, dünn und zierlich sein. Eine besonders sorgfältige Auswahl muß man bei den Blättern, welche den Rand des Gefäßes bedecken, treffen. Denn sie müssen, da sie so auffallend angebracht sind, schön sein. Hierzu eignen sich vielerlei Baumblätter von verschiedener Größe, die im Verhältniß zur Breite des Tafelaufsatzes stehen muß. Für größere Schalen eignen sich Blätter von Ahorn, Eiche, Eisenhut (Acomitum), Pimpernuß, Ptelea, Nußbaum, Wein; für kleinere Birken, Akazien, Goldregen, Rittersporn, Geranium, Rosen und krauße Malven, und eine Menge andere Pflanzen aus Garten, Wiese und Wald, unter andern auch sehr gut der hübsche Frauenmantel (Alchemilla). — Obschon Mannichfaltigkeit hier unentbehrlich ist, so darf man doch nicht zu vielerlei Blumen schneiden. Zu viele Blumen und Farben bringen Verwirrung hervor, verhindern einen durchdringenden Effekt und machen dem Anordner viel zu

ſchaffen. Man wähle deshalb nur eine geringe Anzahl von verſchiedenen Blumen, aber nur ſolche, deren Wirkung man gewiß iſt.

Soviel über das Techniſche, worin wahrſcheinlich viele meiner Leſerinnen, welche ſich ihr Blumenkörbchen oder eine Schale mit Vergißmeinnicht auf ähnliche Art eigenhändig ſchmückten, ſchon einige Uebung haben werden. Wenn ich nun einige Regeln über das Künſtleriſche, über die Erreichung von Schönheit gebe, ſo vertraue ich noch mehr auf ihren guten Geſchmack und ihren feinen Sinn, denn ohne dieſe Hülfe dürfte es mir ſchwerlich gelingen, mich ganz deutlich zu machen.

Obſchon die ganze Anordnung der Blumen in die Breite geht, ſo darf doch die Blumenſchale nicht platt werden, wie man es bei jenen oben getadelten Bouquets oft ſieht. Die Wölbung kann aber ſehr verſchieden ſein, und richtet ſich auch nach den anzuwendenden Blumen. Hätte man vorzugsweiſe Blumen, welche auf geraden Stengeln nach oben ſtehen, z. B. Nelken, Verbenen, Ranunkeln, Aſtern, Pflox, manche Roſen u. ſ. w., ſo kann die Wölbung ganz flach ſein, d. h. die Höhe bis zum fünften Theil des Durchmeſſers betragen, aber auch höher ſein. Werden aber vorzugsweiſe Blumen verwendet, welche ſeitwärts ſtehen, alſo von der Seite geſehen den beſten Eindruck machen, ſo müßte man die Wölbung höher beginnen, damit mehr Fall und eine ſeitliche Anſicht entſteht. Jedenfalls muß das Verhältniß der Höhe zum Durchmeſſer beobachtet werden, und es muß die erſtere immer geringer ſein als der letztere, die etwa hervorſtehenden Spitzen oder einzelnen Blumen natürlich nicht gerechnet. Eine volle Halbkugel gefällt nicht ſo gut wie eine flachere Wölbung. Die Höhe richtet ſich auch nach der Größe der vorhandenen Blumen. Wollte man z. B. eine Schale nur mit Roſen oder ſie mit vielen Roſen beſtecken, ſo müßte man ganze Zweige verwenden, da einzelne Roſen an kurzen Stielen ohne Blätter den größten Theil ihrer Schönheit verlieren. Im Allgemeinen iſt eine mehr platte Blumenoberfläche ohne auffallende Hervorragungen zu empfehlen, denn dazu eignen ſich die meiſten Gartenblumen beſſer und die Anordnung iſt leichter als jene maleriſche, wozu mehr als bloße Geſchicklichkeit gehört. Dies darf aber nicht ſtreng genommen werden, denn immer müſſen einzelne Spitzen von Blumen und Knospen und leichte Zweige über die gedrängten Blumenmaſſen hervorragen. Hat aber Jemand beſonderes Talent für die Anordnung und die dazu geeigneten Blumen, ſo wird eine mehr leichte, maleriſche, ungezwungene Anordnung noch mehr Bewunderung erregen als jene glatten, blendenden Blumenmaſſen, die freilich der Mehrzahl, wie alles Gewöhnliche, beſſer gefallen.

Zu den nothwendigſten Dingen gehört ſchönes, verſchiedenartiges Grün mit kleinen Blättern. Blumen ohne hinreichendes Grün, welches die Farben hebt und die nicht zuſammenpaſſenden trennt, können nie ſchön ſein. Dies wollen Viele nicht begreifen und häufen daher im Sommer, wo es Blumen genug gibt, dieſelben maſſenweiſe an, einer durch die andere ſchadend. Auf

der andern Seite verfallen diejenigen, welche einen malerischen Strauß ordnen wollen, oft in den Fehler, daß sie zu wenig Blumen nehmen, im Streben nach Einfachheit nach matten Farben greifen, und mit verschiedenem Grün, besonders neuerdings auch mit Gräsern, etwas Schönes schaffen wollen, was ihnen bei dem besten Willen nicht gelingt. Das Grün muß wenigstens die Hälfte ausmachen, besser noch überwiegend sein. Sträuße im Winter, worin nur wenig Blumen sind, machen häufig einen günstigeren Eindruck, als die reichen Sommersträuße, nicht blos, weil man sich der seltenen Blumen im Winter mehr freut, sondern noch mehr, weil sie durch reichlich angebrachtes Grün gewinnen. Dasselbe gilt von Kränzen, die viel schöner sind, wenn die Blumen einzeln zwischen dem Grün erscheinen, als wenn sie in großer Menge den Hauptbestandtheil bilden. Man bringe daher mit Wohlbedacht reichlich grüne Zweige an, breite büschelige in die Linie der Oberfläche, zierliche dünne Zweige aus denselben hervorstehend. Unter den letzteren verdienen die Gräser (Grasblüthenstengel) besondere Aufmerksamkeit. Man findet deren auf Wiesen, Feldern und im Walde genug, zieht sie aber auch neuerdings häufig in den Gärten zu diesem Zwecke, und hat sie dann auch im Spätsommer, wo die wilden Gräser vertrocknet oder abgemäht sind. Das Grün braucht bei einer gemischten Blumenordnung nicht jede einzelne Blume zu isoliren, wie Manche haben wollen, sondern kann mehrere Blumen gruppirt umgeben, hier breiter, dort dünner auftretend. Das Grün muß verschiedenartig gefärbt und von verschiedener Blättergröße sein. Blos feines Grün von einerlei Farbe macht den Strauß einförmig, trotz der Abwechselung von Blumen; hie und da größere glänzende Blätter dazwischen, ausnahmsweise vielleicht sogar Nadelbüschel von feinen Weymouthskiefern, verleihen Mannichfaltigkeit. Eine Ausnahme macht jedoch die symmetrische Anordnung, welche kein großblättriges hervorstehendes Grün verträgt.

Die Mannichfaltigkeit verlangt in jedem Strauße, also auch im Tafelaufsatze, Blumen von verschiedener Größe und Form (wobei ich wieder die symmetrische, mosaikartige Anordnung ausnehme), denn Blumen von gleicher Größe gefallen nur, wenn die ganze Zusammenstellung von einer Blumenart gebildet wird, wie man es wohl thut, um eine besonders schöne oder beliebte Blume recht auffallend zu machen und den Reichthum an Sorten zu zeigen. Es müssen deshalb große Blumen mit den kleinsten und mittleren abwechseln, dabei die größten jedoch nur einzeln auftreten. Die anzuwendende Größe richtet sich natürlich nach der Größe der Schalen, und es dürfte auch bei den größten von 18—20 Zoll Durchmesser nicht gerathen sein, größere Blumen als Centifolienrosen, oder höchstens Alpenrosen (Rhododendron) und ähnliche Blumen anzuwenden. Besonders eignen sich für die Mitte einer flachen Schale große Blumen.

Endlich ist die Auswahl und Verbindung der Farben das Wichtigste bei *jedem Blumenschmuck*. Die Gesetze der Farbenharmonie bleiben überall die-

ſelben und erleiden bei den Blumen in der Hauptſache keine Ausnahme. Da dieſelben hier nicht erörtert werden können, ſo will ich nur einige Andeutungen geben. Man wähle vorzüglich beſtimmte, kräftige Farben und vermeide ausdrucksloſe Verbindungen, als Lila, Blaßroth, hell- und ſehr dunkel Violet, Grüngelb, Ziegelroth u. ſ. w., aber auch Ueberfüllung mit grellen Farben, namentlich mit Gelb und Orange, welche andere Farben beeinträchtigen. Unter dem Roth darf Roſenroth und Carmoiſin häufig, Zinnober- und Gelbroth nur einzeln vorkommen. Gelb und Orange müſſen am ſeltenſten auftreten und hauptſächlich zur Hebung von bläulichen Farben neben dieſe geſtellt werden; ſie verderben, häufig angebracht, den ganzen Strauß. Weiß paßt zu allen Farben und vermittelt alle, doch ſteht es bei Blumen zu Gelb und Orange nicht gut, weil zuviel Licht zuſammenkommt, und zur Trennung von Roth und Gelb ſollte man es nicht anwenden. Ueberhaupt muß man ſich hüten, Weiß häufig anzubringen, denn ſo vortrefflich ein reines Weiß wirkt, ſo viel ſchadet es im Uebermaaße. Am häufigſten kann Roth angebracht werden, da es in dem vielen Grün ein Gegengewicht findet. Blau und Violet dienen hauptſächlich zur Dämpfung von Gelb und Orange durch den Contraſt der Dunkelheit, während es ſonſt dieſe Farben verſchönert; ferner als Uebergang in Purpur und als ſtarker Contraſt zu Weiß, darf aber in Tafelaufſätzen und andern Blumenverzierungen, welche bei künſtlicher Beleuchtung wirken ſollen, nicht angewendet werden, weil es bei Licht ganz unſcheinbar wird. Daſſelbe gilt von Lila, welches grau, und von Hellgelb, welches weiß erſcheint. Blumendecorationen für den Abend müſſen daher ganz auf die Lichteffekte berechnet ſein, was viele Damen gar nicht beachten. Die Farbenverbindungen ſind entweder contraſtirend, wo ſich dieſelben gegenſeitig verſchönern (roth: grün, gelb: blau, violett: orange, weiß: mit allen dunklen Farben), oder übergehend (ſchattirend verfließend). Beide Anordnungen haben ihre Schönheiten und müſſen angewendet werden, um Abwechſelung zu erzielen. Die Abwechſelung bezieht ſich ſowohl auf jeden Tafelaufſatz für ſich, als auch auf mehrerer unter ſich. Im Allgemeinen macht die Zuſammenſtellung contraſtirender Farben einen mächtigeren Eindruck, weil ſie ſich gegenſeitig heben und verſchönern. Aber ſtets angewendet erregt ſie Einerlei, Mißfallen, während die Uebergänge und Schattirungen ohne Grenzen ſind und durch ihre Zartheit und Sinnigkeit gefallen. Im maleriſchen Strauße müſſen beide Verbindungen vorkommen und ergeben ſich bei Blumenreichthum faſt ungeſucht. Dagegen kann bei ſymmetriſcher Anordnung der Farben das Eine wie das Andere der Fall ſein, obſchon hier ſtets eine ſcharfe Trennung ſtattfinden muß, indem das Eine die Mitte, das Andere den Rand einnimmt. Bei dem Reichthum von Farben, welchen die Blumen dem Straußordner bieten, ſind die mannichfaltigſten Verbindungen durch die Verſetzung der Farben möglich und leicht. Man bringe bei der moſaikartigen ringförmigen Anordnung bald das Weiß in die Mitte, laſſe darauf einen Ring von Roth und auf dieſen wieder Weiß oder Blau folgen, an den ſich ein

Rand von Orange anſchließt, bald verfahre man umgekehrt. Ueberall kommt ſoviel feines Grün dazwiſchen, daß die Farbenringe getrennt ſind, ohne jedoch von dem Grün einen gleich breiten förmlichen Ring zu bilden, es ſei denn, um zwei gar nicht zuſammenpaſſende Farben auffallend zu trennen. Sehr hübſch iſt es auch, eine Schale mit bunter regelloſer Anordnung mit einem Ring von gleicher Farbe zu umgeben, zu der jedoch die dem Ringe zunächſt ſtehenden Blumen paſſen müſſen. Schattirungen oder Uebergänge macht man am beſten von verſchiedenen Tönen einer Farbe, allenfalls am Rande mit einer andern Farbe ſchließend. So kann man z. B. mit einer weißen Mitte beginnen, daran ein helles Roſenroth ſtoßen und am Rande mit Purpur oder Carmoiſin ſchließen. Will man Zinnober- und Hochroth anbringen, was den übrigen Tönen immer ſchadet, ſo muß es womöglich durch Weiß abgeſondert werden und entweder die Mitte oder den Rand einnehmen. Am Beſten iſt es, ſolches feuriges Roth nur mit Weiß, Schmaltblau und Grün anzubringen. Schattirungen in Blau, Violet und Lila können eben ſo abwechſelnd ſein und werden immer gefallen, während gelbe und rothgelbe Uebergänge wohl wenig Beifall finden möchten. Die blauſchattirten Schalen können aber gelegentlich mit einem Ring von Gelb oder Orange ſchließen oder einen ſolchen Kern zeigen. Bei der Wahl der Farben kommt Alles auf die vorhandenen Blumen an, und man darf ſich nicht einfallen laſſen, die Compoſition zu beſtimmen, ehe man den Blumenvorrath gemuſtert hat. Mit paſſenden Blumen könnte man noch andre Blumenkunſtſtücke ausführen, z. B. verſchiedene Farbenfelder neben einander vom Mittelpunkt ſtrahlenförmig auslaufend, und andre paſſende Muſter. Ich möchte aber überhaupt der ſymmetriſchen Anordnung im Allgemeinen nicht das Wort reden und ſie nur ausnahmsweiſe angewendet wiſſen, wenn es gilt, gelegentlich einmal etwas Beſonderes zu zeigen. Bei großen Tafeln, wo fünf und mehr Blumenaufſätze gebraucht werden, ſollte man, wenn paſſende Blumen da ſind, immer einige ſymmetriſche aufſtellen, denn ſie gewähren mehr Abwechſelung als die natürlich geordneten Schalen, welche beim oberflächlichen Anblick ſämmtlich gleich ausſehen. Wo ſolcher Blumenſchmuck zu gewöhnlichen Tafelzierden gehört, kommt es darauf an, öfter etwas Anderes zu bringen. Da im Laufe des Sommers die Blumen beſtändig wechſeln, ſo ſollte man dieſen Wechſel auch auf Blumenſtücke der Tafel übertragen und jedesmal diejenige Form wählen, zu welcher ſich die Hauptblume der Jahreszeit am beſten eignet. Zuweilen können Schalen blos mit Blumen einer Sorte beſteckt werden und ſo gleichſam den Reichthum der Sammlung zeigen. Hierzu eignen ſich die meiſten Mode- oder Florblumen. Aber ſolche eigenthümliche Anordnungen dürfen nur Ausnahmen bleiben. Als zwei ſehr hübſche Decorationen kann ich folgende empfehlen. Man ſteckt nur einige Zoll hohe Waſſer- oder Bergvergißmeinicht ſo dicht in den Sand, daß dieſer davon ganz bedeckt wird, darüber aber zugleich mit jenen eine [illegible]ten Wieſen- und Waldgräſer, welche ſich weit über den [illegible] himmelblauen Grund wie

durch einen leichten Schleier erscheinen lassen. Eine solche Schale ist gleichsam die allgeorische Darstellung der blumigen Wiese. Eine andere stellt das Kornfeld dar. Anstatt der Vergißmeinnicht werden blaue Kornblumen genommen darüber zierliche Rispen von Wildhafer, Trespe, Gerste, Grannenwaizen u. s. w. Ich habe früher mit diesen beiden Aufstellungen viel Beifall geerntet und Aufsehen gemacht. Man sieht, wie reich auch dieser scheinbar unbedeutende Gegenstand an Abwechselung und Poesie sein kann. Auch mit Früchten, als Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren u. s. w., kann man solche Schalen schmücken, und es eignen sich dieselben ganz besonders auf die Tafel, indem sie zugleich als Desert erscheinen, wenn auch selten davon Gebrauch gemacht wird. Zur Abwechselung kann man bei Mangel an Blumen auch eine Schale blos mit verschiedenartigem Grün bestecken, wobei besonders die kleinen Farrnkräuter und Grasrispen zur Anwendung kommen. Unter dem vorigen Kaiser von Oesterreich durfte für gewöhnlich auch im Sommer keine Blume auf die Tafel kommen, und die Blumenvasen wurden fast allein mit tropischen Farrnkräutern aus den Gewächshäusern Schönbrunns besteckt, was in der Nähe betrachtet in der That höchst reizend aussah und malerischen Werth hatte.

Es ließe sich über dieses Thema noch unendlich viel sagen und eine Menge von hübschen Ideen mittheilen, es mögen und müssen aber hier diese Andeutungen genügen. Ich will daher nur noch bemerken, daß, wo mehrere Blumenaufsätze gebraucht werden, stets zwei und zwei möglichst gleich sein müssen, und daß es rathsam ist, ein besonders prächtiges Mittelstück aufzustellen.

Was sonstigen Festschmuck betrifft, so ist dabei die Hauptsache, jeden Vortheil der Räumlichkeit gut zu benutzen und den Blumenschmuck ganz derselben anzupassen, besonders auch die Fehler der Bauart, der Farben, Tapeten u. s. w. zu verdecken. Manche Architekten zeigen in Bezug auf die Wahl der Farben der Zimmer oft wenig Geschmack, oder werden in Bezug auf Farbe der Wände, Decken, Meubelstoffe u. s. w. nicht gefragt. Kommt nun zu einer Menge von lebhaften Farben auch noch der Gärtner mit vielen bunten Blumen, so ist es für ein an Schönheit gewöhntes Auge in solchen Localen kaum auszuhalten. Dagegen kann mit Grün eine überwiegende Masse von Farben sehr gedämpft und gemildert werden. Der beste Hintergrund für Blumen ist immer eine graue oder dunkle Wand. Wo rothe oder gelbe Meubelstoffe und Vorhänge sind, möge man mit dem Anbringen von blühenden Pflanzen und Blumen ja vorsichtig sein, denn außer dem obenerwähnten Farbenüberfluß tritt noch der Nachtheil ein, daß die Blumen durch die andern Farben verlieren.

Unter den mancherlei Arten des Festschmuckes will ich noch eins hervorheben: die Sitte des Blumenstreuens. Das Blumenstreuen hat eine symbolische Bedeutung und kann z. B. auf dem Wege nach der Kirche, den ein Brautpaar wandelt oder ein Täufling getragen wird, gleichsam als ein Glückwunsch, als das

Sinnbild eines blumigen, d. h. heitern, schönen Lebens gelten. Wenn man es aber, wie es wohl vorkommt, als einen Festschmuck eines prachtvollen Gemaches, einer Kirche, Treppe u. s. w. betrachtet, so wird nach meiner Meinung gerade das Gegentheil erreicht, denn die hingeworfenen Blumen sehen sehr unordentlich aus und können die Gäste sogar zum Fallen bringen, wenn sie darauf treten, was natürlich jeder zu vermeiden sucht, und sich dabei unbehaglich fühlt. Das einzige, was noch erträglich ist, sind rothe Rosenblätter, aber etwas weniger stark ausgestreut, als es Cleopatra zu Ehren des Antonius thun ließ.

Der Rennsteig des Thüringerwaldes.

Von Alexander Ziegler.

Das Studium der alten Grenz- und Handelsstraßen, dieser culturhistorischen Factoren des Verkehrs der Menschen unter einander, ist von jeher nicht genug berücksichtigt worden. So hat sich auch der merkwürdige Rennsteig, dieser Aschenbrödel aller Straßen Germaniens, keiner großen Aufmerksamkeit zu erfreuen gehabt und nur selten sind Nachforschungen geschehen, um das Alter und die Bestimmung dieses Weges näher zu ermitteln, der doch schon allein aus dem Grunde größere Aufmerksamkeit verdient, weil er das älteste und merkwürdigste Markzeichen Thüringens und somit die eigenthümlichste culturhistorisch-geographische Merkwürdigkeit unserer schönen Heimath ist.

Der Rennsteig (Renniueg, Reinnevuech, Rinnestich, Rynnestigk, Rainavuech, Rainweg, Rennweg, Rennstieg oder Rennsteig) ist ein gangbarer und für Leiterwagen fast überall fahrbarer Waldweg, der sich von dem eisenachischen Dorfe Hörsel an der Werra über die höchsten Höhen des Thüringer- und Frankenwaldes bis nach dem reussischen Dorfe Blankenstein an der Saale hinzieht, zu beiden Seiten des Gebirgskammes viele entzückende Aussichten nach Thüringen und Franken bietet, reiches Interesse für den Forstmann und Naturforscher gewährt und durch tiefe Ruhe und Einsamkeit seiner frischen Buchen- und dunklen Fichtenwälder im Wanderer ein Glückseligkeitsgefühl des Daseins und der Gemeinschaft mit Land und Leuten mächtig hervorruft. Es muß freilich ein rüstiger Fußgänger sein, der den Rennsteig in seiner ganzen Länge begehen will. Sein Herz muß Gefühl und Empfänglichkeit für die Bergnatur besitzen, die ihm hier in ihrer reichsten Zauberfülle entgegenblüht wenn er den 44 Stunden langen und einsamen Weg mit wahrem Genuß zurücklegen will. Ich will versuchen, mit einer kurzen Hindeutung auf die von mir zurückgelegte Fußwanderung, die Resultate meiner auf sorgfältigem *Quellenstudium* in Bezug auf das Alter und die Bestimmung jener Straße

beruhenden Forschungen, die ich ausführlicher in einer besonderen Schrift niederzulegen gedenke, hier kurz zusammenfassen. Vielleicht kann dieses Resumé, wenn es auch nur in negativer Beziehung die Haltlosigkeit der bis jetzt aufgestellten Hypothesen beweist, ohne an deren Stelle ein positives Resultat setzen zu können, doch dazu dienen, zu neuen noch gründlicheren Forschungen anzuregen.

Am ersten Tage wanderte ich von dem Dorfe Hörsel an der Werra über den Clausberg und Hohe Sonne bis auf den Inselsberg in 10 Stunden, am zweiten Tage nach der Schmücke in 12 Stunden. Auf dieser anstrengenden aber an Aussichten reichen Tagereise trifft man, mit Ausnahme des Heubergshauses, keine Wohnung auf dem Rennsteig an. Von der Schmücke — etwa die Hälfte des Weges — gelangte ich am dritten Tage über Neustadt, Kahlert, Masserbergen, Friedrichshöhe nach Limbach (10 Stunden), am vierten über Igelshieb nach Spechtsbrunn (4 Stunden) und am fünften über das Waldhaus, Brennersgrün, Rodacherbrunn nach dem Orte Blankenstein an der Selbitz resp. Saale (8 Stunden).

Aus welcher Zeit stammt nun dieser merkwürdige Rennsteig und zu welchem Zwecke diente er? Wird er wirklich, wie die meisten Schriftsteller bis auf die neueste Zeit herab behaupten, in Urkunden des 9. Jahrhunderts erwähnt und ist er eine von Karl dem Großen gezogene Landesgränze zwischen Thüringen und Franken oder eine Haupthandelsstraße der früheren Zeit gewesen?

Die von mir in dieser Beziehung angestellten historischen Untersuchungen ergeben zunächst, daß derselbe weder in der Reise des bekannten Sturm zu Fulda, in dem Capitular Karl's des Großen vom Jahre 805 (die beide auf die Mainz-Erfurter Straße über Salzungen und Fulda als eine alte Handels- und Kriegsstraße hinweisen), noch in der Urkunde König Heinrich's v. J. 933 (den Tausch der Ortschaften Barchfeld und Breitungen im Wettergau gegen die Hersfeldischen Güter Wiehe und Burgdorf betreffend), noch auch in der Urkunde Conrad's v. J. 1039 genannt ist. Letztere wurde von Kaiser Heinrich III zu Bamberg den 28 Aug. 1044 bestätigt und giebt die Grenzen des ewigen Eigenthums Ludwig des Bärtigen (die Loibe) an. Es ist anzunehmen, daß in allen diesen Urkunden der Rennsteig gewiß genannt worden wäre, wenn derselbe zu jener Zeit bestanden hätte oder unter diesem Namen bekannt gewesen wäre. Die Untersuchungen beweisen aber auch, daß der in einer wahrscheinlich aus dem Ende des 9. Jahrh. stammenden Urkunde bei dem Kloster Salechem erwähnte Rennivuech*) eben so wenig der des Thüringerwaldes sein kann (wie zuerst Chr. Junker und nach diesem Ad. Schultes angenommen haben), als der von Schannat erwähnte Reinnevuech v. J. 1011**). Der erstgenannte Rennivuech (Rennweg) ist wahrscheinlich

*) Trad. Fuld. apud Pistor. S. R. Germ. Tom. III. p. 636.

**) Corpus Traditionum Fuldensium p. 327.

die über die Oberhöhe südlich von Saalmünster, östlich von Hanau ziehende Straße, und die andere eine Straße bei Fulda. Die dort vorkommenden Ortsnamen: Kinzicha, Fliedena, Calbaha u. s. w. beweisen dies. Endlich glaube ich auch, auf Local-Kenntnisse gestützt, gefunden zu haben, daß der mir bekannte Spruchbrief über strittige Grenzen zwischen Abt Berthold und dem Grafen Wolweswac i. J. 1162 erwähnte Rinnestich auch nicht der specielle Rennsteig des Thüringerwaldes sein kann.*)

Aus dem Gesagten geht hervor:

1) daß es mehre Rennsteige in Deutschland gegeben hat und noch gibt, 2) daß bis jetzt der Frankenstein'sche Kaufbrief von 1330, sowie die Urkunde vom 26. Febr. 1445 die ältesten Documente zu sein scheinen, welche den Rennsteig des Thüringerwaldes erwähnen. Der Frankenstein'sche Kaufbrief nennt ihn bei Beschreibung der an Henneberg abgetretenen Wildbahn an zwei Stellen und zwar an der Strecke von Kießling bis zum Ensisberge (d. h. Inselsberg), und beim Nesselberge, wo ihn die Straße von Schmalkalden nach Tambach schneidet. Der an einer dritten Stelle dieses Kaufbriefes genannte und durch den Rennsteig getheilte Wald Winterkasten liegt aber zwischen dem Hetzenberge und Tiefenort in der Niederung nach der Werra hin und ganz außer dem Höhenzuge des Thüringerwaldes. In der Urkunde von 1445 bezeugt Abt Berthold zu Veßra, daß die Hennebergsche Wildbahn in der Mehlisser und Jellaer Waldung sich bis an den Rennsteig erstreckt hat. Dieser Weg muß daher, da er i. J. 1330 u. s. w. urkundlich erwähnt wird, ein schon viel *älterer* Weg sein. Bei der Annahme, daß Rennsteig mit Rotenstieg und Frankenstic gleichbedeutend sei, ist zu bemerken, daß ersterer Name schon in einer Urkunde Ludwig des Heiligen von dem Jahre 1227, letzterer in einer dergleichen vom 20. März 1143 vorkommt. Auch der Name Harchestic ist hier nicht zu vergessen. Es muß somit späteren und genaueren Forschungen überlassen bleiben, neues Licht über die „Rinnestichfrage" zu verbreiten, die noch lange nicht als abgeschlossen zu betrachten ist.

Von der Frage der Erbauung und des Alters des Rennsteigs kommen wir auf die Frage der *Bestimmung* und des *Zweckes* dieses merkwürdigen thüringer Waldweges. Es ist eine schwer zu beantwortende Frage, ob der Rennsteig nur ein Grenzweg und zwar eine politische Landes- und Volksgrenze, eine Wald- und Jagdgrenze, oder ob er eine Heer- oder Handelsstraße, oder Beides zugleich gewesen sei, weil Quellennachrichten, auf welche es hier allein ankommt, schwer aufzufinden sind. Ich glaube fast, daß dieser Weg, der genau mit der Schneeschmelze zusammentrifft, früher da war, ehe man ihn als Grenze bestimmte und ihm davon den Namen gab, den er jetzt noch trägt. Daß der Rennsteig (Reinstieg, Rainstieg) ein Grenzweg ist, geht daraus hervor, daß *Rain* in der Bedeutung eines zwischen Ackerfeldern ungepflügt liegen bleiben-

*) Ludw. Ad. Schultes, Directorium Diplomaticum II. p. 163. II. 630 (Rotenstieg) u. p. 29 *(Frankenstic)*.

den Grenzſtreifens, einer Markung, einer Grenze, eines Ackers, eines Gehölzes u. ſ. w., ſo wie auch als ein abhängiger Rand eines hochgelegenen Terrains (Höhe) vielfach vorkommt. Rain oder Rein heißt ſomit Grenze, Stieg oder Weg, folglich Rainſtieg oder Rennſteig: Grenzweg. Der Rennſteig von Rennen oder Laufen, wie einige verſucht haben, ableiten zu wollen, iſt unſtatthaft, wenn auch dieſer Weg noch gegenwärtig ſo genannt und ausgeſprochen wird. Die oftmaligen Streitigkeiten zwiſchen den Franken und Thüringern, deren Grenzen auf dem Walde zuſammenſtoßen, mögen Gelegenheit gegeben haben, durch gemeinſamen Beſchluß einen Weg auf beſtändige Zeiten herzuſtellen und ſo die Hauptgrenzen ihrer Länder abzumarken.

Da dieſe Rennſteige oder Rennwege im weitern und engern Sinne als Flur- und als Landesgrenzen, meiſt aber von Grenzen gebraucht werden, die über den Rücken der Berge weglaufen, dieſe Bergrücken aber auf eine natürliche Weiſe, wie z. B. die zahlreichen Dreiherrnſteine auf dem Thüringerwalde beweiſen, meiſt die Flur-, Forſt- und Landesgrenzen bildeten, und früher die Hochſtraßen, wo möglich, über dieſe wegführten, ſo daß der Name der letzteren verdrängt oder verwechſelt wurde, ſo iſt es unzweifelhaft, daß unſer Rennſteig nicht nur Landesgrenze ſondern wohl auch im Allgemeinen die Grenze zwiſchen Thüringen und Franken gebildet hat, worauf ſchon der Annalist Saxo*) hinweiſt, welcher die äußerſte Höhe des Thüringerwaldes, z. B. in der Loibe, als die Grenzſcheide zwiſchen Oſtfranken und Thüringen bezeichnete. In dem von Abt Berthold zu Veßra obenerwähnten i. J. 1445 aufgenommenen Zeugenverhör wird offenbar als die Jagdgrenze der Herrn von Henneberg der Rynneſteig angegeben, welcher unter dem Namen Rennſteig (Reinweg) auch noch gegenwärtig an vielen Stellen die Grenzſcheide zwiſchen den verſchiedenen Staaten bildet, die zum Thüringerwald gehören.

Abgeſehen von dieſer politiſchen Grenzſcheide, kann aber auch der Rennſteig als Rechtsſcheide, wenigſtens gewiß in der ſpäteren mittelalterlichen Zeit angenommen werden, ſeitdem das ſächſiſche und fränkiſche (Hennebergiſche) Recht ſich ſchied. Die Hermunduren und Thüringer hatten jedenfalls daſſelbe Recht auf dem nördlichen wie auf dem ſüdlichen Abhange des Thüringerwaldes; dann galten die im Sachſenſpiegel geſammelten Rechtsſätze, dem Geiſte des Volkes und dem Gerichtsbrauch entnommen, ziemlich allgemein, bis durch die Bildung ſpecieller Territorien getrennte Rechtsdiſtrikte entſtanden. Der Rennſteig, von jeher bis auf die Gegenwart ein Grenzweg (nicht blos Flur- ſondern Völker- oder Landesgrenze), iſt ſomit auch eine Rechtsſcheide oder Rechtsgrenze zwiſchen den Ländern fränkiſchen und ſächſiſchen Rechtes geweſen.

Iſt es auch keine Frage, daß hie und da auf dem Rennſteige kleinere Gefechte ſtattgefunden, daß der einſame Weg beſonders bei Kriegszeiten in ſei-

*) Eckard's Corp. hist. medii aevii T. I. p. 543.

nen anstoßenden Thälern zu Verstecken gedient haben, zu geheimen Communicationen zwischen den Ortschaften und wohl auch öfters zu heimlichen Ueberfällen und Streifzügen benutzt worden sein kann, so ist er doch gewiß zu einer förmlichen Heerstraße (via militaris nach Heim III. p. 352) ebensowenig bestimmt gewesen als zu einer Handelsstraße. Als solche könnte er nur dann betrachtet werden, wenn er eine Fortsetzung, sei es von der Werra nach Hessen und dem Rhein zu oder von der Saale nach Franken und der Donau zu gehabt hat, da eine Handelsstraße zwischen der Werra und Saale allein nicht denkbar ist. Daß von den uralten, zum Theil römischen Donaustädten Wege nach den Städten des Niederrheins und Westphalens schon in der ältesten Zeit, vielleicht schon vor Karl dem Großen, geführt haben und führen mußten, ist mir unzweifelhaft. Heinrich I. brauchte solche Wege ebenfalls, desgleichen seine Nachfolger sächsischen und fränkischen Stammes. Die thüringischen Landgrafen haben aber den Rennsteig sicher nicht angelegt, möglicherweise aber als Grenze angenommen. Daher wohl die Sage, daß die Landgrafen, die zuerst zu Ende des 11. und zu Anfange des 12. Jahrhunderts erscheinen, bei ihrem Regierungsantritt den Rennsteig von Anfang bis zu seinem Ende beritten hätten.

Aber selbst der nicht nachweisbaren Annahme, daß der Rennsteig eine Fortsetzung, sei es über Gerstungen und Dagobertshausen durch Hessen, durch den „Diebssteig" bei Eisenach über Förtha und Wünschensuhl nach Vacha, oder durch den „Poststeig" bei Blankenstein an der Saale über Hof nach Böhmen u. s. w. gehabt hätte, warum hätte man ihn auf den unwirthlichen Höhen, fern von Ortschaften fortgeführt, auf Höhen, die doch nur im günstigen Falle einen kleinen Theil des Jahres zu passiren gewesen? Allerdings kann man anführen, daß die den Rennsteig vielfach durchkreuzenden Weinstraßen auf die Benutzung desselben als Handelsstraße hinweisen, daß Thalwege bei nassem Wetter nicht immer zu befahren waren, und daß man daher bemüht gewesen, die nächsten Höhen zu gewinnen, wo der Boden schon von Natur fester und durch den schnelleren Ablauf der Wasser auch trocken war. Hier gab es auch weniger Sümpfe und Moräste, bessere Ausschau und vielleicht auch mehr Verstecke vor den aus den Thälern heraufdringenden Raubrittern und Schnapphähnen. Aber auf diesen „hohen Straßen" waren die Reisenden den Einflüssen der Witterung mehr denn irgendwo ausgesetzt, ohne irgendwo ein Obdach zu finden, wofern sich nicht etwa nachweisen läßt, daß an diesen Straßen angelegte Orte in Folge früherer Fehden und Kriege zerstört worden sind. Die Elemente zeigen sich hier in ungebrochner Kraft und wenn schon die heftigen Winde und Regen das Fortkommen erschweren, so wurde dasselbe im Winter bei Schneefall ganz unmöglich. Die eine Hälfte des Jahres wenigstens würde diese alta strata gewiß nicht mit Gepäck zu passiren sein.

Es ist daher zu bezweifeln, daß der Rennsteig eine Handelsstraße und insbesondere eine aus der Zeit Karls des Großen herstammende Haupthandelsstraße gewesen sei, und es läßt sich durchaus kein Beweis aufbringen, daß der

Rennsteig im neunten oder im sechsten Jahrhundert, wo die Franken in Verbindung mit den Sachsen Thüringen eroberten, oder gar von den Römern angelegt worden sei. Letztere haben in ihren vom Jahre 12 vor Ch. bis 16 nach Ch. Geb. (also 28 Jahre) dauernden Kriegen wohl nur das nördliche Thüringen berührt und auf die Anlegung des Rennsteigs sicher keinen Einfluß geübt.

Bei der historisch begründeten Annahme, daß die Stifte Fulda und Hersfeld schon im achten Jahrhundert zu ansehnlichen Besitzungen im jetzigen Thüringen gelangten, ist es nicht zu bezweifeln, daß auch damals in Thüringen Straßen bestanden haben. Diese Annahme eines vielleicht mehr, als wir glauben, ausgebildeten Straßennetzes läßt sich um so mehr rechtfertigen, als schon Karl der Große i. J. 805 bekanntlich Erfurt zum Stapelplatz bestimmte und eine Handelsstraße anlegte, welche über Celle, Magdeburg nach Erfurt und von da durch Thüringen über Nürnberg nach Regensburg zog, wo sich der seiner Zeit so blühende Donauhandel nach Constantinopel anschloß. Schon hieraus wird sich die Annahme rechtfertigen lassen, daß die Straßen, die nach der Donau und nach dem Rhein durch Thüringen gingen, gewiß auch durch Straßen, die in das Gebirge abzweigten, vervollständigt wurden. Diese von unseren heutigen Straßen wesentlich verschiedenen Wege zeigten freilich in jener Zeit weder ein geregeltes Straßen- noch Kunstbautensystem. Man legte sie lediglich in nächster Richtung an, wie sie das Bedürfniß, d. h. der zwischen zwei Punkten entwickelnde Verkehr hervorrief, ohne viel Rücksicht auf Höhen zu nehmen. So mögen auch die „Weinstraßen" des Thüringerwaldes entstanden sein. Diese sind aber nicht mit den Rennsteigen zu verwechseln, wie so oft geschieht. Während letztere gemeiniglich längs der Höhen dahin zogen, kreuzten die Weinstraßen das Gebirge, bildeten Uebergänge und scheinen mehr oder minder nur über das Gebirge von Nord nach Süd oder umgekehrt gegangen zu sein und wahrscheinlich dazu gedient zu haben, in früherer Zeit die Handelsstädte des Nordens mit dem Süden zu verbinden. Derartige Uebergänge im nordwestlichen Theile des Thüringerwaldes haben schon im 11. und 12. Jahrhundert stattgefunden und finden noch statt, z. B. zwischen Brotterode und Kabarz, zwischen Schmalkalden und Friedrichsrode, zwischen Salzungen und Rothenhof im Thale der Hörsel. Letztere über Hohensonne führende Weinstraße wird in einer Urkunde von 1197 ausdrücklich die fuldaische Straße genannt.

So hat das schöne im Herzen Deutschlands liegende Thürigen sowohl in culturhistorischer wie in geistiger Entwickelung des Menschengeschlechts von alter Zeit her eine wichtige vermittelnde Rolle gespielt und seine Pulsadern des Verkehrs und der Cultur nach allen Richtungen geöffnet. Und schön ist das Thüringerland von der Werra bis zur Saale, ein herrliches Stück der deutschen Erde, und nicht ohne Grund rühmt man dem Thüringer nach, daß er, wenn er auch die halbe Welt durchpilgert, mit unauslöschlicher Liebe an seiner Heimath hängt. Das lebhafte Gefühl für die Heimath erwacht nur

ſtärker, je weiter man in die „weite, weite Welt“ geſchweift, und man kann die alten lieben Berge nimmer vergeſſen, auf deren Höhen uns die ganze Innigkeit der Heimathswonne erfaßte, wo uns das Glück der Kindheit lachte und wo das Herz beim Anblicke der ſchönen Gottesſchöpfung in Entzücken laut aufjubelte. Man verſetzt ſich gern im Geiſte in das traute Thal, in dem man geboren wurde und wo der „Erbſtrom“ rauſcht, und erinnert ſich mit warmer und verſtändnißvoller Hingebung der lieben Menſchen, die uns erzogen haben.

Ja, ſchön iſt das Thüringerland! Der ſaftige Thüringerwald aber iſt ein dunkelgrüner Grenzſtrich, den die Hand der Natur auf die buntgeſchnörkelte deutſche Landkarte zum Trotze menſchlicher Willkühr gezeichnet hat, und der auf dem Kamme dieſes ſchönen Gebirges dahin laufende „Rennſteig“, die kartographiſche Scheidelinie zwiſchen Nord- und Süddeutſchland im weitern Sinne und zwiſchen Thüringen und Franken im engern Sinne des Wortes. Von dem Rennſteig — dieſer culturhiſtoriſchen Vermittlungslinie der Thüringiſchen Menſchen und Herzen — blickt man wie aus der Vogelſchau auf das bunte Gebiet der Menſchen herab. Man ſieht überall das ſchöne Thüringerland — jenes Kleindeutſchland, deſſen Berge, Ebenen und Gewäſſer, Schlöſſer, Städte, Staaten das große deutſche Vaterland im verjüngten Maaßſtabe wiedergeben. Der Rennſteig aber iſt das älteſte und merkwürdigſte Markzeichen und ſomit die eigenthümlichſte und älteſte culturhiſtoriſch-geographiſche Merkwürdigkeit, die Thüringen aufzuweiſen hat.

Ueber die Geſchlechtsverhältniſſe der Honigbiene.

Von Auguſt Baron von Berlepſch.

Die Honigbiene, welche ſchon in den Schriften des alten Teſtamentes als Symbol des Fleißes geprieſen und bei allen Völkern ihres Fleißes wegen ſprüchwörtlich geworden iſt, hat in neueſter Zeit in ganz beſonderem Grade die Aufmerkſamkeit und das Studium gelehrter Naturforſcher und ſonſtiger ſcharfer Beobachter auf ſich gezogen, ſo daß endlich die Geſchlechtsverhältniſſe dieſes wunderſamen Inſectes, über welche bislang faſt durchweg die allerverkehrteſten und abenteuerlichſten Anſichten herrſchten, völlig entſchleiert und zur wiſſenſchaftlichen Gewißheit gebracht ſind.

Ermöglicht wurde dieſes Reſultat allein durch eine Erfindung des Pfarrers Dzierzon. Dieſer ſcharfſinnige Denker conſtruirte nämlich eine Bienenwohnung, aus welcher man jede einzelne Wachswabe unbeſchädigt herauszunehmen und ebenſo unbeſchädigt wieder einzuſtellen vermag, wo man alſo zu jeder beliebigen Zeit, und ſo oft man will, in das Innerſte der Bienencolonie eindringen und jedes einzelne Weſen und jede einzelne Zelle genau beſichtigen kann, was bei der früheren Beſchaffenheit der Bienenwohnungen abſolut unmöglich war.

Bekannt wird jedem Leſer noch aus ſeinen Schulelementarbüchern ſein, daß die Honigbienen in ſehr zahlreichen Colonien beiſammen leben und daß im Sommer in jedem geſunden Bienenvolke dreierlei körperlich durchaus von einander verſchiedene Weſen exiſtiren, nämlich 15,000 bis 80,000 Arbeitsbienen, 200 bis 2000 Drohnen und nur eine einzige Königin.

Die Arbeitsbienen ſind allgemein bekannt und ihres giftigen Stachels wegen ebenſo allgemein, wenn auch mit größtem Unrechte, gefürchtet, weniger die Drohnen und noch weniger die Königin.

Die Drohnen ſind gut ⅓ länger und faſt doppelt ſo dick als die Arbeitsbienen und ſtachellos, die Königen iſt noch etwas länger als eine Drohne, aber nicht ſo dick, doch dicker als eine Arbeitsbiene, und beſitzt einen krummen weit dickeren Stachel, den ſie jedoch dem Menſchen gegenüber niemals gebraucht.

Geſchlechtlichkeit der Königin. Daß die Königin ein Weibchen iſt, deutet ſchon ihr Name an und beweiſt unwiederleglich der Umſtand, daß ſie aufmerkſame Bienenzüchter außerordentlich oft (ich ſelbſt ſah es ſicher mehr als zweihundertmal) Eier abſetzen ſahen, aus welchen ſich lebendige Weſen entwickelten.

Geſchlechtlichkeit der Arbeitsbienen. Sie ſind ſämmtlich und ohne Ausnahme Weibchen, aber ſolche, bei welchen die Weiblichkeit niemals zur völligen Entwickelung gelangt, weil ihre Geſchlechtstheile verkümmert und nur in der Anlage vorhanden ſind. Sie beſitzen nämlich, gleich der Königin, Eierſtöcke, wenn auch faſt immer ohne Eier, Eileiter, Mutterſcheide und die Anlage eines Samenbehälters, d. h. eines Bläschens, in welches, wie ſich gleich zeigen wird, die Königin bei der Befruchtung den männlichen Samen aufnimmt und aufbewahrt. Der Samenbehälter der Arbeitsbiene iſt jedoch ſo verkümmert und zuſammengeſchrumpft, daß eine Aufnahme männlichen Samens abſolut unmöglich iſt; ebenſo iſt die Scheide ſo eng, daß das Einlaſſen der männlichen Geſchlechtstheile in dieſelbe phyſiſch unmöglich iſt, wie dieß die berühmten Phyſiologen von Siebold und Leuckart durch anatomiſch-mikroſkopiſche Unterſuchungen über jeden Zweifel geſtellt haben.

Beſonders erhellt ihre Weiblichkeit noch daraus, daß ſich hin und wieder, wenn auch ſelten und nur unter gewiſſen Bedingungen, Eier an ihren Eierſtöcken entwickeln und abgehn. Sie ſind alſo nicht, wie ſeit Reaumur und Schwammerdamm faſt allgemein geglaubt wurde, geſchlechtloſe Weſen, ſondern unentwickelte oder verkümmerte Weibchen.

Geſchlechtlichkeit der Drohnen. Sie ſind ſämmtlich Männchen.

Inder geſammten thieriſchen Schöpfung hat das männliche Individuum die Aufgabe, in ſeinen Geſchlechtsorganen, und zwar zunächſt in den ſog. Hoden, eine Subſtanz zu bereiten, den Samen, der auf die von den Weibchen in den Eierſtöcken gebildeten Eier eine befruchtende Einwirkung ausübt. Die Entwickelung dieſes Samens iſt das durchgreifendſte und wichtigſte Kennzeichen des männlichen Geſchlechtes, und wo wir bei irgend einem Thiere Samen entſtehen ſehen, da haben wir es unter allen Umſtänden mit einem Männchen zu thun.

Wie aber erkennt man den Samen?

Der Laie weiß von dem thierischen Samen höchstens so viel, daß derselbe eine dicklige Flüssigkeit weißlicher Farbe ist. Der Naturforscher aber erkennt in dieser Flüssigkeit mit Hülfe des Mikroskopes eine Unsumme von winzigen Körperchen, die eine freie selbständige, oftmals auffallend lebendige Bewegung besitzen, daher Samenthierchen oder Samenkörperchen genannt werden.

Solche Körperchen finden sich nun auch in den Hoden der Drohnen. Sie sind einfach fadenförmig, voll der lebhaftesten Bewegungen, und bieten unter dem Mikroskope fast das Bild eines vom Winde getriebenen Kornfeldes dar.

Befruchtung der Königin im Allgemeinen. Ist die Königin das einzige vollständig entwickelte Weibchen des Bienenstaates und sind die Drohnen die einzigen Männchen in demselben, so folgt von selbst, daß die Königin von den Drohnen befruchtet werden muß.

Bei den Insecten ist aber die Befruchtung eine ganz andere als z. B. bei den Säugethieren. Bei letzteren muß für jede Geburt wenigstens eine geschlechtliche Vermischung des Männchens und Weibchens vorhergegangen sein, oder mit anderen Worten, bei den Säugethieren wirkt der dem Weibchen eingeflößte männliche Same nur für eine Geburt. Eine Kuh, die geboren hat, gebärt nicht wieder, wenn sie nach dem Gebären nicht von Neuem von einem Bullen besprungen wird. Anders bei den Insecten, deren meiste Weibchen, unter diesen auch die Bienenkönigin, nur einmal während ihres ganzen Lebens befruchtet werden, d. h. deren Weibchen nur einmal männlicher Samen eingeflößt wird und die dann doch die Fähigkeit haben, für das ganze, oft mehere Jahre, wie bei der Bienenkönigin, dauernde Leben befruchtete Eier abzusetzen. Solche Weibchen, also auch die Bienenkönigin, haben nämlich, wie oben schon erwähnt wurde, einen sog. Samenbehälter (Samentasche, Samenblase), in welchen bei der einmaligen Befruchtung der Samen eingelassen und dort aufbewahrt wird.

Ist die Bienenkönigin noch unbefruchtet, so ist der Samenbehälter stets mit wasserheller Flüssigkeit gefüllt, die unter dem Mikroskope keine Spur eines Samenkörperchens zeigt. Ist hingegen die Königin befruchtet, so ist der Samenbehälter mit einer milchweißen Masse strotzend gefüllt, die unter dem Mikroskope Millionen beweglichlicher Samenkörperchen, ganz wie in den Hoden der Drohnen, enthält.

Der Samenbehälter der Bienenkönigin hat eine kleine Oeffnung und diese mündet an einer gewissen Stelle in den Eileiter ein, und hier ist die Stelle, wo jedes einzelne von den Eierstöcken (die Königin hat deren zwei) herabgleitende Ei befruchtet wird. Indem das Ei bei der Mündung des Samenbehälters ankommt, wird es durch von dort herausdringende Samenkörperchen befruchtet, welche sich an die obere Spitze des Eies, wo sich ein kleiner, nur mit dem *Mikroskope sichtbarer, von den Physiologen „Mikropyle" genannter Einschnitt befindet, anhängen*, durch diesen in den Dotter hineinschlüpfen und sich da-

ſelbſt mit den elementaren Beſtandtheilen des Eies amalgamiren. Dieſes Hineinſchlüpfen männlicher Samenkörperchen in das Ei iſt der Befruchtungsact und zwar nicht blos bei dem Bienenweibchen, ſondern bei allen Weibchen in der ganzen Schöpfung.

Wo wird die Königin befruchtet? Die alten Bienenzüchter glaubten, die Königin werde innerhalb des Stockes befruchtet. Es iſt jedoch jetzt ganz beſtimmt erwieſen, daß die Befruchtung nur außerhalb und niemals innerhalb des Stockes vor ſich geht. Denn

a) eine Königin, welche wegen Flügellähme oder unflugbarer widriger Witterung halber ihren Stock nicht verlaſſen kann, legt niemals auch nur ein einziges befruchtetes Ei und wenn ſie noch ſo lange von Tauſenden von Männchen (Drohnen) umgeben iſt. Unterſucht man den Samenbehälter einer ſolchen Königin mit dem Mikroſkope, ſo wird man niemals auch nur eine Spur eines Samenkörperchens darin finden.

b) Oftmals ſtellte ich Bienenvölker mit Zellen, in welchen die Königinnen noch als Larven verſchloſſen ſteckten, ganz iſolirt, 15 bis 30 Minuten von jedem Bienenſtande entfernt, auf, nachdem ich ſolche zuvor mit Schwefeläther betäubt nnd ſämmtliche Männchen ausgeleſen hatte. Die ſpäter hervorgegangenen Königinnen wurden fruchtbar, mußten alſo außerhalb des Stockes befruchtet worden ſein, da im Stocke ſich kein Männchen befand.

c) 1854 hatte ich auf der iſolirten Ringmühle zwiſchen Altengottern und Seebach eine Partie Stöcke, mit italieniſchen bunten Bienen bevölkert, ſtehen, ſonſt gab es weit und breit nirgends italieniſche Bienen. Und doch brachte eine heimiſche Königin des Schmiedemeiſters Nordmann zu Hängeda, welches Dorf von der qu. Mühle in gerader Richtung mindeſtens eine Stunde entfernt liegt, Baſtardnachkommenſchaft hervor. Mithin mußte dieſe Königin außerhalb des Stockes von einer italieniſchen Drohne befruchtet worden ſein.

Später ſind eine Menge ſolcher Beiſpiele bekannt und in der zu Eichſtädt erſcheinenden Bienenzeitung mitgetheilt worden. Wer nun doch noch annehmen wollte, die Königin werde innerhalb des Stockes befruchtet, der müßte behaupten, Drohnen und Könniginen ſtatteten ſich ſtundenweit Liebesviſiten in ihren Wohnungen ab; was doch abſurder denn abſurd wäre.

Wie wird die Königin befruchtet? Iſt es alſo ganz gewiß, daß die Königin außerhalb des Stockes befruchtet wird, ſo iſt es nicht minder gewiß, daß die Befruchtung im Fluge hoch in der Luft und nicht etwa im Sitzen auf Blumen und dergl. vor ſich geht. Denn weder die Drohnen noch die Königinnen berühren, ſo lange ſie geſund und flugfähig ſind, jemals den Erdboden oder ſonſt eine feſte Stelle, z. B. eine Blume, einen Baumzweig u. ſ. w., ſondern ſchweifen bei ihren Ausflügen ſtets in den Lufträumen und zwar in den höheren umher; was ſchon darauf hindeutet, daß die Königin nicht nur im Fluge, ſondern auch hoch in der Luft befruchtet werde. Gewiß aber wird

es dadurch, daß einzelne Personen das Glück hatten, verhängte Pärchen aus der Luft herabstürzen zu sehen, so z. B. ganz neuerdings wieder der Trappistenmönch Saint-Jean-Chrysostomus zu Maillerie in Frankreich und der Kunstgärtner Ludwig Lorenz zu Erfurt.

Ihre Befruchtungsausflüge hält die junge Königin, wenn sie etwa drei Tage die Zelle verlassen hat, in den Nachmittagsstunden warmer Tage, gewöhnlich zwischen 1 und 3 Uhr. Unzählige Male habe ich Königinnen ausfliegen und heimkehren gesehen.

Ist die Befruchtung vor sich gegangen, so kann man dieß bei der Heimkehr der Königin in den Stock sehr deutlich sehen, indem die Mutterscheide weit aufklafft und mit einer weißen ziemlich consistenten Masse dicht ausgefüllt ist. Der männliche Samen gelangt nämlich nicht sofort beim Befruchtungsacte in den Samenbehälter der Königin, sondern erst später, da sich die beweglichen, ja ich möchte sagen, lebendigen Samenkörperchen nur nach und nach durch die Oeffnung des Samenbehälters in diesen hineinschlängeln, wobei die weiße, die Mutterscheide ausfüllende Masse das Zurückfließen des männlichen Samens, der vor der Masse zwischen dieser und dem Samenbehälter sich befindet, verhindert. Ist endlich der Samen in den Samenbehälter eingedrungen, so zieht sich die Königin die weiße Stopfmasse gewöhnlich mit den Hinterfüßen heraus, streift sie mitunter aber auch auf den Zellenrändern ab oder läßt sie sich von den Arbeitsbienen herausziehen. Dies Alles habe ich und Andere sehr oft beobachtet.

Die Drohne muß den Liebesact stets mit dem augenblicklichen Tode büßen. Denn sobald man einer Drohne die Geschlechtswerkzeuge, wenn auch noch so sanft, hervorstülpt, ist sie, wie vom Schlage getroffen, sofort regungslos und todt.

Mitunter reißt sogar der gesammte männliche Geschlechtsapparat ab und bleibt in der Scheide der Königin stecken. Dies wollten die meisten Bienenzüchter absolut nicht glauben, weshalb ich eine solche Königin bei der Rückkehr abfing und, in Weingeist gesetzt, dem berühmten Physiologen von Siebold zu München zur anatomisch-mikroskopischen Untersuchung einsendete. von Siebold fand den gesammten männlichen Geschlechtsapparat abgerissen in der Scheide und veröffentlichte den desfallsigen Befund in der Bienenzeitung Jahrg. 1854. S. 230 ff.

Uebrigens ist das Befruchtetwerden der Bienenweibchen im Fluge und das zeitweilige Abreißen des männlichen Geschlechtsapparates nichts Auffälliges, da wir so viele Insecten im Fluge das Begattungsgeschäft abmachen sehen und auch bei andern Thieren, z. B. den Maikäfern, abgerissene männliche Geschlechtstheile im Innern der weiblichen Scheide finden. S. von Siebold Parthenogenesis u. s. w. S. 67.

Eierlage und Fruchtbarkeit der Königin. Ist die Königin befruchtet, so beginnt sie etwa nach drei Tagen ihre Eierlage, wird, wie schon gesagt, niemals wieder befruchtet und verläßt, außer beim Schwärmen, nie-

mals ihren Stock wieder. Sie braucht aber auch nicht wieder befruchtet zu werden, weil sie bei der einmaligen Befruchtung eine solche Masse männlichen Samens in ihren Samenbehälter aufnimmt, die für ihr ganzes, in der Regel drei Jahre dauerndes Leben zur Befruchtung aller Eier überhinreichend ist. Denn Leuckart sagt: Berechnet man den Rauminhalt des königlichen Samenbehälters, sowie den eines Samenkörperchens, so findet man, daß der Samenbehälter mindestens 25 Millionen Samenkörperchen zu fassen im Stande ist. Nimmt man aber auch nur die Hälfte dieser Menge, ja noch weniger an, und berücksichtiget dann weiter, daß bei der Befruchtung der einzelnen Eier immer nur sehr wenige Samenkörperchen, oft nur ein einziges, verbraucht werden, so ist es klar, daß der Inhalt des Samenbehälters für das ganze Leben der Königin ausreicht. S. Leuckart in Moleschott's Untersuchungen u. s. w. 1858, S. 390 und 396. — Ebenso braucht die Königin der Reinigung wegen nicht auszufliegen, weil sie sich ihres Unrathes im Stocke entledigt, wie ich sehr oft gesehen habe. Uebrigens kann sie zur Zeit der stärksten Eierlage, wo sie doch der Reinigung am öftesten bedürftig ist, weil sie zu dieser Zeit die meiste Nahrung genießt, nicht ausfliegen, weil sie so eischwanger und schwer ist, daß sie gar nicht zu fliegen vermag.

Um sich zu überzeugen, daß eine Königin, nachdem sie befruchtet und eierlegend geworden ist, außer beim Schwärmen, niemals ihren Stock wieder verläßt, braucht man ihr, wie ich öfters gethan, nur die Flügel zu verschneidene Sie wird im dritten, ja, wenn sie es erlebt, noch im vierten und fünften Jahr. fruchtbar sein.

Im gesunden Bienenvolke legt die Königin allein alle Eier. Denn sobald sie mit einem Schwarm abgezogen ist oder man sie zur Zeit der schärfsten Eierlage aus dem Stocke entfernt oder in einem Käfig im Stocke gefangen hält, hat sofort alle Eierlege ein Ende.

Die Eier der Königin sind theils männliche, theils weibliche. Aus ersteren entstehen die Drohnen (Männchen), aus letzteren Arbeitsbienen, wenn sie in kleine sechseckige, Königinnen aber, wenn sie in große eichelförmige herabhängende Zellen gelegt werden. Im Bienenstocke befinden sich dreierlei Zellen, a) kleine sechseckige, von denen 60 genau auf einen Fuß gehen, b) größere sechseckige, von denen etwa 40 auf den Pariser Fuß gehen, und c) sehr große eichelförmige. Die sechseckigen münden wagerecht, die eichelförmigen senkrecht aus.

Daß dasselbe Ei, je nachdem es in einer kleinen sechseckigen oder großen eichelförmigen Zelle liegt, sich zur Arbeitsbiene oder Königin ausbildet, darf nicht auffallen, da Arbeitsbiene und Königin desselben (weiblichen) Geschlechts sind, die Königin, könnte man sagen, nur eine vollständig entwickelte Arbeitsbiene, die Arbeitsbiene nur eine unvollständig entwickelte Königin ist. Bei der Arbeitsbiene hemmt besonders die karge und magere Kost die volle Entwickelung der Geschlechtsorgane, wogegen dieselben bei der Königin durch die wahrhaft überschwängliche Menge besten Futters zur vollen Ausbildung gelangen.

Die Fruchtbarkeit der Königin ist eine sehr große, denn sie vermag im Mai und Juni zur Zeit der reichsten Tracht in einem Tage bis drei Tausend Eier zu legen, wie ich und Andere sicher festgestellt haben. Ihre Eierlege richtet sich jedoch nach Zeit und Umständen, ist schwächer in schwachen und stärker in starken Stöcken, schwächer im Frühjahr und stärker im Sommer u. s. w. Nach Mitte September stellt die Königin in Thüringen die Eierlege ein und beginnt dieselbe erst im Januar bis März wieder, je nachdem Witterung und Volkstärke sie früher oder später instigiren.

Geschlechtliche Vorbildung der Eier der Königin. Im höchsten Grade merkwürdig ist es, daß alle Eier an beiden Eierstöcken der Königin an sich (d. h. ohne Befruchtung) den männlichen Keim in sich enthalten und sich, wenn sie, ohne durch männlichen Samen befruchtet worden zu sein, gelegt werden, zu Männchen entwickeln, zu Weibchen hingegen, wenn sie durch männlichen Samen befruchtet wurden.

Die Laien halten heute noch an dem Satze „ohne Befruchtung entwickelt sich kein Ei zum lebendigen Wesen" fest, die Naturforscher lächeln aber darüber, da es jetzt zur völligen Gewißheit gebracht ist, daß unter den niederen Thierwesen allerdings bisweilen lebendige Wesen aus unbefruchteten Eiern entstehen. S. von Siebold's merkwürdige Schrift: Parthenogenesis u. s. w. Leipzig, 1856. Engelmann. Das Auffallende ist nur, daß bei den Bienen alle Eier, die unbefruchtet bleiben, ausnahmslos zu Männchen, die aber befruchtet werden, ausnahmslos zu Weibchen sich entwickeln und daß die Befruchtung des Eies das weibliche Geschlecht bewirkt, daß also in jedem Ei das männliche Geschlecht vorgebildet ist und — o Wunder über Wunder! — durch Befruchtung in's weibliche umgewandelt wird.

Dieser Satz kann aus dem Leben der Bienen auf vielfache Weise evident erwiesen werden; hier dürften zwei Beweise genügen.

a) Es kommen sehr häufig Königinnen vor, die, ohne befruchtet zu sein (d. h. ohne Samen in dem Samenbehälter zu haben), Eier legen, die sich zu lebendigen Wesen, aber ausnahmslos nur zu Männchen entwickeln. Solche Königinnen vermögen niemals auch nur ein einziges weibliches Wesen (Königin, Arbeiterin) hervorzubringen. Ein Beispiel: Im Herbste 1854 winterte ich ein Volk mit einer unbefruchteten Königin ein, trotzdem aber fand ich schon am 2. März 1855 gegen 1500 Zellen mit männlicher Brut besetzt und gegen 100 ausgebildete, frei im Stocke herumlaufende Männchen, aber auch nicht eine einzige weibliche Made. Ich sendete diese Königin nebst mehreren von ihr erzeugten Männchen lebendig an Leuckart, welcher über den Befund also berichtet: Die Königin wog $^9/_{14}$ Gramme. Fast die Hälfte des Gewichts kam auf die beiden Eierstöcke, die sogleich nach Eröffnung des Hinterleibes ins Auge fielen und zum Theil mit vollkommen legereifen Eiern besetzt waren. Die Königin war unbefruchtet. Denn in dem Samenbehälter befand sich keine Spur eines Samenkörperchens, sondern eine körner- und zellenlose Flüssigkeit,

wie bei allen jungfräulichen Königinnen. Es kann daher unmöglich länger beanstandet werden, daß die Bienenkönigin, wenn auch unbefruchtet, im Stande ist, Eier zu legen, die sich entwickeln, aber beständig und unter allen Umständen zu Männchen und zwar zu vollkommenen befruchtungsfähigen, denn die von der qu. Königin erzeugten Männchen waren vollkommen normal gebildet und hatten in den Hoden bewegliche Samenkörperchen, ganz wie Männchen, die von einer befruchteten Königin abstammen. S. Leuckart in Moleschott's Untersuchungen u. s. w. 1858, Bd. IV. S. 365 ff. und 381 ff.

b) Ist es richtig, daß sich alle Eier an beiden Eierstöcken der Königin als keimfähige männliche entwickeln und nur durch Befruchtung in weibliche verwandelt werden, so müssen alle Eier, die eine befruchtete Königin absetzt, gleichviel ob in männliche oder weibliche Zellen, der Form nach ganz gleich und mit der Mikropyle versehen sein, und müssen ferner frisch in weibliche Zellen abgesetzte Eier Samenkörperchen auf der Mikropyle oder im Innern zeigen, frisch in männlichen Zellen abgesetzte hingegen solche weder außerhalb noch innerhalb sehen lassen.

Den Beweis haben von Siebold und Leuckart bei mir stricte geführt. Diese berühmten Gelehrten erwiesen mir nämlich im Jahre 1855 die hohe Ehre, mich mit ihren großen Mikroskopen in Seebach unter meinen Bienen aufzusuchen, um aus meinen großen Bienenanlagen das zu den Untersuchungen nöthige Material geliefert zu erhalten. Beide stellten zuerst evident fest, daß die männlichen und weiblichen Eier äußerlich durchaus gleich und sämmtlich mit der Mikropyle versehen sind, sodann daß frisch abgesetzte weibliche Eier theils auf der Mikropyle theils im Innern Samenkörperchen enthalten, wogegen frisch abgesetzte männliche Eier niemals auch nur ein einziges Samenkörperchen zeigen. Von Siebold hat die merkwürdigen Resultate dieser Untersuchungen in einer eignen Schrift, der schon mehrmals erwähnten Parthenogenesis, der gelehrten Welt bekannt gemacht, und ich muß gestehen, daß ich mir etwas darauf einbilde, diese Untersuchungen veranlaßt und den Handlanger und Vermittler bei dieser alle Physiologen der Welt alarmirenden Entdeckung gemacht zu haben.

Eierlegende Arbeitsbienen. Hin und wieder, wenn auch nur selten, kommen Arbeitsbienen vor, welche Eier zu legen in Stande sind, die sich zu lebendigen Wesen, aber ausnahmslos nur zu Männchen entwickeln. Wie solche Arbeitsbienen diese abnorme Fähigkeit erlangen, ist noch nicht sicher festgestellt, gewiß aber ist, daß sie niemals befruchtet sind, weil sie, wie oben erwiesen, absolut unbefruchtungsfähig sind. Daß aber trotzdem ihre unbefruchteten Eier sich zu lebendigen Wesen und zwar ausnahmslos zu Männchen entwickeln, hat nichts Auffälliges, da alle Eier der Königin an sich und ohne Befruchtung entwickelungsfähige männliche sind und die Arbeitsbiene und die Königin aus einem und demselben weiblichen Ei entstehen.

Vorstehende Mittheilungen über die Geschlechtsverhältnisse der Bienen sind nicht etwa bloße in der Luft schwebende Hypothesen, Gespinnste eines kranken Hirnes, sondern es sind evidente Wahrheiten, unerschütterliche und unwiderlegliche Resultate der exactesten Wissenschaft und der mühsamsten gründlichsten Beobachtungen am Bienenstocke. Eine weitere Ausführung erlaubte der beschränkte Raum dieser Blätter nicht. Wer mehr zu wissen wünscht, den verweise ich auf mein neulich erschienenes großes illustrirtes Bienenwerk: Die Biene und die Bienenzucht nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Theorie und Praxis von August Baron von Berlepsch. Mühlhausen, 1860. Heinrichshofen.

Im nächsten Jahrgang soll, so Gott will, das Weitere und Interessantere aus dem Leben und Weben des merkwürdigen Bienenvolkes gebracht werden. Die Geschlechtsverhältnisse mußten aber voraus abgehandelt werden, weil sonst nichts Folgendes verstanden werden kann.

Volksheilkunde. Verbrennung.

Von **Müller von der Werra.**

Wenn einer Person durch körperliche Verletzung oder durch sonst ein plötzliches Unwohlsein ein Mißgeschick widerfährt, so ist die Umgebung und Nachbarschaft äußerst geschäftig, um den Patienten durch irgend ein Mittelchen von seinem Uebel zu erlösen, um ihn zu „kuriren". Jede Frau Base und jeder Michel weiß ein, zwei oder gar drei untrügliche Haus- und Geheimmittel, und der Hirt im Dorfe versteht sich sogar auf die Kunst des „Versprechens" — d. h. er heilt sympathetisch. Gegen das letztere Heilverfahren habe ich im Grunde nur wenig einzuwenden, denn „hilft es nichts, so schadet's auch nichts!" Anders verhält es sich mit der therapeutischen Frau-Baserei, gleichviel ob dieselbe von einer Sie oder von einem Er betrieben wird. Diese Quacksalberei und Pfuscherei schadet in der Regel mehr, als daß sie nützt. Es ist dringend erforderlich, daß in sogenannten Unglücksfällen jeder Nichtarzt, also auch der Bauer auf dem Lande, vernunftgerechte Wege einschlage, um schnelle Hülfe zu leisten. Leider Gottes! geschieht für die medicinische Volksaufklärung in Deutschland von Seiten unserer Staatsregierungen sehr wenig oder so viel wie gar nichts. Warum errichtet man zu Jena und in den andern Universitätsstädten nicht Lehrstühle für die sogenannte „Pastoralmedicin?" Würden die dereinstigen Pfarrherren während ihrer Studienzeit mit den nöthigen medicinisch-chirurgischen Kenntnissen ausgerüstet, so könnte man versichert sein, daß sich die Quacksalberei unter den Landleuten bald auf ein Minimum reducirte. Doch während ich diesen Ausspruch zu Papier bringe, vernehme ich ein Zeter Mordiogeschrei, das

aus der Küche meiner Behausung zu mir dringt. Es ist die hülferufende Stimme der Köchin, der „alten Susanne.“ Sie hat einen schweren Topf, der kochendes Wasser enthielt, ihren Händen entgleiten lassen und sich dabei gottesjämmerlich die Füße verbrüht, — kurz, wir haben eine Verbrennung. Der Susanne muß schleunigst Linderung verschafft werden, aber nur Ruhe, was kann das Hin- und Herrennen im Hause nützen! Es brächte uns möglicher Weise einen zweiten Unglücksfall, denn leicht kann sich bei dieser Umherrennerei eine Person den Hirnschädel einstoßen. Also man gehe etwas kaltblütig zu Wege und thue was ich weiter unten angebe. Denn im Augenblicke werde ich durch einen unberufenen Frager in meiner Verbrennungstheorie unterbrochen. Ein Schulmeister ist dazu gekommen und meint, ob es des Wundfiebers und des Schmerzes wegen nicht angemessen wäre, etwas »Aconit« oder »Nux vomica« in Hahnemann'scher Dosis zu geben?! Da ich aus medicinischen Vernunftgründen diese Frage unbeantwortet lasse, so stellt er die weitere Frage, was man denn unter der Bezeichnuug „Verbrennung“ wissenschaftlich begreife? Ich antwortete ihm mit den gelahrten Worten eines Gießener Universitätsprofessors: „Durch die Einwirkungen eines höheren Grades von Wärme, als sie mit dem organischen Leben verträglich ist, entstehen die Verbrennungen.“ „„Bravo! das nenn' ich eine feine Satzbildung und Ausdrucksweise!““ also entgegnete der Herr Schulmeister, und ich lasse deshalb den Gießener Professor noch eine Ergänzung demonstrirend hinzufügen, die folgendermaßen lautet: „Die Hitze wirkt zunächst als Entzündungsreiz und je nach dem Grade ihrer Einwirkung, der Reizempfänglichkeit und Widerstandsfähigkeit des von ihr berührten Organes, bilden sich die verschiedenen Grade der Verbrennung, welche keine andern sind, als die einer auch aus andern Ursachen erregten Entzündung und deren Ausgänge.“

Man unterscheidet drei Grade der Verbrennung: 1) einfache Entzündung, also nur gerötheke Haut, ohne Blasenbildung (Erythem genannt); 2) ausschwitzende Entzündung, d. h. Blasenbildung mit wässerigem oder eiterigem Inhalte; 3) unmittelbare Zerstörung des Lebendigen, Brand, Schorfbildung. Ich muß ad 3 bemerken, daß die Laien unter „Brand“ in der Regel die „Entzündung“ verstehen. Die ärztliche Wissenschaft begreift aber unter der Bezeichnung „Brand“ das Absterben des Lebendigen. Bei dem höheren Grade der Verbrennung entstehen an der Grenze der schädlichen Einwirkung auch die niederen Grade. Sobald die Verbrennung nur eine mäßige Ausbreitung erreicht, entwickeln sich allgemeine fieberhafte Störungen und andere damit zusammenhängende Zufälle, die der Entzündung eigen sind. Je tiefer die Verbrennung in die Haut eindringt, desto geringer pflegt der Schmerz zu sein. Die Folgen bei Verbrennungen richten sich je nach dem Grade und der Ausdehnung derselben. Nicht selten tritt bei empfindlichen Personen der Tod ein. Oberflächliche Verbrennungen verschwinden oft schon nach wenigen Stunden oder nach wenigen Tagen, ohne Spuren zu hinterlassen. Ausgedehnte Brandwun-

den, welche bis in die Haut dringen, ſchließen ſich oft erſt ſpät und die Narben (in der Regel weiß und geſpannt) haben eine große Neigung wieder aufzubrechen. Im Allgemeinen läßt ſich annehmen, daß auch oberflächliche Verbrennungen, wenn die Fläche, die ſie einnehmen, mehr als zwei bis drei Quadratfuß beträgt, lebensgefährlich werden. Faſt immer führen ſie den Tod herbei, wenn ſie nach approximativer Berechnung mehr als $^1/_2$ der Körperoberfläche einnehmen. Die Vorherſage richtet ſich auch nach dem Alter und Geſchlecht des Patienten. Die Verbrennung findet bei zarthäutigen Hautſtellen, z. B. bei Kindern, ſchon bei einer andauernden Einwirkung einer Hitze, welche 35 bis 40° R. anzeigt, ſtatt! Je größer die Wärmecapacität eines erhitzten und verbrennenden Körpers iſt und je raſcher er verbrennt, deſto tiefer dringt die Verbrennung ein. Deshalb gehören die Verbrennungen durch Salzlöſungen, Oele, Fette, Phosphor, Schwefel und Harze zu den gefährlichſten Beſchädigungen. Je nachdem dieſelben den Kopf und Rumpf oder die untern Gliedmaßen betreffen, werden ſie mehr oder weniger gefährlich. — Doch — die „alte Suſanne“ jammert um Hülfe und es iſt an der Zeit, ihr die Behandlung bei Verbrennungen angedeihen zu laſſen. Wir haben es mit einer Verbrennung zweiten Grades zu thun und greifen zuvörderſt zu dem nächſt an der Hand liegenden Mittel, welches auch bei der Verbrennung erſten Grades angewendet wird, nämlich zum kalten Waſſer, welches in Form eines Bades oder Ueberſchlages angewendet wird. Alsdann werden die Blaſen am abhängigen Ende angeſtochen, die zarte Oberhaut aber möglichſt geſchont, weil ſie vor dem Einfluſſe der äußern Luft am beſten zu ſchützen vermag. Ueberhaupt geht die Heilmethode nun darauf aus, die Wunde zu ſchützen und zu beruhigen. Dazu dienen vor allen andern Mitteln die Fette und Oele. Ausgezeichnet ſchützt und heilt ein Liniment, das aus gleichen Theilen von Leinöl und Kalkwaſſer bereitet iſt. Man ſchüttelt beide Subſtanzen in einem Glaſe durch einander und beſtreicht die Wunde und die aufgelegte Charpie, Baumwolle oder feine Leinwand damit. Abkochungen von Leinſamen oder Aufſtreichen von arabiſchem Gummi iſt weniger zweckmäßig. Roher Kartoffelbrei leiſtet im erſten Augenblicke ebenfalls gute Dienſte. Bleiſalben können ſpäter in Anwendung kommen. Alle Fette, Oele und Salben müſſen dick aufgeſtrichen und nach Umſtänden nur ſelten gewechſelt werden. Beim Wechſel des Verbandes, der auch durch Einwickelung mit Pflaſterſtreifen bewerkſtelligt wird, wäſcht man die Wunde ſorgfältig mit lauem Waſſer oder mit Bleiwaſſer. Vortreffliche Dienſte leiſten auch die indifferenten poröſen Stoffe, z. B. das Auflegen der Baumwollenwatte. Jedoch müſſen die Blaſen ſtets vorher geöffnet werden. Sehr zweckmäßig iſt es, wenn man die dick aufgelegte Baumwollenwatte mit Mehl oder Bärlappſamen durchpudert und alsdann mit einer Rollbinde befeſtiget.

Die „alte Suſanne“ iſt längſt geheilt, und zwar mit Leinöl und Kalkwaſſer. Sie war ſogar von der ſchnellen Heilung überraſcht und meinte, es ſei

doch gut, bei einem einfachen, aber zuverläſſigen Mittel conſequent zu bleiben. Dann theilte ſie mir mit, daß andere Leute bei Verbrennungen ſogar die Hitze anwendeten. Ich antwortete ihr, daß dieß unter gewiſſen Bedingungen, wenn z. B. die verletzte Fläche nicht groß iſt, geſchehen könne; allein ich möchte dieſes Mittel ebenſowenig wie die ſogenannten Reizmittel, wohin die Ueberſchläge von Terpentinöl, Spritus u. ſ. w. gehören, anrathen, da leicht großes Unheil damit angeſtiftet werden kann. Denn alle dieſe Mittel können nur dadurch ſchmerzlindernd wirken, daß ſie die gereizten Hautnerven überreizen und — lähmen! Auch die Aetzmittel ſind im Allgemeinen in der Hand des Laien verwerflich. Man überſehe nie, den Arzt herbeizurufen, ſobald die Verbrennung von einer auffallenden Ausbreitung iſt, da innere Zufälle das Leben leicht gefährden. Geſellt ſich Rothlauf zur Wunde, dann müſſen die naßkalten Mittel vermieden werden. —

Habe ich mir auch mit einigen Bemerkungen in dieſem Artikel den Mund verbrannt, ſo ſoll mich dieß doch nicht abhalten, auch fernerhin gewiſſe Uebel der leidenden Menſchheit mit freimühtigen Worten zu kuriren. Alſo merke Dir, lieber Leſer, das Mittelchen der „alten Suſanne," Leinöl mit Kalkwaſſer vermiſcht, — oder noch beſſer, warte mit der Verbrennung, bis wir in die Hölle kommen, denn ich denke hierbei, daß wir alsdann noch lange nicht verbrennen. Das iſt eine ſtarke Prieſe, — Du nieſeſt darob, und ich antworte: — „Zur Geſundheit!"

Thüringiſche Bücherſchau.

Von **Müller von der Werra.**

Der „Thüringer Volkskalender" will ſeine Leſer ſchließlich auch noch auf die heimathliche Kameradſchaft, auf die volksthümlichen Werke, die ſich ihm im letzten Jahre hinzugeſellt haben, hinweiſen.

I. **Sagen und Klänge aus Thüringen.** Ein Sammelwerkchen. Der Herausgeber hat ſich die Aufgabe geſtellt, volksthümliche Stoffe in Form von Erzählungen und Gedichten, theilweiſe in heimiſchen Mundarten, vorzuführen. Wir finden als Hauptſtütze dieſes Unternehmens einen Mitarbeiter unſeres Kalenders, den beliebten Volksſchriftſteller A. Sommer, deſſen Kalenderbeiträge die höchſte Anerkennung ſtrenger Kritiker Deutſchlands gefunden haben. Daneben tritt Friedrich Schrader aus Naumburg mit einigen trefflich populär gehaltenen Erzählungen auf. Die erſte dieſer Arbeiten, „Der Diamantring," verherrlicht den Tod des im Jahre 1806 in der Schlacht bei Saalfeld gefallenen ritterlichen Prinzen Louis von Preußen, und gewährt mancherlei der intereſſanteſten Momente, denen wir mit Spannung folgen. Das Werkchen bildet ſeinem Inhalt und ſeiner Ausſtattung nach ein würdiges Seitenſtück zu den „Bildern und Klängen aus Rudolſtadt", die wir im vorigen Jahrgang des Th. Volkskalenders beſprochen haben. — Verlag: G. Froebel in Rudolſtadt.

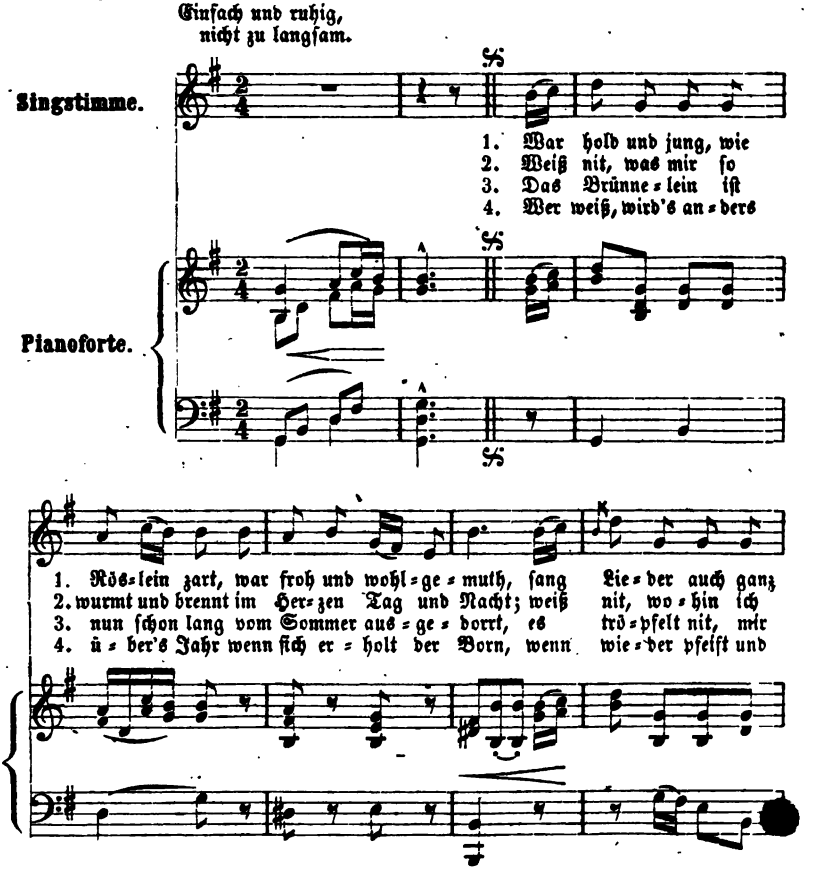
II. **Schiller's Geburtstag**, oder „Ich habe gelebt und geliebet". Biographische Erzählung von **H. Schwerdt**. Wir haben im November 1859 eine Jubelfeier erlebt, welche mit hellleuchtenden goldenen Lettern in die deutsche Chronik eingezeichnet wurde. Das deutsche Volk auf dem ganzen Erdball hat das hundertjährige Geburtsfest seines Lieblingsdichters, seines Schiller's, festlich begangen. Deshalb wurden lange Zeit vorher die großartigsten Vorbereitungen unternommen und in dieser Beziehung war es das geistige Element, welches sich am meisten rührte und regte. Die Hand-, Schnell- und Kunstpressen waren ein volles Jahr lang in eifrigste Thätigkeit gesetzt und förderten eine wahrhafte Sündfluth von größeren Werken, kleineren Broschuren und Flugblättern zu Tage. Unter diesem großen Haufen gelahrter und ungelahrter Festschriften tritt uns das bescheidene Werkchen eines thüringischen Schriftstellers als höchst willkommene populäre Erscheinung entgegen und macht uns auf 178 Oktavseiten mit dem Leben unseres großen Dichters in erzählender, äußerst unterhaltender Weise, innig vertraut. Dieses musterhafte Büchlein, welches die Abbildungen sämmtlicher Schillerhäuser in hübsch gearbeiteten Holzschnitten als Zugabe enthält, überhebt uns, die größern Werke über Schiller zu studiren, und es sollte füglich in allen Häusern und Hütten ein Plätzchen neben Schiller's Werken finden. — Verlag: Hermann Mendelssohn in Leipzig.

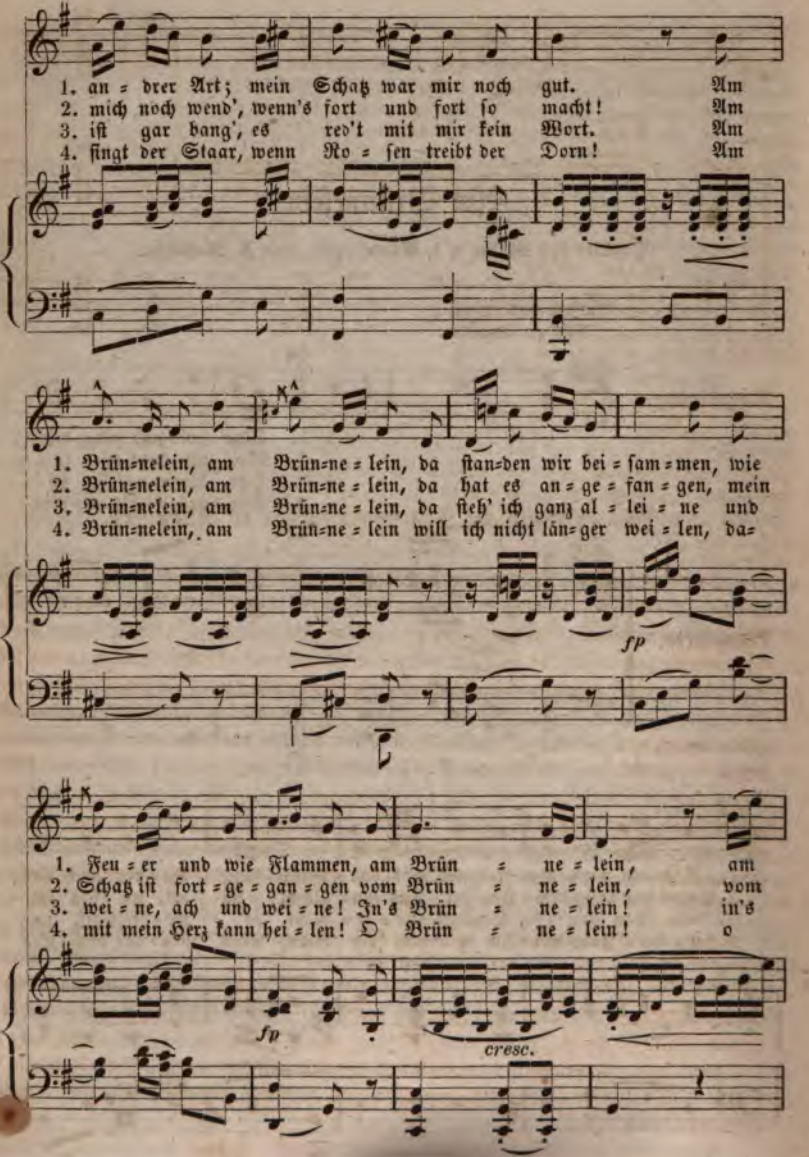
III. **Naturbilder.** Gedichte von **Adolf Bube**. Vierte vermehrte Auflage. Selten hat wohl in einer so kurzen Reihe von Jahren, wie es hier der Fall ist, ein Bändchen Gedichte eine viermalige Auflage erlebt. Es erklärt sich dieser Umstand leicht, wenn wir einen Blick in die kleinen Lieder werfen. Eine heilige Naturpoesie, frisch und erquickend, ein tieffühlendes Gemüth, ein Herz voll stiller Liebe lernen wir kennen. Ueber die ganze Sammlung dieser Gedichte weht ein eigenthümlicher Hauch, den wir so gern in den nordischen Poesien, z. B. in der Frithjofssage, begrüßen und der uns überaus angenehm fesselt. Zwei Briefe Varnhagen von Ense's, die sich über das Gedichtwerkchen aussprechen, sind uns eine recht willkommene Beigabe. Möge diese schöne poetische Gabe auch weit über die Grenzen Thüringens hinaus allgemeine Verbreitung finden! — Verlag: Stollberg'sche Verlagshandlung in Gotha.

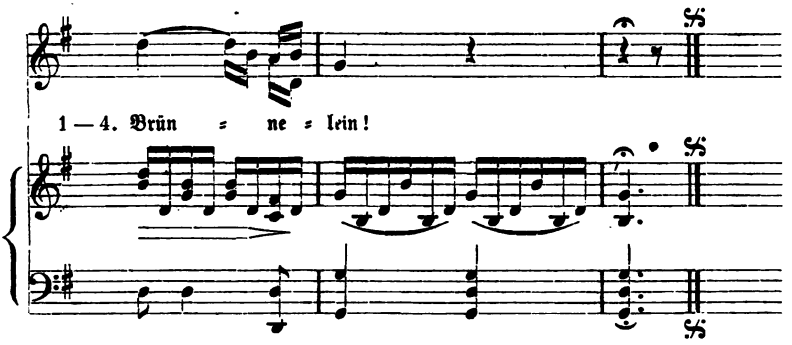
IV. **Die Biene und die Bienenzucht** in honigarmen Gegenden nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Theorie und Praxis. Von **August Baron von Berlepsch**. 475 Seiten in gr. 8°, mit dem Bildniß des Verfassers und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Von unserm hochgeschätzten Mitarbeiter und Landsmann, der neben Johann Dzierzon und Georg Kleine der größte Bienenkenner aller Zeiten ist, liegt uns ein Werk vor, das die Bienenzüchter aller Lande und Zonen, wo nur die deutsche Zunge redet, mit Ungeduld von ihm erwarteten. Er hat sein Versprechen meisterhaft gelöst und es kann nicht fehlen, daß wir das mit der ausgezeichnetsten Sachkenntniß gearbeitete Werk bald in verschiedene fremde Sprachen übertragen sehen werden. Es ist nicht unsere Aufgabe, hier näher in das geniale Werk einzugehen, und wir begnügen uns damit, darauf aufmerksam gemacht zu haben. Der Name von Berlepsch wird sich in der Geschichte der Bienenzucht für immer so wohlklingend erhalten, wie der eines griechischen Klassikers. Dem Inhalte gemäß wurde das Werk von der Stollberg'schen Druckerei in Gotha würdig, d. h. typographisch kunst- und geschmackvoll, ausgestattet. — Verlag: Friedrich Heinrichshofen in Mühlhausen in Thüringen.

„Am Brünnelein!“

Dorflied von **Müller v. d. Werra**, comp. von **A. Methfeſſel.**




1. an = drer Art; mein Schatz war mir noch gut. Am
2. mich noch wend', wenn's fort und fort so macht! Am
3. ist gar bang', es red't mit mir kein Wort. Am
4. singt der Staar, wenn Ro = sen treibt der Dorn! Am
1. Brün=nelein, am Brün=ne = lein, da stan=den wir bei = sam = men, wie
2. Brün=nelein, am Brün=ne = lein, da hat es an = ge = fan = gen, mein
3. Brün=nelein, am Brün=ne = lein, da steh' ich ganz al = lei = ne und
4. Brün=nelein, am Brün=ne = lein will ich nicht lün=ger wei = len, da=
fp
1. Feu = er und wie Flammen, am Brün = ne = lein, am
2. Schatz ist fort = ge = gan = gen vom Brün = ne = lein, vom
3. wei = ne, ach und wei = ne! In's Brün = ne = lein! in's
4. mit mein Herz kann hei = len! O Brün = ne = lein! o
fp
cresc.



Das germaniſche Nationalmuſeum zu Nürnberg.

Der Vorſtand und Lokalausſchuß des germaniſchen Nationalmuſeums hat mit dem Motto: „Durch Einheit ſtark!“ ein fliegendes Blatt, welchem eine Einzeichnungsliſte angehängt iſt, ausgegeben und wir unterlaſſen nicht, im Intereſſe dieſer vaterländiſchen Sache Einiges aus dem erwähnten Blatte mitzutheilen. Zuerſt heißt es: Die Errichtung und feſte Begründung eines allgemeinen deutſchen Nationalmuſeums iſt eine Thatſache geworden, weil ſie wie durch den Geſammtwillen der deutſchen Nation erfolgte. Auch die entſchiedenſte Willenskraft, auch die äußerſte Hingebung einzelner Perſönlichkeiten würden Nichts vermocht haben, wenn das ganze Unternehmen den Bedürfniſſen der Zeit nicht entſprochen hätte. Während andere Nationen, während Frankreich und England ſich begnügen, in ihren Nationalmuſeen Vieles des Schönſten in unſchätzbaren Originalen aufzuſtellen und ihre Genugthuung finden in der Bewunderung, welche die Welt den hier zuſammengebrachten Schätzen zollt, kann der Deutſche gern auf den Ruhm verzichten, die prachtvollſte Ausſtellung von Kunſt- und Literaturſchätzen auf einen Punkt vereinigt zu haben, gegen die mühevoll errungene Gewißheit, nicht blos Vieles, ſondern Alles zu kennen und zu benützen, was für das deutſche Volk und Land von bleibendem hiſtoriſchen Werth iſt. Das germaniſche Muſeum will nicht ſowohl eine Schau- oder Ausſtellung von Originalprachtwerken ſein, als vielmehr ein einheitlicher Mittelpunkt zur Belehrung und Ueberſchau über die geſammte deutſch-nationale Literatur, Kunſt, Geſchichte und Kultur; und es wurde bereits ein ſicherlich nicht zu verachtender Anfang gemacht, wenn auch vorläufig die Zeit des weſtphäliſchen Friedens, in runder Zahl das Jahr 1650, hier einen Abſchluß bilden muß, um ſpäter deſto ſicherer weiter gehen zu können.

Das germaniſche Nationalmuſeum, als ſelbſtändige, ſtaatlich anerkannte, juriſtiſche

Person, besitzt ein werthvolles Grundeigenthum mit großartigen, dem Zwecke vollständig entsprechenden Gebäulichkeiten, die Karthause in den Mauern der Stadt Nürnberg, und darin in schöner, wohlgeordneter Aufstellung Sammlungen zur Erläuterung der staatlichen, kirchlichen, öffentlichen und häuslichen Zustände des deutschen Volkes und Landes. Es sind diese Sammlungen durch Geschenke, Vermächtnisse, Ankäufe, Selbstanfertigung von Copieen und Hingabe mit Eigenthumsvorbehalt entstanden. Wie das ganze Museum, so können auch sie als das schönste Nationaleigenthum Deutschlands gelten, und jedem seiner Bürger steht, abgesehen von seiner provinziellen Heimath, ein Miteigenthum und Nutzungsrecht an diesem Schatze zu, der aus folgenden Theilen besteht: einer Bibliothek; einem Archive von Originalurkunden und Actenfascikeln; einer Münz- und Medaillensammlung; einer Siegel- und Wappensammlung; einer Gemälde- und Miniaturſammlung; einer Handzeichnungensammlung; einer Sammlung historischer Abbildungen; Skulpturen, Waffen-, Kriegs-, Kirchen- und Hausgeräthe.

Die Schrift giebt uns alsdann über diese Sammlungen und über die Thätigkeit der angestellten ständigen Beamten und Arbeiter eingehend Aufschluß. Wir begnügen uns damit, schließlich unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß der jährliche Beitrag von mindestens einem Gulden das Recht auf eine s. g. Ehrenkarte für Eintritt und Theilnahme am Museum gibt. Die Einsendung des Beitrags geschieht an die Fondsadministration des Museums, und, wo ein Pfleger aufgestellt ist, durch diesen. Es sind bereits gegen 300 Pflegschaften in Deutschland und andern europäischen Ländern, selbst in Amerika errichtet.

Ein jeder Deutsche, sei er auf heimathlichem oder fremdem Boden, wird sich berufen und angeregt fühlen, zu der schon auf 3000 sich belaufenden Zahl ständiger Beitragender mit einem seinen Verhältnissen angemessenen jährlichen Beitrag hinzuzutreten, damit bald kein Fleck deutschen Bodens sei, wo nicht der Aufruf für unsere große Nationalsache eine thatkräftige Erwiderung gefunden habe!

Diesen Worten des Vorstandes und Lokalausschusses des germanischen Nationalmuseums, an dessen Spitze der edle Freiherr von und zu Aufseß steht, wünschen wir besten Erfolg.

Der Herausgeber des Thüringer Volks-Kalenders.

Kram-, Vieh-, Roß- und Wollmärkte Thüringens und benachbarter Staaten.

M. bedeutet Messe, V. Viehmarkt, R. Roßmarkt, W. Wollmarkt.

Adorf 26. März, 21. Mai, 23. Juli, 15. Oct., 12. Dec.; V. mit 1., 2., 4., 5. und 14. März, 16. April.
Allendorf 6. März, 15. Mai, 11. Sept., 6. Nov.; V. stets zugleich.
Allstedt 5. März, 9. Juli, 29. Oct., 17. Dec.; R. V. 4. März; V. 16. Dec.
Almsdorf 26. Aug.; R. V. 24. Aug.
Alsleben a. d. S. 5. März, 20. Juni, 3. Oct., 7. Nov.; V. 4. März.
Alsleben (Groß-) 29. Febr., 8. Oct.; V. stets zugleich.
Altenberg 4. März, 1. Juli, 7. At.
Altenbeuthen 11. März, 22. Juli, 30. Sept.; V. st. zugleich; R. mit 1. u. 2.
Altenburg 6. Mai, 9. Sept.; R. V. 1. März, 8. Novbr.; W. 19—22. Juni; Taubenmarkt 13. Febr.
Altengefees 28. Oct.
Altgeising s. Geising.
Altmügeln 12. Spt.; V. Tags vorher.
Annaberg 11. März, 29. Juli; V. 18. März, 18. Septbr.
Apolda 11. März, 8. Juli, 9. Sept., 11. Nov.; V. stets zugleich; W. 3. Juni.
Asch 18. Febr., 27. Mai, 9. Sept., 25. Nov.; V. stets zugleich.
Aschersleben 14. März, 6. Mai, 29. Spt., 10. Dec.; V. 7. Mai, 28. Sptbr., 9. Dec.; R. V. 19. Fbr.
Aue 26. Aug., 28. Nov.
Auerbach 18. März, 13. Mai, 2. Sptbr., 16. Dec.; V. stets zugleich.
Auma 22. Jan., 5. März, 21. Mai, 30. Juli, 3. Spt., 5. Nov.; V. st. zugleich.
Baireuth 2. Febr., 23. April, 21. Mai; R. 21. Mai; V. 18. Febr.
Ballenstädt 12. Febr., 16. Juli, 8. Oct.; V. mit 2. u. 3.; R. mit 3.
Bamberg M. 29. Apr., 15. Oct.; V. alle 14 Tage (Dienstags).
Bärenstein (b. Annaberg) 22. Juli, 21. Dec.
Bärenstein (b. Pirna) 17. Juni, 25. Nov.; V. 25. Febr., 2. Apr., 8. Juli, 4. Nov.
Baruth 1. Mai, 21. Spt.; V. zugleich u. 2. Juli; V. u. Flachsm. 5. März, 13. Aug.; Flachsm. 1. Jan.
Bautzen 19. Jan., 23. März, 3. Aug., 26. Oct.; V. stets zugleich; W. 7. Juni, 9. Oct.
Behrungen 7. März, 15. Mai, 10. Juli, 23. Oct., 18. Dec.; V. stets Tags nachher
Benshausen 25. März, 6. Mai, 16. Spt., 23. Dec.; V. stets zugleich.
Berga 20. März, 10. Juli, 23. Sept.; V. mit 1. u. 3.
Berggießhübel 27. Mai, 30. Sept.
Berka a. d. Ilm, 17. Octbr.
Berka a. d. Werra 27. März, 10. Juli, 2. Oct., 18. Dec.
Bernburg 19. Febr., 21. März, 2. Juli, 3. Spt., 16. Oct., 14. Nov.; V. Tags vor 1. 4. 5. und mit 6.
Bernstadt 13. Febr., 8. Juli, 7. Oct.; V. stets zugleich.
Bibra (Meiningen) 21. Mai, 15. Oct.; V. stets zwei Tage vorher.
Bischofswerda 11. Febr., 20. Mai, 23. Sept., 2. Dec.
Bitterfeld 6. Mai, 15. Juli, 16. Sept.; 5. Dec.; R. mit 1. und 3.
Blankenburg 29. Jan., 18. Fbr., 3. Mai, 12. Juli, 27. Sept., 12. Dec.; V. mit 1., 2., 5. und 27. März.
Blankenhayn (Sachs.) 17. Juni, 12. Spt.
Blankenhayn (Weim.) 14. April, 21. Juli, 20. Oct.; R. V. Tags nach 1. und 3. und 18. Febr.
Bobeck 9. März, 22. Oct.; V. stets zugl.
Borna 18. Febr., 3. Juni, 16. Sept.; V. 13. April, 14. Sept.; R. 26. März.
Brambach 1. Mai, 19. Aug., 18. Nov.; V. stets zugleich.
Brand 15. Mai, 11. Dec.
Brandis 7. März, 13. Mai, 24. Oct.; V. mit 2. und 6. März.
Braunschweig M. 27. Jan., 4. Aug.; W. 1. Juli, 7. Aug.; V. 4. Fbr., 11. März, 1. Juli, 26. Aug., 22. Oct.

Breitenbach 19. März, 18. Juni, 24. Sept., 10. Dec.; V. mit 3.
Buchheim 27. Mai.
Buchholz 18. Nov.
Bürgel 18. März, 13. Mai, 29. Juli, 23. Spt., 2. Dc.; V. ſtets Sonnabds. vorh.
Burgſtädt 6. Mai, 30. Spt.; V. 3. Apr. - 4. September.
Burkhardsdorf 6. Mai, 26. Aug.
Burghardswalde 2. Juli, 14. Sept.
Buttelſtedt 7. Mai, 3. Sept.
Buttſtädt 5. Febr., 9. April, 24. Juni, 30. Sept., 1. Nov.; R. V. 8. April, 22. Juni, 28. Sept., 30. Oct.
Calbe a. d. S. 14. Mai, 11. Juni, 5. Nov.; V. 4. März, 13. Mai, 4. Nov.; W. 1. Juni, 16. Sept.
Callnberg V. 14. März, 4. Juli, 3. Oct.
Camburg 4. März, 10. Juni, 12. Aug., 21. Oct. 2. Dec.; V. ſt. 2 Tage vorh.
Camenz 6. Mai, 16. Spt.; V. 21. März, 27. Juli.
Carlsfeld 1. Septbr.
Chemnitz 22. Juli, 4. Nvb.; R. V. 21. Febr., 9. Sept.
Claußnitz 1. Juli.
Clingen 22. Oct.
Coburg 8. Jan., 26. Febr., 8. Mai, 2. Juli, 24. Sept., 12. Nov.; W. 29. Mai, 19. Juni; V. 20. März; R. 29. Mai.
Colditz 15. Apr., 2. Spt. 4. Nv., V. mit 2.
Cölleda 7. Mai, 23. Juli, 15. Oct.
Coſelitz 5. Juli; V. zugleich.
Coßdorf 25. Mrz., 28. Oct.; R. V. 26. Oct.
Coſſengrün 24. Juni, 30. Sept.
Coswig 12. März, 13. Aug., 30. Oct.; V. zugleich und 7. Oct.
Cracau 16. April, 30. Sept.; V. ſt. zugl.
Crimmitzſchau 10. Mai, 12. Aug., 4. Nov.
Culmbach 24. Febr., 28. Mai, 28. Oct.; W. 1. Mai.
Dahlen 19. Febr., 30. Apr., 1. Oct.; V. ſtets Tags vorher.
Darmſtadt 29. April, 20. Mai, 24. Juni, 25. Nov.; V. ſtets Tags vorher.
Delitzſch 15. Febr., 28. Juni, 4. Novb. V. ſtets zugleich.
Dembach 5. März, 18. Juni, 20. Aug., 3. Dec.; V. ſtets zugleich.
Deſſau 26. Fbr., 11. Juni, 3. Spt., 12. Nv.
Dietrichshütte V. 13. März, 8. Mai.
Dingelſtädt 18. März, 1. Juli, 30. Spt., 9. Decbr.; V. ſtets zugleich.
Dippodliswalde 8. Apr., 12. Aug.
Dittersbach 25. Aug.; V. ſtets zugleich.
Döbeln 13. Mai, 10. Juni, 14. Oct.; V. ſtets zugleich; W. 13. Juni; R. 28. Febr., 7. und 14. März.
Dohna 10. Mai, 11. Nov.
Dornburg 18. Juli, 1. Octbr.; V. ſtets ſtets Tags zuvor.
Dornburg a. d. S. 28. Mai, 30. Juli; V. ſtets Tags zuvorh.
Dorndorf a. d. S. 29. Apr., 26. Aug., 7. Nov.; V. vorher.
Dresden (Altſtadt) 18. Febr., 24. Juni, 21. Oct.; (Neuſtadt) 29. April, 9. Spt.; W. 8. und 10. Juni, R. V. 4. März, 4. November.
Drogniz 24. Juni.
Droyſig 26. Aug.
Ebeleben 30. April, 15. Oct., 11. Decbr.
Ebersdorf 2. Febr., 22. März, 21. Juni, 10. Aug., 19. Dec.; V. vom 16. Febr. bis 6. April jeden Sonnabend.
Eckartsberga 10. Juni, 2. Spt.; V. zugl.
Effelder 15. Juli, 16. Dec.
Ehrenfriedersdorf 13. Mai, 30. Septbr.; V. Tags darauf.
Eibenſtock 11. Febr., 1. Juli, 9. Septbr.; V. ſtets zugleich.
Eilenburg 18. Febr., 1. Sept.; V. ſtets Sonnabends vorher und 1. Juni.
Eiſenach 27. Febr., 24. Apr., 24. Juli, 25. Sept., 14. Nov.
Eiſenberg (Sachſen) 13. Mai, 3. Aug., 11. Dec.; V. ſtets zugleich.
Eiſenberg (Altenburg) 15. Mai, 7. Juli, 9. Sept., 28. Oct.; V. ſtets Sonnab. vorher u. 14. Dec.; W. 7. Juni.
Eisfeld 28. Jan., 11. März, 13. Mai, 10. Juni, 21. Oct., 9. Dec.; V. Tags nach 1. 3. 5. 6. u. 4. März, 22. April, 22. Juni, 9. Aug., 18. Sept.
Eisleben 25. Febr., 7. Mai, 17. Juni, 23. Sept., 21. Oct., 26. Nov.; V. mit 1. 3. 4. 5.; R. mit 1. 4. 5.
Elſterberg 18. Febr., 6. Mai, 22. Juli, 28. Octbr.
Elſtra 4. März, 17. Juni, 24. Aug., 21. Oct.; V. ſtets zugleich.
Elterlein 8. Juli, 9. Sept.; V. 10. Spt.
Erfurt 1. Juni, 14. Sept., 13. Nov.;

R. V. 6. u. 25. Febr., 10. April, 25. Juni, 23. Sept., 24. Oct.
Erlbach 5. Mai, 27. Oct.
Ermsleben 15. März, 11. Oct., 29. Nov.; V. stets zugleich.
Ernstthal 11. März, 13. Mai, 28. Oct.
Eschdorf 22. Sept.
Eschwege 20. März, 24. April, 5. Juni, 28. Aug., 9. Oct., 11. Dec.; V. mit 1.
Falkenstein 11. Febr., 3. Juni, 30. Spt.; V. stets zugleich.
Fladungen 6. Jan., 3. Febr., 19. März, 23. April, 24. Juni, 10. Aug., 8. Sp., 14. Oct., 25. Nov., 8. December.
Frankenberg 22. April, 2. Spt., 25. Nv.; V. 20. Febr., 10. Sept.
Frankenhausen 5. März, 14. Mai, 11. Juli, 20. Sept., 26. Nov.; R. mit 1.; V. 4. März, 13. Mai, 19. Sept., 21. Octbr., 25. Nov.
Frankfurt a. M. M. 2. April, 15. Spt.; V. jeden Montag.
Frankfurt a. d. O. M. 25. Februar, 8. Juli, 4. Nov.
Frauenbreitungen 7. Febr., 4. April, 6. Juni, 17. Oct.; V. 14. März, 11. Juli, 26. September.
Frauenstein 10. Mai, 2. Spt.; V. 1. April, 29. Juli.
Fraureuth 13. Febr., 21. Mai, 22. Oct., 11. Dec.; V. stets zugleich.
Freiberg 15. Juli, 11. Nov.; V. zugleich und 2. Sept.
Freiburg 25. Febr., 21. Octbr. V. stets Sonnab. vorher; W. 20. Juni.
Friedrichsroda 26. Juni, 18. Sept.
Frohburg 13. Mai, 23. Sept.; R. V. 10. Mai, 20. Sept.
Fulda 5. März, 14. Mai, 13. Aug., 22. Oct.; V. 21. März, 4. und 25. April, 4. Juli, 29. Aug., 26. Spt., 17. Oct., 4. November.
Gauerstadt 31. Jan., 25. April, 14. Nov.; V. stets zugleich.
Gaußig 2. Juli, 30. Spt.; V. zugleich.
Gebesee 25. Febr., 23. Sept.
Gefell 28. Jan., 25. Febr., 22. April, 24. Juni, 25. Juli, 28. Oct., 16. Dec.
Gehofen 2. Mai, 14. Nov.
Gehren 12. Febr., 20. März, 30. April, 24. Sept.; V. mit 2. 3. und 4.
Geisa 3. Jan., 7. Febr., 7. März, 4. Ap., 2. Mai, 6. Juni, 4. Juli, 1. Aug., 5. Sept., 3. Oct., 7. Nov., 5. Dec.; R. V. 25. Febr, 18. März, 15. April, 21. Mai, 30. Sept.
Geising 22. April, 6. Mai, 23. Sept.
Geithain 11. März, 24. Juni, 2. Dec.; V. 23. März, 11. Sept.
Gelenau 22. April, 9. Sept.
Gera 26. März, 16. Juli, 15. Oct., 19. Nov.; R. 6. März, 19. Sept.; V. 12. Oct., 30. Nov.; W. 7. Juni.
Gera-Untermhause 7. Febr., 21. Mai, 4. Nov.; R. 8. Febr.
Gerbstädt 28. Febr., 7. Mai, 10. Sept., 28. Nov.; V. 27. Febr.
Geringswalde 8. April, 3. Juni, 30. Spt.; V. mit 3.
Gernrode 21. Mai, 30. Sp.; R. V. mit 2.
Gersdorf 29. Juli.
Gerstungen 6. Febr., 14. Mai, 28. Aug. 6. November.
Geyer 22. April, 16. Spt.; V. 1. April.
Glashütte, 21. Mai, 14. Oct., 23. Dec.
Glauchau 22. Febr., 20. Juni, 26. Sep.; V. mit 1. und 3.
Gleicherwiesen 12. Februar, 16. April, 28. Mai, 2. Oct.; V. stets zugleich.
Golmsdorf 9. April, 11. Juni, 4. Nov.; V. stets Tags zuvor.
Gössitz 17. Juni, 14. Oct.
Gößnitz 8. April, 1. Juli, 11. Nov.
Gotha 1. Mai, 17. Juli, 30. Oct.; R. V. 3. April, 25. Sept.; W. 13. Juni.
Göttingen 14. Febr., 4. April, 25. Juli, 24. Oct.; R. V. 3. Januar.
Gottleuba 11. Mrz., 1. Juli, 28. Ot., 2. D.
Gräfenthal 2. Febr., 23. März, 6. Mai, 8. Juli, 9. Sept., 21. Oct., 20. Dec.; V. v. 13. Fbr. bis 15. Mai jede Mittw.
Gräfinau 2. April, 27. Aug., 25. Sept.; V. stets Tags darauf.
Gränitz 2. Juli.
Greiz 27. Febr., 15. Mai, 7. Aug., 11. Sept., 6. Nov., 4. Dec.
Greussen 4. Febr., 3. Juni, 9. Sept.; V. mit 3. und 23. September.
Grimma 8. Apr., 19. Aug., 25. Novbr.; V. 16. März, 26. Oct.
Gröbzig 7. Febr., 18. April, 5. Sept., 17. Oct.; R. V. stets zugleich.
Groitzsch 18. März, 15. Juli; V. 16. März, 26. October.

Greß-Aga 25. November.
Greßenehrig 24. September.
Greßengettern 16. September.
Greßenhain 14. Febr., 4. Juni, 3. Sept.; V. stets Tags vorher.
Greßheuersdorf 30. April, 27. Aug.
Greß-Kochberg 5. März, 29. Sept.; V. zugl.
Greß-Neuhausen 26. Mai; V. zugleich.
Grünhain 13. Mai, 12. Aug., 9. Dec.; V. 2. April.
Günstart 30. Apr.; R. V. zugl. u. 30. Sept.
Güntersberge 6. April, 26. Nov.; R. V. mit 2.
Gusten 6. Mai, 12. Sept., 12. Nov.; V. st. zgl.
Haina 14. Febr., 7. und 26. März, 11. Juni, 25. Juli, 5. November.
Hainichen 29. April, 23. Sept.; V. 15. April, 14. Oct.
Halle 21. März, 22. Mai, 10. Aug., 9. Sept., 11. Nov., 14. Dec.; V. mit 1. und 4. und 19. Juni, 23. Oct.
Harras 30. April.
Hartenstein 18. März, 2. Sept., 11. Dc.; V. Tags nach 1. und 2.
Harzgerode 5. Febr., 1. Mai, 2. Juli, 28. Oct.; R. V. stets zugleich.
Haßleben 19. März, 7. Mai, 10. Oct.
Heberndorf 26. Sept.
Heeselicht 5. August.
Heilbronn M. 1. Mai, 10. Aug., 1. Nv.; W. 30. Juni; V. 19. Febr., 21. Mai, 28. Aug., 3. Dec.
Heiligenstadt 16. Jan., 6. März, 1. Mai, 10. Juli, 25. Sept., 27. Nov.; V. zgl.
Heinersdorf 14. März, 11. April, 7. Mai, 1. und 18. Juli, 12. Sept., 17. Oct., 17. December.
Heinrichs 5. Febr., 7. Mai, 10. Sept.; V. stets zugleich.
Heldburg 21. Jan., 18. Febr., 25. März, 8. April, 27. Mai, 1. u. 22. Juli, 19. Aug., 16. Sept., 21. Oct., 25. Nov., 16. Dec.; V. stets zugleich.
Hellingen 14. Mai, 15. Oct.; V. zugleich.
Helmershausen 18. März, 24. Juni, 21. Sept., 2. Nov., 21. Dec.; V. stets den nächsten Werktag.
Hersleben 21. Febr., 3. Oct.; V. zugl.
Herzigsdorf 21. Mai.
Heringen 22. Juli, 22. October.
Herold 21. Oct.
Herosfeld 20. Febr., 20. März, 7. Mai, 17. Juli, 4. Sept., 23. Oct., 18. Dec.; V. mit 2 bis 6.
Hildburghausen 19. Febr., 7. Mai, 9. Juli, 13. Aug., 1. Oct., 2. Nov. M. 16. Dec.; V. Tags nach 1. 2. 5.
Hirschberg a. S. 11. März, 2. April, 21. Mai, 22. Juli, 7. Oct., 13. Dec.; V. mit 1. bis 5.
Hirschfelde a. N. 20. März, 29. Mai, 11. Sept., 23. Oct., 11. Dec.
Hof 21. Jan., 22. Juli — 2. Febr., 24. Aug., 29. Sept.; V. 28. Febr., 14. März, 4. April, 27. Juni, 29. Aug., 3. und 17. Oct., 5. Dec.
Hohenleuben 19. März, 18. Juni, 14. Oct., 10. Dec. V. zugleich.
Hohenölsen 8. September.
Hohenstein (Schönburg) 21. Jan., 1. Juli, 9. Sept.; V. 11. Febr., 11. Nov.
Hohnstein (b. Stolpen) 28. Jan., 22. April, 7. Oct.
Hoym 17. Juni, 24. Oct.; V. zugleich.
Hünfeld 22. Jan., 26. Febr., 7. Mai, 30. Juli, 15. Oct., 10. Dec.
Ichtershausen 22. Apr., 15. Oct.; V. zgl.
Jena 26. Febr., 7. Mai, 29. Oct.; V. stets Tags zuvor.
Jeßnitz 19. März, 18. Juni, 6. Aug., 10. Dec.; V. mit 1. und 3.
Ilmenau 18. März, 6. Mai, 29. Juli, 16. Sept., 25. Nv. V. stets Tags darauf.
Immenroda 7. März, 11. Juli, 3. Oct.; V. mit 3; R. V. 6. März.
Johanngeorgenstadt 4. März, 8. Juli, 18. November.
Jöhstadt 6. Mai, 2. Sept., 14. Nov.
Judenbach 2. Mai, 20. Juni, 25. Juli, 19. Sept., 31. Oct.; V. zugleich.
Kahla 13. März, 17. Juli, 23. Oct.; V. st. Tags zuvor, jeden Fastenmontag und 22. Mai; W. 22. Mai.
Kaltennordheim 12. März, 21. Mai, 23. Juli, 24. Sept., 5. Nov., 17. Dec.
Kaltensundheim 2. Febr., 13. März, 24. April, 25. Juli, 26. Sept., 28. Nov.; V. mit 2. und 5.
Kamenz 6. Mai, 16. Sept.; V. zugleich und 21. April, 1. Aug.
Karlsruhe M. 3. Juni, 4. November.
Kassel M. 11. März, 19. Aug.; W. 1. Juli.
Kayna 11. Juni, 12. Nov.; V. 11. Apr., 19. September.

Kelbra 7. Mai, 10. Sept., 10. Decbr.; V. Tags vor 1. und 2.
Keula 19. März, 18. Juni, 24. Sept.; V. zugleich.
Kieritzsch V. 4. April, 28. Sept.
Kirchberg 11. März, 15. Juli, 9. Dec.; V. 7. März, 18. Juli, 10. Oct.
Kissingen 22. April, 1. Mai, 24. Juni, 25. Juli, 21. Spt., 11. Nov., 27. Dec.; V. mit 1.
Klingenthal 25. Aug.
Knau 22. Juli.
Kohren 25. März, 14. Oct., 16. Dec.
Königsberg (Gotha) 2. Fbr., 25. Mrz, 1. Mai, 3. u. 29. Juni, 26. Ag., 9. Spt., 1. u. 30. Nov., 21. Dec.; V. st. zugl.
Königsbrück 14. Jan., 14. Mai, 13. Aug., 15. Oct.
Königsee 26. Febr., 26. März, 14. Mai, 3. Sept., 8. Oct., 21. Dec.; V. Tags nach 1. bis 5.
Königshofen 20. Jan., 24. Febr., 19. März, 25. April, 20. Mai, 24. Juni, 28. Juli, 1. Sept., 20. Oct., 21. Nv., 21. Dec.; V. 21. 25. 20. 29. 21. 25. 29. 2. 21. 25. 23. derselben Monate.
Königstein 11. Febr., 13. Mai, 2. Sept. 2. December.
Königswartha 10. Juni, 22. Ap., 30. Sp.
Könitz 12. Febr., 22. März, 25. Juni, 13. Sept.; V. zugleich.
Könnern 19. Febr., 26. März, 14. Mai, 24. Sept., 17. Dez.; V. mit 2. 3., Tags vor 4. und 21. Febr.
Körner 14. Febr., 11. Juli, 26. Sept.; V. zugleich.
Köthen 29. Jan., 30. Apr., 9. Juli, 24. Sept., 19. Nov.; V. stets Tags zuvor.
Kötschenbroda 21. März, 26. Sept., 23. Nov.; V. mit 1.
Kranichfeld 6. Mai, 30. Sp.; V. st. T. drauf.
Kreischa 11. September.
Kreuzburg 18. März, 6. Mai, 19. Aug., 21. Oct., 16. Dec.
Kronach 14. Jan., 11. Febr., 11. März, 8. April, 13. Mai, 10. Juni, 8. Juli, 12. Aug., 9. Sept., 14 Oct., 11. Nov., 9. Dec.; V. stets zugleich.
Krottendorf V. 3. April.
Kulmitzsch 22. Juli, 23. Oct., 21. Dec.
Landsberg (b. Leipzig) 15. April, 2. Spt.
Landwüst 4. August.
Langenberg 7. Febr., 21. Mai, 4. Nov.; R. V. 7. Februar.
Langensalza 9. April, 9. Juli, 3. Septb.; R. V. 26. Febr., 20. Juni, 21. Sept., 25. Octbr.
Langenwiesen 15. April, 4. Nov.; V. zugl.
Langenwolschendorf 22. Mai, 30. Sept.; V. stets zugleich.
Laucha 11. März, 18. Nov.; V. stets Sonnabends vorher.
Lauchstädt 10. Mai, 26. Ag.; R. V. 20. Fb.
Lauenstein 18. März, 29. Juli, 28. Oct., 23. December.
Lausigk 4. Febr., 8. Juli, 21. Oct.; V. 3. April, 16. Oct.
Leheften 16. Febr., 16. März, 4. Mai, 29. Juni, 27. Juli, 7. Sept., 14. Oct., 7. Dec.; V. mit 4. bis 8. u. jede Mittwoch vom 13. Fbr. bis 22. Mai.
Leimbach 1. Juli, 23. Sept.; V. st. zugl.
Leinefelde V. 16. September.
Leipzig M. 27. Dec. (1860) bis 15. Jan. (1861), 14. April bis 4. Mai, 29. Sept. bis 19. Oct.; Buchhändlermesse 28. April; W. 11. Juni.
Leisnig 18. März, 15. Juli, 1. Decbr.; R. stets zugleich.
Lengefeld (bei Marienberg) 29. April, 1. Juli, 4. Nov.
Lengenfeld (bei Reichenbach) 21. Febr., 20. Juni, 26. Spt., 12. Dc.; V. st. zgl.
Lengsfeld 2. Febr., 12. März, 7. Mai, 24. Juni, 3. Sept., 16. Oct., 10. Dc.; R. V. mit 2. u. 6.
Leutenberg 7. Febr., 14. und 28. März, 16. und 21. Mai, 20. Juni, 25. Juli, 15. Aug., 19. Septbr., 17. Octbr., 7. Nov., 5. Dec.; V. stets zugleich.
Lichte 4. Mai, 7. Sept., 13. Dec.
Lichtenstein 2. Mai, 15. Aug., 7. Nov.
Liebengrün 21. Mai, 25. Juli; V. mit 1.
Liebenwerda 4. März, 10. Mai, 15. Juli, 26. Oct.; V. stets 2 Tage vorher.
Liebertwolkwitz 13. Febr., 5. Juni; R. V. zugleich.
Liebethal 6. Oct.
Liebstadt 22. Juli, 9. Dec.
Limbach 6. März, 4. Sept.
Löbau 18. März, 6. Mai, 15. Juli, 14. Oct.; V. stets zugleich.
Lobeda 20. März, 29. Mai, 4. Spt., 13. Nov.; V. stets Tags zuvor.

Löbejün 12. März, 22. Oct., 9. Decbr.; B. stets zugleich.
Lobenstein 12. Febr., 1. Mai, 29. Juni, 10. Aug., 1. Oct., 30. Nov.; B. 30. Spt., und vom 12. Febr. bis 26. März jeden Dienstag.
Lommatzsch 6. Mai, 2. Dec.; B. 23. Febr., 16. Sept.
Lorenzkirchen 28. Aug.; B. zugleich.
Lößnitz 4. Febr., 29. April, 19. Aug., 2. Dec.; B. 12. März, 22. Juli, 30. Spt.
Lothra B. jeden Freitag vom 15. Febr. bis 5. April.
Lucka 11. Febr., 10. Mai, 1. Juli, 28. Oct.; B. 22. März, 24. Mai, 30. August, 26. Oct.
Ludwigsburg 12. Febr., 7. Mai, 5. Nov.
Lüneburg M. 13. März, 11. Sept.; W. 20. Febr., 1. Juli, 30. Spt., 11. Nov.
Lunzenau 25. Febr., 29. Juli, 28. Nov.
Lunzig 25. Juli.
Lützen 11. März, 19. Aug., 11. Novbr.; B. stets 2 Tage vorher.
Magdala 6. Juni, 3. Oct., 28. Nov.; W. B. zugleich.
Magdeburg 28. Jan., 15. Febr., 3. Juni, 4. Juli, 14. Oct.; Mauritiusmesse 21. Sept. bis 5. Oct.; W. 15. u. 16. Juni; R.B. 15. Febr., 12. März, 4. Juli, 6. Sptbr.; B. 14. Oct.
Mansfeld 14. März, 6. Mai, 11. Nov.; B. mit 3.
Marienberg 28. Jan., 7. Mai, 12. Aug., 5. Dec.; B. 13. März.
Markneukirchen 6. März, 24. Juni, 11. Sept., 4. Dec.; B. stets zugleich.
Markranstädt 28. Febr., 11. Nov.; R.B. 27. Febr., 9. Nov.
Markfuhl 20. März, 17. Juli, 30. Oct.; R. B. zugleich.
Masserberg 8. Mai.
Meeder 12. Febr., 13. Juli, 28. Oct.; B. stets zugleich.
Meerane 29. April, 22. Juli, 11. Nov.
Meiningen 20. Jan., 25. Febr., 9. u. 30. April, 11. Juni, 23. Juli, 24. Sept., 17. Oct., 12. Novbr., 17. Decbr.; B. Tags nach 3 bis 7. und 9.
Meißen 18. März, 27. Mai, 26. Aug.; B. 25. Febr., 14. Sept.
Mellingen 30. April.
Memmleben 3. Juni; B. 2. Juni.
Merseburg 4. März, 8. April, 24. Juni, 5. Aug., 28. Oct.; W. mit 2.
Meuselwitz 15. April, 4. November.
Mihla 6. März, 2. Oct.; B. zugleich:
Milbitz B. 18. März, 30. Sept.
Mittweida 8. Juli, 9. Sept.; R. B. 4. März, 26. Sept.
Möschlitz 9. April, 9. October.
Mücheln 11. Febr., 6. Mai, 26. Septbr.
Mügeln 27. Mai, 11. Nov.; B. stets Sonnabends darauf.
Mühlhausen 20. Mai, 15. Juli, 21. Oct.; B.R. 5. Sept., 10. Oct.; W. 5. Juni.
Mühltroff 18. März, 17. Juni, 16. Spt., 11. Nov.; B. stets zugleich.
Münchenbernsdorf 9. April, 10. Mai, 13. Aug., 12. Nov.; B. m. 1 bis 3.
Mupperg 6. und 20. März, 24. April, 5. Juni, 30. Oct., 18. December.
Mutzschen 11. März, 3. Juni, 9. Dec.; B. 23. Febr., 16. Oct.
Mylau 18. November.
Naumburg a. S. M. 20. Juni; Krammarkt 24. März; R. B. 18. März, 24. Sept., 28. Oct.
Naunhof 11. Febr., 15. Juli, 23. Sept.
Nebra 8. Juli, 9. Sept.; R. B. zugleich.
Nerchau 13. Febr., 2. Mai, 31. Oct.
Neschwitz B. 2. Jan., 6. Febr., 6. März, 3. April, 1. Mai, 5. Juni, 3. Juli, 7. Aug., 4. Sept., 2. Oct., 6. Nv., 4. Dc.
Netzschkau 25. März, 12. Aug., 21. Oct.; B. stets zugleich.
Neugeising s. Geising.
Neuhaus i. M. 25. Jan., 28. Febr., 21. März, 1. Mai, 25. Juni, 25. Juli, 28. October, 12. December.
Neuhaus i. R. 1. Juni, 27. Juli, 28. Spt.
Neukirchen (Sachsen) 6. März, 24. Juni, 11. Sept., 4. Dec.; B. stets zugleich.
Neumark (Sachsen) 6. Mai, 30. Sept.
Neumark (Weimar) 15. October.
Neusalza 11. Febr., 15. April, 8. Juli, 4. Nov.; Getreide- u. Garnm. jed. Freitag.
Neustadt a. d. H. (Gotha) 12. März, 30. April, 25. Juni, 1. Oct., 3. u. 21. Dec.; B. stets zugleich.
Neustadt a. d. O. 20. Febr., 29. Mai, 7. Aug., 9. Oct., 4. Dec.; B. stets zugl. und jede Mittwoch vom 13. Febr. bis 3. April; W. 4 Juni.
Neustadt (in Sachsen) 6. März, 7. Mai,

17. Juli, 6. Nov.; B. stets zugleich.
Neustädtel 29. Juli, 11. Nov.; B. 25. März, 9. Sept.
Niederorschel 29. Apr., 29. Juli, 2. Oct., 10. Dec.; B. stets Tags nachher.
Nordhausen 19. März, 9. und 30. April, 7. Mai, 14. Sept., 22. Oct.
Nossen 11. Febr., 29. Juli, 23. Sept.
Nürnberg M. 6. bis 22. Jan., 2. April, 1. Sept.; W. 1. Juli.
Oberkatz 7. Feb., 16. Mz., 2. Mai, 7. Nov.
Oberleutersdorf (Sachsen) 12. März, 2. Juli, 24. Sept., 12. Nov.
Oberlind 12. Febr., 19. März, 16. April, 12. Juni, 30. Juli, 27. Aug., 8. Oct., 10. Dec.; B. stets zugleich.
Oberreinsberg 2. Juni.
Oberweißbach 21. März, 22. Mai, 29. Juli, 6. Dec.; B. Tags nach 1. und 4.
Oberwiesenthal 16. Mai, 28. Septbr.
Oederan 5. Aug., 23. Sept.; R. B. 12. Febr., 23. Sept.; Garn- und Flachsmarkt 12. Nov.
Oelsnitz 12. März, 28. Mai, 9. Juli, 24. Sept., 10. Dec.; B. zugl. u. 12. Febr. 26. Februar.
Ohrdruff 26. Febr., 2. Juli, 1. October.
Olbernhau 11. Febr., 13. Mai, 9. Spt., 16. Dec., 23. Dec.
Oldisleben 18. Juni, 28. October.
Orlamünde 23. Jan., 27. März, 8. Mai, 26. Juni, 31. Juli, 4. Sept., 13. Nov.; B. st. Tags darauf u. jeden Fastenfreitag.
Oschatz 4. März, 1. Juli, 4. Nov.; B. stets Sonnab. vorher; W. 16. Mai.
Ossla 15. Septb.; B. zugleich.
Ossling 18. März, 24. Juni, 25. Juli, 29. Spt.; B. stets zugleich.
Osterfeld 15. Oct.; R. B. 18. u. 25. Fb., 4. März; B. 14. und 21. Oct.
Osterode 6. März, 15. Juli, 30. Sept., 25. Novbr.
Ostheim 23. Jan., 27. Febr., 2. April, 13. Mai, 29. Juni, 22. Juli, 15. Aug., 2. u. 28. Oct., 6. Dec.; B. 24. Jan., 28. Febr., 3. April, 14. Mai, 1. u. 23. Juli, 19. Aug., 3. Oct., 29., Nv. 9. Dec.
Ostritz 11. Febr., 12. Aug., 16. Sept.; B. stets zugleich.
Pausa 12. Febr., 2. April, 21. Mai, 2. Jl., 26. Ag., 7. Ot., 2. Dc.; B. st. zgl.
Pegau 25. Febr., 20. Juni, 21. Oct.; B. 23. März, 31. Aug., 19. Oct.; R. 27. Febr., 6. November.
Penig 4. März, 8. Juli, 21. October.
Pirna 4. Febr., 15. April, 19. Aug., 16. Sept.; B. 2. März, 4. Sept.
Plauen 6. Febr., 10. April, 19. Juni, 21. Aug., 23. Oct., 18. Dec.; R. B. stets zugleich; R. 8. März, 2. Nov.; B. 20. März; W. 5. Juni.
Ponikau 15. März, 13. Sept.; B. zugleich.
Porschendorf 21. Oct.
Posseck 29. Juni, 14. Oct.
Pößneck 4. Febr., 1. April, 15. Juni, 22. Sep., 9. Dec.; B. m. 5.; W. 13. Juni.
Posterstein 9. Juli, 22. October.
Probstzella 2. April, 11. Juni, 30. Juli, 3. Sept., 29. Oct. B. stets zugleich u. jede Mittwoch v. 13. Fbr. bis 15. Mai.
Pulsnitz 11. März, 15. Juli, 25. Sept., 11. Nov; B. stets zugleich.
Putzkau 8. Apr., 26. Aug., B., zugleich.
Quedlinburg 15. April, 7. Oct., 18. November; B. mit 2. und 3.
Querfurt 3. April, 13. Mai, 22. Juli, 23. Sept., 10. Dec.; R. B. mit 1; B. 21. September.
Rabenau 25. April, 14. Nov.
Radeberg 7. Febr., 11. April, 22. Aug., 7. Nov.; B. stets Tags zuvor.
Radeburg 27. Febr., 15. Mai, 11. Sept., 4. Dec.; B. stets Tags zuvor.
Radegast 11. Febr., 6. Mai, 12. Juli, 19. Sept., 12. Dec.; B. stets zugleich.
Raguhn 21. Febr., 15. Mai, 27. Sept., 28. Nov.; W.B. zugleich.
Rammenau 22. April, 19. Aug.; B. zugl.
Rannstedt 7. April, 15. September.
Rastenberg 19. März, 23. Aug., 10. Dec.
Rechenberg 3. Juni, 4. Nov.
Regis 8. April; B. 6. April.
Reibersdorf 9. April, 1. Oct.; B. zugleich
Reichenbach 4. März, 14. Mai, 8. Juli, 5. Sept., 11. Nov.; B. stets zugleich.
Reichmannsdorf 2. April, 3. September.
Remda 25. Febr., 29. Apr., 24. Juni, 4. Nov., 19. Dec.; B. stets Tags darauf und 26. März.
Remptendorf 15. März, 21. Juni, 27. September; B. stets zugleich.
Reschwitz B. 3. April, 18. September.
Riesa 8. April, 21. Oct.; R. B. stets Sonnabends vorher.

Rochlitz 21. Jan., 27. Mai, 26. Aug.; R. u. B. 19. Februar; B. 24. Sept
Roda 8. April, 29. Juli, 16. Sept.; B. stets Sonnabends vorher; R. B. 9. Febr., 7. December.
Rodach 26. Febr., 30. April, 18. Juni, 10. Sept., 22. Oct., 10. Dec.
Rödersdorf 24. Juni.
Rodewisch 29. Juli; B. zugleich und 2. April, 22. Oct.
Römhild 29. Jan., 12. März, 1. Mai, 18. Juni, 20. Aug., 15. Oct., 30. Nov.; B. den 2. Donnerst. jed. Monats.
Ronneburg 28. Jan., 13. Mai, 19. Aug., 4. Nov.; R. 4. März.
Roßach 21. März, 25. Apr., 3. Oct., 5. December; B. stets zugleich.
Roßdorf 25. März, 19. Juni, 29. Sept., 30. Nov.
Roßwein 28. Jan., 8. April, 26. Aug.; R. B. 19. März, 5. Nov.
Rötha 6. Mai, 10. Juli, 4. Nov.; B. 12. Febr., 2. Mai, 17. Oct.
Rothenstein 21. Juni, 1. Nov.; B. stets Tags zuvor.
Rudolstadt 5. März, 28. Mai, 2. Juli, 20. Aug., 15. Oct., 26. Nov.; B. stets zugleich und 22. Jan., 14. Sept.; R. W. 28. Mai.
Ruhla 22. April, 30. Juli, 23. Sept.
Saalburg 2. Febr., 2. April, 2. Juli, 24. Aug., 25. Nov.; B. stets zugleich.
Saalfeld 11. Febr., 15. April, 27. Mai, 17. Juni, 15. Juli, 26. Aug., 1. Oct., 4. Nov., 16. Dec.; B. 14. Jan., 13. Mai; W. 17. Juni.
Sachsa 1. Juli, 2. Sept., 18. Novbr.; B. mit 2.
Salzungen 13. März, 1. Mai, 25. Sept., 27. Nov.; B. 19. Juni, 23. Oct.
Sandersleben 14. Febr., 2. Mai, 10. Sept.; B. mit 1. und 3.
Sayda 6. Mai, 19. Aug., 9. Dec.; B. 8. April, 1. Juli, 21. Oct.
Schafstädt 8. Juli, 2. Dec.; R. B. stets Freitags vorher.
Schalkau 13. Febr., 20. März, 15. Mai, 9. Oct., 13. Novbr., 11. December; B. stets zugleich.
Schandau 4. Fb., 6. Mai, 29. Juli, 10. Sp.
Scheibenberg 1. Juli, 4. Nv.; B. 30. Sp.
Schellenberg 3. Juni, 28. Oct.
Schernberg 17. Juni, 15. Oct.
Schirgiswalde 2. Apr., 15. Juli, 7. Oct.
Schkeuditz 27. Mai, 21. Oct.; B. 2. März, 6. Juli, 28. Oct.
Schkölen 18. Febr., 20. Mai, 28. Oct.; B. 20. Febr., 30. Oct.
Schleiz 21. Jan., 20. März, 13. Mai, 15. Juli, 21. Aug., 25. Sept., 30. Oct.; B. stets zugleich.
Schlettau 29. April, 21. Oct.
Schleusingen 13. Jan., 19. März, 21. Mai, 21. Juli, 25. Aug., 17. Nov.
Schloßvippach 17. Juni, 3. October; B. zugleich.
Schlottheim 18. u. 25. Febr., 4., 11., 18. und 25. März, 23. Juli, 22. Oct., 9. Dec.; R. mit 1 bis 6.
Schmiedeberg (Sachsen) 6. Mai, 19. Aug.
Schmiedefeld 22. April, 21. October; B. zugleich.
Schmölln 3. Juni, 16. Sept., 28. Oct.; R. und Taubenmarkt jeden Montag vom 18. Februar bis 25. März.
Schneeberg 19. Febr., 28. Mai, 22. Oct.; B. 18. Febr., 27. Mai, 4. Nov.
Schönberg (Sachsen) 29. Juni, 1. Nov.
Schöneck 4. März, 5. Aug., 2. Dec.; B. stets zugleich.
Schönewalde 11. April, 4. Juli, 17. Oct., 19. Dec.; .R B. Tags vor 1 bis 3.
Schönfeld 10. Juni, 25. Nov.
Schönhaide 2. Aug., 13. Dec.
Schraplau 2. Juli, 3. September, 25. November; B. mit 2.
Schwarza 2. April; B. zugleich.
Schwarzenberg 25. März, 6. Mai, 14. Oct., 16. Dec.; B. 5. März, 24. Spt.
Schweina 20. Febr., 28. Mai, 15. Oct., 3. December.
Sebnitz 25. Febr., 1. Mai, 29. Juni, 28. Sept., 25. Nov.
Seebergen 28. Febr, 17. Oct.
Siebenbäumen 8. Mai, 2. Oct.; B. zugl.
Siebenlehn 25. März, 13. Mai, 28. Oct. 21. Dec.
Sömmerda 12. April, 18. Juli, 19. September, 24. October; B. stets zugleich.
Sondershausen 12. März, 9. Juli, 5. Nov.
Sondheim v. d. Rh. 2. Febr., 6. März, 1. u. 21. Mai, 25. Juli, 30. Septbr., 30. Nov.; R. B. stets zugleich.

Sparenberg 21. März, 6. Juni, 26. Spt. 18. Dec.; V. ſtets zugleich.
Stadtilm 11. März, 21. Mai, 23. Juli, 21. Oct., 9. Dec.; V. Tags nach jedem Markte u. 14. Febr., 23. Sept.
Stadtſulza 29. Jan., 7. Mai, 22. Oct.; V. ſtets Tags zuvor.
Staßfurth 12. März, 18. Juni, 15. Oct.; V. mit 3.
Steinbach 5. Febr., 30. April, 1. Oct.
Steinheide 1. Juli.
Steinigtwolmsdorf 21. Mai, 12. Sept.; V. zugleich.
Stollberg 12. Febr., 22. April, 21. Oct.; V. 28. Febr., 8. Oct.
Stolpen 25. Febr., 1. Juli, 2. Sptbr., 4. November.
Stößen 5. Mai, 17. Nov.; V. zugleich und 16. März, 30. Sept.
Strehla 21. März, 10. Mai, 7. Novbr.; V. ſtets zugleich.
Streufdorf 23. April, 31. Oct.; V. zugl.
Struppen 26. Jan., 23. April, 1. Nov.
Stuttgart M. 23. Mai, 12. Dec.; Tuchm. 23. Aug.; R. 25. April.
Suhl 12. Febr., 16. April, 18. Juni, 27. Aug., 8. Octbr., 10. December.; V. mit 1 und 4.
Tambach 28. Mai; V. 15. Ap., 21. Oct.
Tanna 28. Jan., 11. März, 29. April, 10. Juni, 5. Aug., 14. Oct., 9. Dec.; V. ſtets zugleich.
Tannroda 18. März, 4. November; V. ſtets Tags nachher.
Taucha 4. März, 27. Mai, 16. Sept.; V. ſtets Sonnabends vorher.
Tennſtädt 28. Febr., 9. Juli, 15. Oct.
Teuchel 19. Febr., 21. Mai; V. zugleich.
Teuchern 9. April, 31. Oct.; R. V. 12. Jul.
Thamsbrück 17. Juni, 29. September.
Tharandt 4. Febr., 13. Mai, 30. Sept.
Themar 29. Jan., 5. März, 14. Mai, 9. Juli, 24. Aug., 22. Octbr., 26. Nov., 16. Dec.; V. mit 1. bis 5., und 13. Fbr., 12. Juni, 14. Aug., 13. Nov.
Thimmendorf 19. März, 9. April, 26. Juni, 2. Aug., 4. Oct.; V. ſt. zugleich.
Thum 18. Febr., 3. Juni, 25. Nov.; V. nach 1 und 2.
Tiefenort 30. April, 17. Sept.
Titſchendorf 30. April, 9. Juli, 20. Aug., 24. Sept.
Trebſen 14. März, 20. Juni, 14. Oct.; V. 9. März, 19. Juni, 9. Oct.
Treffurt 10. März, 28. Apr., 28. Juli, 8. Septbr., 3. Novbr.; V. ſtets Tags nachher.
Treuen 14. März, 7. Mai, 27. Aug., 25. Nov.; V. ſtets zugleich.
Triptis 12. Febr., 2. April, 11. Juli, 1. Oct., 13. Nov.; V. ſtets zugleich.
Uebigau 11. März, 12. Aug., 9. Dec.
Uhlſtädt 10. Mai, 12. Oct.; V. 5. Apr., 30. Oct.; W. 10. Mai.
Ummerſtadt 19. März, 6. Mai, 26. Aug., 17. Dec.; R. V. ſtets zugleich.
Unterneubrunn 19. Febr., 30. April; R. V. mit 2.
Vacha 6. März, 6. Mai, 17. Juni, 25. Juli, 30. Sept., 11. Novb., 23. Dec.; Schweinemarkt ſtets zugleich.
Veilsdorf V. 2. April, 24. Juli, 8. Oct.
Wachau 21. Juni, 6. Sept.; V. zugleich.
Wahrenbrück 8. April, 24. Juni, 16. Dec.; R. V. mit 1. u. 2.
Waldenburg 6. Febr., 15. Mai, 21. Aug.
Waldheim 6. Mai, 19. Aug.; V. 5. Juni, 16. Oct.
Wallendorf 21. Mai, 29. Sept.
Wallhauſen 12. März, 22. Oct.
Walſchleben 20. Juni, 25. Sept., 27. Oct.; V. ſtets zugleich.
Waltershauſen 6. März, 5. Juni, 23. Oct.; V. ſtets zugleich.
Warmbad 3. Juli.
Waſungen 29. Jan., 26. März, 14. Mai, 10. Dec.; V. mit 2. und 4.
Wechſelburg 2. April, 18. Nov.
Wehlen 18. März, 14. Oct., 16. Dec.
Weida 12. März, 23. April, 15. Juni, 22. Octbr., 3. Dec.; V. Sonnabends vor 1. 2. 4. und 5; W. 14. Juni.
Weimar 13. Mai, 15. Juli, 14. October; V. ſtets zugleich; W. 10. Juni.
Weißmain 13. Jan., 2. Febr., 10. März, 14. April, 12. Mai, 9. Juni, 14. Juli, 11. Aug., 8. Septbr., 13. Octbr., 21. November, 21. December.
Weißbach V. 30. Juni, 1. Sept.
Weißenberg 8. April, 29. Juli, 26. Aug., 25. Nov.; V. ſtets zugleich.
Weißendorf 11. Juni, 12. Nov.; V. zugl.
Weißenfels 19. Febr., 16. Juli, 17. Sept.; V. 15. Fbr., 13. Sept.; R. 24. u. 25. Oct.

Weißensee 12. März, 16. Juli, 22. Oct., 10. December.
Werdau 18. März, 8. Juli, 2. Septbr., 16. Dec.; B. 11. März, 4. Nov.
Wernigerode 19. Febr., 10. September; B. zugleich.
Werningshausen 7. März, 5. Septbr.
Wettin 22. Febr., 28. Juni, 16. Sept., 5. Dec.; R. B. mit 3.
Wiedersberg 20. Septbr.
Wiehe 14. März, 30. April, 27. Aug., 28. Oct.; B. stets Tags nachher.
Wiesa 25. Juni, 11. Nov.
Wildenfels 1. Juli, 16. Decbr.; B. 8. April, 16. Sept.
Wilsdruff 11. März, 13. Juni, 12. Dec.; B. stets zugleich.
Wilthen 24. Juni, 27. Sept.; B. zugl.
Wippra 30. Mai, 7. Nov.
Wolkenstein 8. April, 26. Aug.; B. 4. Mz.
Worbis 11. Febr., 6. Mai, 15. Juli, 18. Nov.; B. stets Tags nachher.
Wurzbach 30. Jan., 3. April, 29. Mai, 22. Juni, 14. Aug., 7. Octbr., 11. Decbr.; B. mit 1. und jede Mittwoch vom 13. Feb. bis 3. April.
Würzburg 4. Mrz, 8. Juli, 29. Spt., 1. Nv.
Wurzen 15. Febr., 6. Mai, 30. Septbr.; B. 16. Febr., 4. Mai, 28. Sept.
Zeitz 30. April, 30. Juli, 26. Sept.; R. 11. März, 4. Nov.; B. 25. Mai, 25. September, 16. November.
Zella (Weimar) 14. Mai, 10. Sept.
Zerbst 8. April, 24. Aug. (mit Meßfreiheit), 21. Oct.; R. B. 11. April, 21. Aug., 18. Oct. [R. B. zugl.
Zerbster Ankuhn 5. Febr., 21. Juni;
Zeulenroda 5. Febr., 26. März, 30. April, 16. Juli, 27. Aug., 29. Oct., 17. Dec.
Ziegenrück 25. März, 7. Mai, 7. Octbr., 6. Nov., 13. Dec.; B. stets zugleich und 27. Febr., 6. und 13. März.
Zittau 23. Febr., 11. Mai, 7. Sept., 30. Nov.; R. B. stets zugleich; alle Sonnabende großer Getraidemarkt.
Zöblitz 18. März, 21. Mai, 14. Oct.
Zschopau 25. Febr., 8. Juli, 18. Nov.
Zwenkau 7. März, 26. Aug., 25. Nov.; B. 6. März, 13. Juli, 23. Nov.
Zwickau 26. Febr., 28. Mai, 17. Sept., 3. Decbr.; R B. 25. Febr., 29. Juli, 29. Oct.; W. 6. Mai, 15. Juni.
Zwönitz 21. Oct., 13. Dec.; B. mit 1. und 15. März, 17. December.

Inserate für den Thüringer Volks-Kalender.

Im Verlage von M. Ziert in Gotha erschien:

Hymne für Männerchor mit Begleitung von Blechinstrumenten. Gedicht von Müller von der Werra, componirt von **Ernst Herzog zu Sachsen Coburg-Gotha.** Partitur 12½ Sgr., Clavierauszug 7½ Sgr., Singstimmen 5 Sgr.

Thüringer Tanz-Album für Pianoforte.

Sammlung gefälliger Tänze

von

Dörstling, Kuhl, Ottob. Walther, Wandersleb, Weinkauff.

Nr. 1—9 à 5 Sgr. — Verlag von M. Ziert in Gotha.

Soeben erschien im Verlage von Edm. Stoll in Leipzig die siebente Auflage von

F. T. Brunner's Clavierschule für Kinder, oder Anweisung zum Pianofortespiel für jugendliche Schüler. Opus 118. 1 Thlr.

Lehrer und Eltern werden auf dieses ausgezeichnete in 10,000 Exempl. verbreitete Werkchen ganz besonders aufmerksam gemacht.

Allen Gesangvereinen und Liedertafeln bestens empfohlen!

Schwert und Schild.

Sechszehn Vaterlands- und Kriegslieder

von

Müller von der Werra.

Mit Originalcompositionen für vierstimmigen Männerchor

von

W. Tschirch, P. Huß, J. E. Schmölzer, A. Methfessel, J. V. Hamm, F. Rohr, W. Popp, W. Speidel, G. Emmerling, A. Zöllner, J. Otto.

Ein Beitrag zu allen Gesangsbibliotheken und Commersbüchern.

Preis geheftet 15 Ngr.

Selten nur kam uns eine durchweg so acceptable Sammlung von Männergesängen (Chor und Quartett) vor. Alles wirkt, wie es wirken soll. Darum nicht viel Worte, sondern frisch zugegriffen und gesungen, das Werk wird Allen wohlgefallen.

Verlag von **Hermann Mendelssohn** in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Liedersammlung für Volksschulen,

zunächst für die Volksschulen des

Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Im Auftrage des Lehrervereins der Oberherrschaft herausgegeben.

125 Nummern mit Melodien.

Geh. 8 Sgr. = 28 Kr.

Leipzig, bei **Franz Wagner.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Erstes Schul- und Bildungsbuch.

Nach analytisch-synthetischer Lese-Methode

von

E. Brünnert.

5te Auflage. Roh 5 Sgr. Geb. 6 Sgr.

Dessen

Zweites Schul- und Bildungsbuch.

Ein Lesebuch

mit besonderer Berücksichtigung des Anschauungs- und Sprachunterrichts für Mittelclassen.

Preis 6 Sgr., geb. 8 Sgr.

Leipzig, bei **Franz Wagner.**

Im Verlage von **Hermann Mendelssohn** in **Leipzig** erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte Friedrichs des Großen.

Geschrieben von **Franz Kugler.**

Mit 400 prachtvollen Illustrationen,

gezeichnet von **Adolf Menzel.**

Neue durchgesehene Auflage,

vermehrt durch sechs Abbildungen der den Feldherren Friedrichs in Berlin errichteten Standbilder, durch Schlachtpläne und eine von Dr. H. Lange entworfene Uebersichtskarte des siebenjährigen Krieges.

Vollständig in 12 Lieferungen.

Preis jeder Lieferung 10 Sgr. = 8 Ggr. = 36 Kr. rh.

Mit Schluß dieses Jahres wird das Werk vollendet und tritt dann ein erhöhter Ladenpreis ein.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Die Bestandtheile der deutschen Parteien

und die

politische Literatur des letzten Jahres.

Streiflichter

von **Julius Fröbel.**

Elegant brochirt 8 Sgr. = 28 Kr.

Leipzig, bei Franz Wagner.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Die deutsche Auswanderung und ihre culturhistorische Bedeutung.

Fünfzehn Briefe an den Herausgeber der Allgemeinen Auswanderungs-Zeitung. Von Julius Fröbel.

Das obige Werkchen des berühmten Verfassers des von den competentesten Richtern als die seit vielen Jahren bedeutendste Erscheinung auf diesem Felde der Literatur anerkannten Buches „Aus Amerika" eröffnet zum Theil ganz neue Blicke in das behandelte Gebiet, widerlegt verjährte Irrthümer und füllt eine Lücke in der Literatur aus, welche der Nationalökonom Roscher in seinem Werke: „Kolonien, Kolonisation und Auswanderung" offen gelassen hatte.

15 Sgr., feinere Ausgabe 20 Sgr.

Leipzig, bei Franz Wagner.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Das Ansiedlerleben in der Kolonie Blumenau.

Eine Skizze von

Johann August Prestien,

(früherem Pachter mehrerer Güter bei Lübeck).

8. broch. 7½ Sgr.

Dieses hübsch ausgestattete kleine Werk ist Allen zu empfehlen, welche entweder des Gedeihens der brasilianischen Kolonisation sich erfreuen oder an derselben zweifeln. Die Ersteren werden mit Freuden gewahren, welch ein weites Feld, welch großartige Resultate Brasilien dem rationellen Ackerbaue bietet, die Letzteren von manchem Zweifel gründlich geheilt werden.

Leipzig, bei Franz Wagner.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Botanische Unterhaltungen

zum Verständniß der heimathlichen Flora.

Von **B. Auerswald** und **E. A. Roßmäßler.**

Mit 48 Tafeln und 380 Illustrationen im Text.

Gr. 8. Geh 3 Thlr.; in Leinwdbd. 3 Thlr. 10 Ngr.

Mit halb colorirten Tafeln geh. 4 Thlr.; in Leinwdbd. 4 Thlr. 12 Ngr.

Mit ganz colorirten Tafeln geh. 6 Thlr.; in engl. Einbande mit Goldschnitt 6 Thlr. 15 Ngr.

Zunächst bestimmt, die nicht wissenschaftlich gebildeten Freunde der Natur in die Pflanzenwelt einzuführen, gestaltet sich der Inhalt dieses anerkannt vorzüglichen Werkes doch auch gleichzeitig durch die neue und praktische Darstellungsweise zu einem vollständigen Handbuch der Botanik, es glücklich vermeidend, daß das Studium derselben als eine trockene Arbeit erscheine, wie dies bei anderen Lehrbüchern der Fall ist.

An 52 überall vorkommende und leicht aufzufindende Pflanzen, die in naturgetreuen Abbildungen beigegeben sind, werden sämmtliche Lehren der Botanik in allgemein verständlicher und ansprechender Weise angeknüpft, während andere 380 Illustrationen die anatomischen, physiologischen und organographischen Lehren erläutern und versinnlichen; durch ein vollständiges alphabetisches Register wird die Brauchbarkeit des Werkes noch erhöht.

Das Süßwasser-Aquarium.

Eine Anleitung zur Herstellung und Pflege desselben.

Von **E. A. Roßmäßler.**

Mit 1 Titelbild und 50 Illustrationen in Holzschnitt.

Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.; in Leinwandband 1 Thlr. 25 Ngr.

Mit fein color. Abbildungen in engl. Einband 3 Thlr. 10 Ngr.

Das elegant ausgestattete und mit den naturgetreuen sauberen Abbildungen der für das Aquarium verwendbaren Pflanzen und Thiere gezierte Büchlein kann den Besitzern und Freunden von Aquarien auf das Angelegentlichste empfohlen werden; auf die Anlage von größeren Bassin-Aquarien im freien Lande und in Gewächshäusern ist darin ebenfalls Rücksicht genommen.

Schiller's Lied „An die Freude."

17 Illustrationen in Tondruck gezeichnet, von **Ludwig Löffler.**

In Holzschnitt ausgeführt von **Schulze & Schmetzer** in Leipzig.

Gr. Fol. In elegantem Carton 3 Thlr. 10 Sgr.

Den Worten des Gedichtes sich anschließend, hat es der Künstler in diesen Illustrationen (nicht Umrissen, sondern ausgeführten Zeichnungen) versucht, die Gedanken und Empfindungen des Dichters durch den Griffel zu versinnlichen, die innern Schönheiten und Erhabenheiten des ewigfrischen Liedes dem Auge bildlich vorzuführen und dadurch demselben einen neuen Reiz zu gewähren.

Die geistvolle Auffassung, wie nicht minder die treffliche Ausführung in Holzschnitt, machten diese Illustrationen zu einer sehr werthvollen Festgabe zur 100jährigen Geburtstagfeier Schiller's.

Schiller's Geburtstag

oder:

„Ich habe gelebt und geliebet."

Biographische Erzählung von **Heinrich Schwerdt.**

Preis: 22½ Sgr.; gebunden 1 Thlr.

Allen Verehrern unseres großen Dichters, welche sich über dessen Leben und Streben in gedrängter Darstellung näher zu unterrichten wünschen, kann dies elegant ausgestattete und mit 9 Abbildungen von Schillerhäusern illustrirte Büchlein, dessen Inhalt auf streng historischer Treue beruht, als eine höchst anziehende Lectüre empfohlen werden; besonders auch der deutschen Frauenwelt, der jüngeren wie der älteren, wird diese Erinnerungsschrift eine sehr willkommene sein.

(Verlag von Hermann Mendelssohn in Leipzig.)

Von H. Klemm's Verlag in Dresden sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Pariser Moden- und Modellzeitung für Damen- und Kinder-Garderobe, herausgegeben von den renommirtesten Fachgenossen in **Paris, Wien, Berlin, Dresden** ꝛc. Erscheint alle 14 Tage im allergrößten Formate mit den neuesten **Musterschnitten in natürlicher Größe**, leichtfaßlicher Erklärung und Abbildungen der vollendeten Anzüge. Preis pro Quartal nur ½ Thaler, so daß jedes vollständige Modell neuer Mäntel, Mantillen, Jäckchen, Kinderkleider ꝛc. kaum einen Groschen kostet.

Pariser Moden-Salon für Damengarderobe, Moden und weibliche Arbeiten. Alle 14 Tage eine Lieferung. Bringt außer den neuesten **Modeschnitten** auch noch Strick-, Stick- und Häkelmuster u. dergl., sowie **colorirte Pariser Modenkupfer.** Preis pro Quartal nur ¾ Thaler.

NB. Bei directem Bezug unter Kreuzband ist ¼ Thaler pro Quartal für Porto apart zu vergüten. —

Vollständiges Handbuch der Bekleidungskunst für Damen zum gründlichen Selbstunterrichte, mit sehr vielen Schnittzeichnungen und Abbildungen 1¼ Thlr. Mit **Centimeter** und **Maaßnotizbuch** zusammen 2 Thlr.

Für Herren-Kleidermacher!

Europäische Modenzeitung für Herrengarderobe, mit deutschen, französischen und englischen Original-Modenkupfern nebst Schnittzeichnungen, pro Halbjahr 2 Thaler; direct per Post unter Kreuzband bezogen 2⅔ Thlr.

Vollständiges Handbuch der Bekleidungskunst für Civil und Militär, von H. Klemm jun. **Fünfzehnte Auflage** mit 840 fein lithographirten Zeichnungen. Preis nur 2⅔ Thlr. Mit **corporismetrischem Gürtel**, elegantem **Maaßnotizbuche** und Pariser Centimetermaaße zusammen 4⅔ Thaler.

Das Buch der Livreen. Vollständige Zusammenstellung von 166 Schnittmustern und bildlichen Darstellungen, 1 Thaler.

Die vollständige **Chemie des Fleckenreinigers und Kunstwäschers**, in mehr als 100 werthvollen Mittheilungen und chemisch-technischen Rezepten zur Behandlung jeder Art von Zeugen und Flecken. ¾ Thaler.

Verlag von H. Klemm in Dresden, Neumarkt No. 12.

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:

Hübner's

Biblische Geschichten für Schule und Haus.

Umgearbeitet und mit neuen nützlichen Lehren versehen

von

B. L. F. Steiner.

Dritte Auflage. 17½ Kr. oder 5 Sgr.

Der Recensent im theologischen Literaturblatt zur Allgemeinen Kirchenzeitung versichert, „daß ihm noch keine so glückliche Bearbeitung der biblischen Geschichte vorgekommen sei."

Leipzig, bei **Franz Wagner.**

GENERAL BOOKBINDING CO.
78 408ST 53 005 A
QUALITY CONTROL MARK
6055

T53

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305